J. GEFFCKEN
GRIECHISCHE MENSCHEN



QUELLE & MEYER · LEIPZIG

Johannes Geffcken

Griechische Menschen

J. GEFFCKEN

Griechische Menschen

Studien zur griechischen Charakterkunde und Menschenforschung



QUELLE & MEYER · LEIPZIG

Buchschmuck und Einbandzeichnung von Paul Hartmann.



Druck von Julius Beltz in Langensalza.

Julius Schultz
gewidmet

Vorbemerkung.

Dieses Buch, mit dessen Plan ich mich zwei Jahrzehnte lang getragen und für das ich in dieser Zeit viel Material zusammengebracht hatte, ohne freilich zu einer schriftlichen Festlegung auch nur eines Bruchteils zu kommen, soll nicht etwa ein Bild der griechischen Humanität geben, sondern den Versuch machen, einem weiteren Kreise die Kunde der griechischen empirischen Psychologie bis etwa zur Wende unserer Zeitrechnung zu vermitteln. Ich möchte zeigen, wie die Hellenen bis zu diesem Termin den Menschen geschildert und beurteilt haben, sei es in Dichterwerken oder in historischen Darstellungen oder in der philosophischen Betrachtung oder endlich in der Praxis der Redner. So sollen griechische Menschen, so auch die Anschauungen der Hellenen vom Menschenwesen vor unser Auge treten, das immer wieder, durch zeitliche und nationale Bedingtheit dieser Erscheinungen hindurch, die ursprüngliche Menschennatur in mannigfacher Gestalt erkennen wird.

Ich hielt ein solches Buch wie das vorliegende für nötig, um die den Philologen ja längst bekannte, aber einem größeren Kreise, namentlich heute, ganz und gar nicht vertraute Wahrheit zu erhärten, daß die Griechen dasselbe geleistet haben, was man, an sich mit vollem Recht, nur der Renaissance nachrühmt: die Entdeckung des Menschen. Auch die Griechen haben sich einst den Weg dazu, den Weg zum Individualismus gebahnt.

Diese historische Entwicklung zu kennzeichnen, habe ich mir eine besondere Stoffeinteilung zur Pflicht gemacht. Es schien mir nicht geboten, die Leistungen der Jonier entsprechend ihrer lange andauernden Bedeutung im ersten Kapitel ganz erschöpfend zu behandeln; ich glaubte vielmehr hier möglichst synchronistisch vorgehen zu müssen. Wir sprechen bei der Betrachtung des griechischen Geisteslebens von einer

attischen Periode. Innerhalb dieser erscheinen bei mir demgemäß auch die ionischen Sophisten (Kapitel III 2), die ja in so nahem Verhältnis zu den Attikern stehen, so wie natürlich Lysias von diesen nicht zu trennen ist. Um dieses ihres Einflusses willen behandle ich die Sophisten auch zwischen dem Kapitel über das ältere und jüngere Drama (III 1; 3), von dem ich wieder die ältere Komödie als etwas weniger bedeutsam für die griechische Charakterkunde durch einen längeren Zwischenraum scheide. Anderseits bilden Sokrates und Platon eine so feste Einheit, daß sich Demokrit, Sokrates' jüngerer Zeitgenosse, nicht dazwischen schieben durfte. Die mittlere und neue Komödie endlich durfte nicht die Kapitel IV 1 und 2 unterbrechen, weil diese beiden durch die unmittelbare Entwicklung des peripatetischen Denkens zusammengehalten werden.

Ich führe die Gestalten dichterischer Phantasie dem Leser vor Augen, lege ihm Charakteristiken, wie sie Historiker und Redner entwerfen, Betrachtungen der Philosophen über den Menschen vor. Mit diesen aber muß sich notgedrungen oft die Kennzeichnung der einzelnen schriftstellerischen Persönlichkeit verbinden, der wir die Kunde jener Erscheinungen wie diese Reflexionen danken. So entfaltet sich vor uns eine Fülle griechischen Menschentums, die ich hier nur ahnen lassen kann, nicht wirklich zu schildern vermag. —

Noch ein Wort über die Bilder, die ich dem Buche beigegeben habe. Die berühmte Cäretaner Hydria, Herakles im Kampfe mit Busiris und den Ägyptern darstellend, zeigt uns den Humor, mit dem der Jonier des 6. Jahrhunderts den Sohn des Zeus betrachtet, und zugleich die Schärfe des ionischen Blickes für fremde Volkstypen. Attisches Ethos verkörpert uns ein Grabrelief, das, zwar weniger gut als so manche andere ausgeführt, dennoch eine ganz besonders innige Gebärdensprache redet; ein bekanntes hellenistisches Herrscherbild und der Kopf eines Kriegers end-

lich sollen die Porträtkunst jener der Erforschung des Individuums besonders zugewendeten Zeit kennzeichnen.

Unsere Zeit bedarf des ganzen deutschen Idealismus, im Großen wie im Kleinen. Als Idealist habe ich dieses Buch geschrieben: möge es Gesinnungsgenossen im Glauben an Hellas stärken.

Rostock, im Februar 1919. Johannes Geffcken.

Inhaltsverzeichnis



Die Jonier



P H

1. Homer.

In der griechischen Literatur der ältesten Zeit und der danach folgenden Periode treten uns am eindrucksvollsten die Leistungen der Jonier entgegen, deren Ruhm erst wieder von den Attikern erreicht wird: Epos und Elegie, Jambus und Epigramm, Philosophie und Wissenschaft sind ionischen Ursprungs. Umspannend ist dieses Volkes Schaffen, das auch noch unter der goldenen Herrschaft der Attiker seine Kraft erweist.

Am Eingange des umfassenden ionischen Geistesdaseins steht Homer, der unendlich vielseitige Dichter. Ilias und Odyssee bilden eine Welt für sich, wir dürfen daher die zwei Epen mit dem konventionellen einen Dichternamen umspannen. Aber wir müssen uns stets bewußt bleiben, was wir damit tun. Denn die stärksten Gegensätze reißen beide durch lange Zeiten getrennte Dichtungen auseinander: hier achäischer Heldentrotz, dort ionisches Wetten, Wagen und Sinnen, ja schon pessimistisches Grübeln über das menschliche Dasein; hier jagen die Ritterrosse mit dem Streitwagen ins Kampfgewühl, dort stampft das Schiff durch die purpurne Flut; hier zuweilen Gefühle von fast tierischer Wildheit, dort manchmal Stimmungen, die selbst uns Spätgeborenen fast als sentimental erscheinen wollen. Und dieselbe Erscheinung tritt, wie sattsam bekannt ist, innerhalb jedes einzelnen Epos zutage, dessen Schichtungen freilich dem Auge verschiedener Gelehrten verschiedene Lage zeigen wollen. Gleichwohl muß jedes Gedicht einmal seine bestimmte abschließende Form erhalten haben, jedesmal durch einen Poeten, dessen Gedankenwelt sich mit der des von ihm zusammengefaßten Epos in der Hauptsache identifizierte. In solchem Sinne behandeln wir die Ilias und Odyssee als gesonderte Einheiten. Mag ihr Abschluß wann immer erfolgt sein, sie stellen beide, und zwar die Odyssee noch mehr als

die Ilias, ionisches Denken dar, und wir vermögen somit aus ihnen zu erkennen, wie die Jonier in den Zeiten des Epos den Menschen betrachteten und darstellten. Wir werden sehen, daß sich auch da eine Entwicklung von einem Epos zum anderen, ja auch wieder innerhalb verschiedener Teile desselben Heldenliedes herausstellt. Wir dürfen ferner nicht vergessen, daß, während das homerische Epos seine letzte Vollendung erhielt, schon andere Dichter von ihrem Empfinden, von ihren Anschauungen Zeugnis ablegen konnten und gegeben haben werden. Aber diese Fragen sind noch nahezu ungelöst, und so verzeihe man uns die etwas altmodische Anordnung, der zufolge wir den beiden Epen die anderen vielleicht mit manchen der homerischen Sänge gleichzeitigen Dichtungen folgen lassen.

Hervorragende Homerkenner unserer Zeit haben unter voller Berücksichtigung der kritischen Ergebnisse den Dichter auch als Charakteristiker gewürdigt. Der Versuch, nach sprachlichen Kriterien äolische und ionische Schichten zu sondern, nach der Art der Bewaffnung Altes und Junges zu trennen, hat in der Hauptsache zur Erkenntnis der innigen Verbindung früherer und späterer Dichtungen geführt. So wird auch unsere Betrachtung das Bestehen einer gewissen Einheit innerhalb jedes der beiden Lieder und zwar mehrfach auch die Absicht, eine solche Einheit zu schaffen, feststellen können.

Die Ilias.

Wie schon bemerkt, ist es ausgeschlossen, in der Ilias achäisches und ionisches Denken reinlich zu scheiden. Es wäre ja wohl nicht unrichtig, in Achills Wildheit so recht das Wesen des achäisch-thessalischen Ritters zu sehen, anderseits in Glaukos' schwermütiger Betrachtung über das Dasein der Menschen einen Ausdruck echt ionischer Reflexion, aber ein allgemeines Kriterium für die Volksart in

jener alten Zeit vermögen wir doch nicht zu gewinnen. Denn genauer kennen wir immer nur das Wesen der Jonier, und gerade auch von ihrem kriegerischen Sinn erzählt die Geschichte noch durch manches Jahrhundert hindurch, berichtet auch ihre eigne Literatur. Archilochos und Mimnermos sind Söhne eines Stammes, hier der Kämpe und Musendiener in einer Person, dort der Sänger der Liebe und des Lebensgenusses: die ionische Seele hatte weiten Raum für solche Gegensätze.

Vor allem aber ist es falsch, aus den ältesten Teilen des Epos, wenn wir diese einmal als gegeben ansetzen, die Kampffreude von Berserkern heraushören zu wollen. Eine solche Seelenstimmung kennt der Dichter höchstens spurenhaft bei Achill und auch bei jener früheren Generation, die er mit Bedacht von der der Achäer vor Troia scheidet, z. B. bei Diomedes' Vater Tydeus. Er selbst, der zu dem großen Ereignis, der Bestürmung Jlions durch ein Griechenheer, in denkbar objektiver, künstlerischer Ferne steht, läßt seine Helden durchaus keine unbedingte Lust mehr am Dreinschlagen empfinden. Es kann bei ihm geschehen, daß Agamemnon seinen besten Streiter Achilleus ob seiner Lust an Krieg und Schlacht tadelt, und wenn der höchste Gott den Ares mit den gleichen Worten straft, so spricht auch daraus die Abneigung des Dichters gegen wildes Blutvergießen.

Wir haben es hier in der Hauptsache nicht mit Wikingern, sondern mit Rittern zu tun; es gilt einen Adel, der Kampf und Raubtat nicht mehr als Selbstzweck ansieht, der unter größeren Heerführern, wenn es sein muß, zu Felde zieht, der in der Ratsversammlung sitzt und das Auftreten eines schon vorhandenen Demagogen mit tiefem Mißbehagen empfindet, am liebsten gleich züchtigt; es ist ein Adel, der besonders die Jagd liebt, dessen Sänger das Tier des Waldes, des Feldes und der weiten Steppe mit einer Meisterschaft zu beobachten und zu schildern verstanden hat wie nie ein

Dichter wieder. Welche Torheit war es daher, Homer die eigne Kenntnis des Löwen, den er fast in jeder Bewegung, beim Sprunge über die Hürde, bei der zögernden Flucht vor der Jägerschar so unvergleichlich kennzeichnet, abzusprechen und ihn nur aus der Überlieferung, unterstützt durch die Anschauung von Kunstwerken, schöpfen zu lassen!

In der Tat, es hieße Eulen nach Athen zu tragen, wollte man ihn noch als tiefgründigsten Kenner und Darsteller der Natur preisen. Wie er das Tierleben in seiner Fülle und Kraftäußerung erschaut hat, also daß ihm noch heute gerade der kundige Jäger die hellste Beobachtung nachrühmt, so ist ihm der Leib des Menschen fast wie einem Arzte bekannt; es spricht wahrhaftig für dieses sein Wissen, daß ihn ein moderner Mediziner für einen Feldscher jener Zeit hat ausgeben wollen. So schätzt er denn auch die Arzneikunde besonders hoch und gibt vorsorglich sogar den nur allzu menschlich geschilderten Göttern einen Arzt, der sich ihrer annimmt, wenn sie sich zu tief in die Beschäftigung mit den Sterblichen einlassen.

Wie oft hat man nicht Homers unendliche Ruhe der Beobachtung gerühmt oder seine „epische Breite", wie Oberflächliche die wunderbare Gabe des Dichters genannt haben, nichts zu überhasten, jedem den gebührenden Platz zu geben. Ihm ist fast jede Wunde, die er schlagen läßt, anatomisch von Bedeutung: kaum ist etwas dafür bezeichnender als jene Verletzung des Teukros am Schlüsselbein, die dem Verwundeten die Hand erstarren läßt. Er kennt den starken Schlag des menschlichen Lebensorgans, des Herzens, das, selbst verletzt, noch durch seine Bewegung den Speerschaft schwingen läßt; er spricht in voller Seelenruhe davon, wie sich der Tod auf Augen und Nase legt. Und so kennzeichnet der Poet, der, wenn einer, in die Tiefen des menschlichen Empfindens hinabgestiegen ist, auch psychische Regungen und Ausbrüche nicht selten durch die Schilderung physischer Vor-

gänge: Achilleus' Herz schwillt vor Zorn, vor sorgenden Gedanken will das des Agamemnon aus der Brust springen und beben seine Glieder, sein Zwerchfell wird mit Wut erfüllt und ringsum verdüstert, Heras Brust kann den Groll nicht bergen, ein Held „verdaut" seine Empörung. Das sind die Anfänge der späteren ionischen pathologischen Erklärung von seelischen Zuständen.

Auch das Wesen des Traumes, das wir noch weiter unten zu würdigen haben, wird mit großer naturwissenschaftlicher Nüchternheit geschildert. Denn der Dichter kennt nicht nur bedeutungsvolle oder auch trügerische, von einem Böses sinnenden Gott gesandte Träume, sondern auch jenes eigentümliche Halbdasein des „Behinderungstraumes", wie man es treffend genannt hat. Und auch, wenn es sich um ein rein mythisches Ereignis, wie die Sendung eines täuschenden Traumes handelt, verzichtet Homer nicht auf die naturgemäße Darstellung des Vorganges: den Agamemnon umtönt beim Erwachen noch die göttliche Stimme: der Übergang vom Schlaf zum Wachsein wird so aufs feinste bezeichnet.

Es würde viel zu weit führen, wollten wir hier ein Gesamtbild des homerischen Seelenlebens entwerfen; wir kämen dann nicht um die Frage nach des Dichters „Weltanschauung" herum und gerieten dadurch ins Uferlose. Auch sind die Hauptsachen über dies Thema schon von anderen umfassend dargelegt worden. Uns kommt es hier wesentlich auf Homers Beobachtung des Menschen und Charakterschilderung an. Bevor wir aber ermitteln, wie er den Menschen im einzelnen Falle angesehen hat, gilt es, ihn als Beobachter einiger besonderer Leidenschaften und Gefühlsäußerungen zu würdigen.

Es ist charakteristisch für die homerische Gefühlswelt, daß der Zorn des Achilleus das Hauptthema des Gedichtes ist. Aber es handelt sich dabei nicht nur um die Leidenschaft des Haupthelden, sondern der Zorn spielt überhaupt

eine recht umfassende Rolle innerhalb des Epos: zürnende Worte ruft Agamemnon dem Chryses zu, grollend rächt Apollon seinen Priester am Völkerhirten, eine wilde Scheltszene spielt sich zwischen diesem und dem Peliden ab, Odysseus verabreicht dem Thersites in heftiger Erbitterung einen kräftigen Hieb. Das häufigste menschliche Gefühl, dem die späteren griechischen Popularphilosophen eine Reihe moralischer Abhandlungen gewidmet haben, wird von Homer mit vollendeter Kennerschaft geschildert.

Betrachten wir zuerst Agamemnon in seiner Leidenschaft. Den König hat die Aufforderung der Achäerfürsten, dem Chryses Genugtuung zu leisten, schon in volle Wut versetzt; bereits spricht er gefährliche Drohungen gegen den Priester aus, ehe er ihm ankündigt, daß er seine Tochter nicht freigeben werde, und warnt ihn dann nachdrücklich vor seinem Zorn. Wie er den Priester bedräut hat, fährt er nun auch den Seher an, und, sich immer mehr ins Unrecht setzend, bekennt er aufs Unverfrorenste, wieviel höher er die Chryseis stelle als seine eigene Ehefrau. Ein wohlerfahrener Wortkämpfer, vermeidet er seinem jugendlichen Feinde Achill gegenüber schimpfende Ausdrücke, um desto stärker durch hämischen Hohn zu beleidigen: da wird jener als Heuchler behandelt, da genießt der Zürnende schon im voraus schadenfroh die Erbitterung, die sein geplantes Vorgehen bei ihm erregen werde; endlich weiß er durch ein einziges infames Wort, in dem er gleich zu Beginn seiner letzten Rede allen Haß zusammenfaßt, durch den Ruf: So fliehe denn! die Heldenehre seines Gegners aufs empfindlichste zu kränken. — Ganz anders der jüngere Achilleus. Er nimmt zwar kein Blatt vor den Mund, er nennt den Atriden gewinnsüchtig, sucht aber dessen Erregung durch ein begütigendes Angebot zu mildern. Doch als alles nichts hilft, als von der anderen Seite nur Beleidigungen folgen, bricht der heißblütige Heros in jugend-

lich heftige Schimpfworte aus; zuletzt, da Agamemnons Herrscherwahn sich immer unsinniger gebärdet, greift er zum Schwerte. Von blutiger Tat zurückgehalten, steigert er dann noch seine Schmähruſe zum allerhöchsten Grade, um, nachdem er dem Könige aufgesagt, in der Weise der Zürnenden, wie die antiken Erklärer fein bemerkt haben, wieder auf seinen Ausgangspunkt, auf die unerträgliche Herrschsucht seines Feindes zurückzukommen. — Gleich psychologisch schildert der Dichter den neu wieder auflodernden Grimm des Achilleus bei seinen Verhandlungen mit der Bittgesandtschaft der Achäer: sagt Agamemnon nur alles recht deutlich, ruft er den Boten zu; er redet in abgerissenen Worten; jeder Gedanke an den Gegner läßt ihn wild auflodern, so freundlich er den Abgesandten sonst auch begegnen will. Und nicht minder echt menschlich ist das Gefühl einer gewissen Genugtuung, mit dem Achill bei der späteren Versöhnung noch seines Zornes gedenkt. — Völlig verschieden von der menschlichen Leidenschaft stellt Homer einmal den Zorn eines Gottes dar, an dessen furchtbare Macht er glaubt. Der zürnende Apollon spricht kein Wort der Erbitterung, aber mit unübertrefflicher Klarheit und Kürze gibt uns der Dichter bekanntlich im Rasseln der Pfeile auf der Schulter des Gottes ein Bild seiner Stimmung.

Auch der Ärger findet verdiente Berücksichtigung. Am meisten ärgern sich freilich die Götter; Hera und Athene, wenn Zeus sie mit unnütz verletzenden Worten reizt, der Göttervater selbst, wenn die Schwächeren ihn betrügen, am menschlichsten Poseidon bei einem Rangstreit. Köstlich, wie da der von Iris besänftigend angesprochene Gott sich zuerst wirklich beruhigen will, dann aber wieder das Gefühl seiner Niederlage durch Zeus heftig in ihm aufbegehrt und sich in ziemlich gegenstandslosen Drohungen äußert.

Homer, der oft so ruhige Betrachter der Menschen und

Dinge, der Kriegserfahrene, begeistert sich, wie schon erwähnt, nicht für wildes Reckentum und Berserkerwesen. Seine Helden fürchten sich zuweilen und flüchten da, wo Widerstand Torheit scheint. Aber die wirkliche Feigheit brandmarkt er aufs nachdrücklichste und hat den Furchtsamen in einer unvergleichlichen Charakteristik zu schildern verstanden: wie er vor dem Überfall auf den Feind die Farbe verändert, kauernd den Platz wechselt, sich bald auf diesen, bald auf jenen Fuß setzt und mit den Zähnen klappert. Meisterhaft hat dann der Dichter, wie wir noch sehen werden, die Feigheit in Paris individualisiert.



Welch tiefen Blick hat er in das trauernde menschliche Herz geworfen! Achills rasendem Zorn gegen Agamemnon entspricht sein wildes Leid um Patroklos, dessen Verlust der Held weit schmerzlicher empfindet, als ihn der Tod seines Vaters betrüben würde. Wie fein aber nun, daß der klagende Achill jetzt auch auf sein ganzes freudloses Leben zu sprechen kommt, auf sein Fernsein vom Vater und Sohn, und endlich gerade bei seinem Vater und dessen traurigem Alter verweilt. Der furchtbare Schmerz kennt eben keine Logik. — Und wieder weiß der menschenkundige Dichter, daß unsere Teilnahme am Leide anderer ihre Grenze hat: die Greise begleiten Achills traurige Gedanken an seinen Vater mit Seufzen, denken aber in der Hauptsache an die von ihnen selbst daheim Zurückgelassenen, wie kurz zuvor die klagenden Frauen nicht um Patroklos, sondern in ihrem eigenen Jammer gestöhnt hatten.

Es bleibt für die Ilias bezeichnend, daß ihre Helden noch nicht imstande sind, dem nächststehenden Nebenmenschen im Leide, das sie gemeinsam mit ihm empfinden, Trost zu spenden. Als Menelaos von Pandaros' Pfeile getroffen wird, jammert Agamemnon laut auf und sieht in

schonungslosem Pessimismus den Bruder schon tot, ja seiner beflügelten Phantasie naht schon das Bild des höhnisch auf Menelaos' Grabhügel herumspringenden und spottenden Troers. Nicht viel anders denkt Hektor. Er malt der Andromache ihr einstiges Witwenelend mit fast grausamer Deutlichkeit aus, auch er vernimmt schon die stolzen Worte eines siegreichen Feindes und gleich Agamemnon will er dann lieber in der Erde liegen als solches erleben. So ist die Schonung des Nebenmenschen, wie wir sie in der Odyssee so oft finden, der Ilias fremd, die ja auch noch nicht den gesellschaftlichen Takt gleich jener kennt.

Ebenso unbekümmert geben diese homerischen Gestalten ihren Trieben im Weinen und Lachen nach. Jede schwere Ratlosigkeit erpreßt Tränen. Herakles weint zum Himmel empor, Agamemnons Zähren fließen bei der Niederlage wie das Wasser einer Quelle, die Achäer weinen über die Fortschritte der Troer, Phoinix spricht zu Achilleus unter Tränen. Aber noch fehlt dem älteren Epos die in der Odyssee so häufige Lust an der Klage, die Sehnsucht nach dem Jammern. Erst in einem späteren Teile des uns vorliegenden Gedichtes spielt dieses menschlich sehr natürliche Gefühl eine vorübergehende Rolle. — Seltner ist das Lachen; um so unbefangener setzt es ein. Die Achäer lachen trotz ihrer Verstimmung über Thersites, als er seine verdienten Prügel erhalten und sich in diese Lage noch nicht zu schicken weiß; noch naiver ist das Lachen der seligen Götter über Hephaistos, wie der schnaufende Hinkefuß der Jugendgöttin Dienst im weiten Olymp eifrig versieht. Und wiederum ist es ein Stück echten, wenn auch keineswegs mehr naiven Menschentums, wenn in jener unvergleichlichen Szene zwischen Hektor und Andromache beide betrübte Gatten über ihren kleinen Sohn lachen: bei tiefem Leide — so bemerkt auch die antike Homererklärung

— bewirkt eine leichte Ursache den Wechsel der Stimmung.



Homer ist der Charakteristiker allgemeiner menschlicher Gefühle, mit gleicher Kennerschaft und Kunst zeigt er uns menschliche Typen. Kein Stand seiner Zeit, dem er nicht ins Herz geschaut hat; er beobachtet die Freude des Hirten am hellen Sternenhimmel, er verfolgt die schweifenden Gedanken des Weitgereisten. Aber vor allem weiß er mit unübertrefflicher Wahrheit Mann und Weib in ihrem Verhältnisse zueinander zu schildern. Erst der Tragödie, erst Euripides ist es wieder gelungen, das Weib mit gleicher Wahrheit im Guten wie im Bösen darzustellen wie Homer. Mit einer warmen Empfindung für Frauenschönheit und deren Eindrucksfähigkeit — man denke an die Helena bewundernden Greise auf Troias Mauern — verbindet er oft eine ruhige Betrachtung des weiblichen Wesens. Zeuge dafür ist, um jener Erzählungen von schlimmer Frauentat, die er der Sage verdankt, nicht zu gedenken, manch scharfe Beobachtung: er hat es mit angesehen, wie erboste Weiber auf die Straße laufen und sich teils auf Wahrheit beruhende, teils erlogene Scheltworte an den Kopf werfen, er weiß, zuweilen nicht ohne Humor, von Ehestandsszenen zu sagen.

Es ist bezeichnend, daß die erste derartige Szene sich wieder zwischen Göttern abspielt; die erste Frau in der griechischen Literatur, die sich echt typisch mit ihrem Mann zankt, ist Hera. Es ist ihr nach Frauenart sehr ärgerlich, daß ihr Gatte ihr nichts vom Besuche der Thetis bei ihm gesagt hat, sie bohrt an ihm herum, um hinter diese geheimen Dinge zu kommen, sie erschrickt wohl und zieht mildere Saiten auf, wenn Zeus nach Männerart grob wird, aber sie vermag doch alle Befehle ihres Eheherrn zu vereiteln. Mit weiblicher Schlauheit weiß sie den sinnlichen Götter-

vater zu berücken und sein Verlangen durch eine vorgegebene Reise wie eine halbwegs erotische Erzählung noch zu steigern; sie schützt Scham vor, um ihn desto sicherer im Ehegemach den menschlichen Dingen fernzuhalten; da er später des schweren Betruges inne wird, leistet sie einen Schwur, der wenigstens zum Teil Wahrheit ist. Charakteristisch, wie sie dann den Auftrag ihres Mannes, ihm Iris und Apollon zu schicken, vollzieht. Sie gehorcht nicht unmittelbar, sondern tritt unter die auf dem Olymp versammelten Götter und schmollt vor ihnen, damit man sie ja frage, was ihr fehle; dann verstimmt sie die Götter gegen Zeus, unter ihnen besonders Ares, dem sie sofort eine üble Nachricht mitteilt, um nun endlich dem Gebote, das sie erhalten, zu willfahren. —

Von menschlichen Ehepaaren treten uns drei wundervoll charakterisierte entgegen: Paris und Helena, Hektor und Andromache, Priamos und Hekabe. Von den beiden ersten würde das viel mißbrauchte Sprichwort zu Recht bestehen, daß jeder die Frau besitzt, die er verdient. Der unbedeutende Schönling Paris hat ein leichtes Weib, die, der Schwäche ihres Gatten sich bewußt, seiner schon überdrüssig ist, die kupplerischen Worte der Aphrodite zurückweist und sehr im Unterschiede zu Andromache, die ihren Gatten in Troia zurückhalten möchte, Paris zur Stadt hinaus aufs Schlachtfeld senden will. Vor Hektor aber, diesem Manne in der vollen Bedeutung des Wortes, der ihr, wie ein späterer Gesang hervorhebt, nie ein böses Wort gesagt, hat sie das Schamgefühl des Weibes, das einen Fehltritt begangen. Sie ist nicht, wie Wilamowitz sagt, „eine Katze“, sondern die sonst so Gedankenlose empfindet das moralische Übergewicht des reinen, großen Menschen vor ihr, der um ihretwillen sein Leben aufs Spiel setzt, was ihr eigner Mann gern vermeidet. Und so schilt sie auf sich, hier wie vor Priamos bei der Mauerschau, wie so oft Schwache es

tun, damit man sie nur ja über ihre Handlungsweise beruhige.

Soll man noch, darf man überhaupt von dem herrlichsten Ehepaare der Weltliteratur, Hektor und Andromache, reden? Vor uns steht die höchste Verklärung der Gattenliebe. Sie wirkt aber nur darum so erschütternd und auch beseligend, weil ihr alle und jede Gefühlsseligkeit, ja, man möchte fast sagen: jeder nur poetische Schwung fehlt, und nur die reine, die elementare Natur spricht. Dem weiblichen Triebe unmittelbar folgend, sucht Andromache den von schweren Kriegssorgen bedrängten Hektor nicht mit ihrem Jammer zu verschonen, sondern muß ihm ihr ganzes Weh, ihre ganze Verlassenheit vor Augen legen. Sie versteht es so wenig wie andere Frauen, daß der Mann draußen kämpfen muß, daß sein Ehrgefühl ihn treibt, vor dem Feinde seinen Mann zu stehen; sie lacht wohl mit ihm über den kleinen Sohn, aber schon drängen sich wieder die Tränen hindurch. Das wirkt auf den Gatten, der in Wahrheit einer ist. Doch er küßt Andromache nicht, er streichelt sie nur in seiner tiefen Ergriffenheit, wie man treffend beobachtet hat, und macht schweren Herzens dem Wiedersehen ein Ende. Sie aber blickt sich noch öfters nach ihm um — Derartiges läßt sich nicht mehr charakterisieren. Und durchaus natürlich bleibt Andromaches späteres Benehmen. Ihre Sorge um Hektor vermehrt sich durch das stolze Bewußtsein seiner Heldenkühnheit; sie will zuletzt die Gewänder, in die sie ja nun ihres Gatten Leib nicht mehr hüllen kann, verbrennen. Und so ist die Frau, wie Wilamowitz richtig sagt, „von dem stärksten Pathos sacht herabgeglitten zu Gedanken, die uns klein scheinen mögen und die doch der Frau so wichtig sind und wichtig sein dürfen“.

Und auch ein altes Paar zeigt uns Homer. Auch dieses übt noch guten Ehebrauch. So sicher Priamos seiner Sache, der von den Göttern geheißenen Fahrt zu Achilleus, ist,

er muß doch die Angelegenheit noch mit seiner Gattin bereden, die ihn natürlich ob eines solchen Wagnisses für wahnsinnig erklärt und in weiblicher Tatenscheu nur weiter um Hektor weinen will und gegen Achilleus rast. Aber der alte König hat nur aus Gewohnheit Hekabe um ihre Meinung gefragt, er selbst ist längst entschlossen, den Feind aufzusuchen; Hekabe jedoch traut trotz des zugesagten Götterschutzes dem Frieden doch nicht so recht und gibt dem Könige noch guten Rat auf den Weg. —

Ergreifend ist Hekabe als Mutter. Sie will Hektor nach der Kampfarbeit pflegen, ihm Wein reichen; aber der reife Sohn weist in natürlicher männlicher Überlegenheit die besorgte Mutter freundlich zurück und zu anderer Tätigkeit an, und gern gehorcht sie ihm. Und wie rührend, daß die tiefgebeugte Frau sich später noch an dem unzerstörten Aussehen der Leiche des Sohnes zu freuen vermag.

Homers „leichtlebende" Götter verdienen bekanntlich dieses Beiwort nicht; die Erdenschwere vieler Leidenschaften und schmerzlicher Empfindungen belastet sie. Auch die erregten Gefühle der Mutter kommen zu Wort. Thetis ist in heißer Sorge um ihren leidenden Sohn. Alles atmet hier schärfste Beobachtung der menschlichen Natur. Die Meeresgöttin setzt dem Zeus, den sie für Achilleus erwärmen will, mit dem ganzen Radikalismus des Weibes gewaltig zu: Schlage mir die Bitte nur ab! Dann weiß ich ja Bescheid, daß ich die verachtetste aller Göttinnen bin! Und vor Hephaistos zieht sie, um ihn zu gewinnen, alle Register weiblichen Jammerns. Sie antwortet nicht auf des Schmiedegottes Frage nach ihrem Begehren, sondern klagt sofort: Keine Göttin sei übler dran als sie; ihr sterblicher Gatte sei ihr weggealtert, nun sterbe auch ihr Sohn; sie berichtet von seinem Streite, selbstverständlich als beschönigende Mutter, ohne von Achilleus' Hartnäckigkeit ein Wort fallen zu lassen.

Gegenüber den wenigen, wenn auch köstlichen oder charakteristischen Frauengestalten der Ilias macht die Odyssee mit ihren vielen und bestimmenden weiblichen Charakteren fast den Eindruck eines Frauenepos. Aber ohne das Vorbild der älteren Dichtung wären die Frauen der Odyssee nicht möglich gewesen.



Mit vollendetem dichterischen Takt hat Homer der indirekten Charakteristik vor der direkten den Vorzug gegeben; mit bewußter Kunst hat er die ihm zum Teil überlieferten Charaktere ausgestaltet.

So ist ihm u. a. Achilleus überliefert worden. Wir wissen, daß die Schleifung des erschlagenen Feindes alttheſſaliſche Sitte war; Homer übt schon Kritik an ihr, er nennt sie ein unziemliches Werk. Aber auch sonst spricht er, und zwar indirekt, sein Urteil über den Peleussohn aus; Patroklos hält ihn für fähig, auch einem Schuldlosen Vorwürfe zu machen; der eigne Vater hat ihn beim Abschiede gebeten, seinen trotzigen Sinn zu zügeln. In Achill lebt ein Stück älteren Kriegertums, ein Rest vom Berserkertum. Seine Unerschrockenheit bleibt von dem unheimlichen Wunder, der menschlichen Rede seines Rosses, unberührt; seine Unversöhnlichkeit ist bekannt. So werden alte rauhe Züge, die wir natürlich nicht zu einem fest umrissenen Urbilde zusammenfügen können, von Homer übernommen und erfahren Ausführung, Individualisierung, ja auch Milderung. Der ursprüngliche rasende Kampfeszorn des Helden wird durch das Gefühl der Rache begründet, seine Unbotmäßigkeit durch Agamemnons Vorgehen motiviert; der Mörder der troischen Jugend will wie ein echter Ritter kein unwürdiges Ende in den Wellen eines Flusses finden. Voll vom tragischen Bewußtsein, daß er nur eine kurze Spanne Zeit zu leben habe, führt er das allerintensivste Dasein. Seine



Herakles tötet den Aegypterkönig Busiris und sein Gefolge

Freundschaft mit Patroklos bedarf keines Wortes; ihre heiße Empfindung hat einen fast romantischen, von der späteren Antike nicht mehr verstandenen Anstrich, wenn der Held Troern und Achäern den Tod wünscht und allein mit seinem Genossen der Feste Zinnen brechen will. Mit wilden Worten fährt er Agamemnon an, dem er auch später, da ein viel höheres Leid als die eigne Ehrenkränkung ihn selbst betroffen hat, nicht ganz verzeihen kann. Mit Recht von seiner Unentbehrlichkeit überzeugt, besitzt er einen gewaltigen Ehrgeiz, der selbst seinem trautesten Freunde ein allzu hohes Maß des Ruhmes mißgönnt. Dem echten Krieger eignet rücksichtsloser Wahrheitssinn; so legt Homer gerade dem Achill die köstlichen Worte in den Mund: tiefverhaßt ist mir, wer anders denkt, als er spricht; er macht keine Redensarten, sondern kommt schnell zur Sache; ihm mißfallen im Grunde die vielen Worte des Odysseus, während er, worauf schon die antike Erklärung treffend hingewiesen hat, von Aias' kurzer soldatischer Ansprache einen tieferen Eindruck empfängt. Auf die Geschenke, mit denen der gedemütigte Agamemnon seines Feindes Verzeihung erkaufen will, kommt dem stolzen Ritter nicht viel an; in vornehmer, den anderen nicht beleidigender Art, im starken Gegensatze zum Odysseus des zweiten Heldenliedes, weiß er diese Angelegenheit außer Erörterung zu stellen. Vornehm ist seine Haltung auch gegenüber den Gesandten Agamemnons, diskret der Ausdruck seiner Liebe zur Briseis, wo doch der Atride so schamlos sein Gefühl für die Chryseis bekennt. So hat ihn schon die spätere Epik beurteilt. Denn der Vollender des Gedichtes, der die schöne Lösung Hektors schuf, er, dessen milderes Gefühlsleben Priamos und den Mörder seines Sohnes zu jener edlen gegenseitigen Bewunderung zusammenführte, hat diesen neuen Zug aus der Ritterlichkeit des Helden entwickelt und ihn mit großer Feinheit dadurch nicht unwahrscheinlich gemacht, daß er eine gewisse

Reizbarkeit des Achilleus beibehielt. Auch das späte, auf Charakterkunde bedachte Altertum hat den Helden „ehrgeizig, einfach, wahrheitsliebend, jähzornig, bitter“ genannt.

Der große Dichter, der den von ihm geschilderten Kämpfen seiner Landsleute schon zeitlich ganz fern stand, gestaltete Hektors Persönlichkeit zur anziehendsten des ganzen Epos. Mit vollendeter Kunst, in liebevollster Hingabe an diese Gestalt läßt der Schöpfer des sechsten Gesanges den Helden als Sohn, Bruder, Schwager, Gatten und Vater vor uns treten und sich in jedem dieser Verhältnisse als großen und wahrhaft menschlichen Mann bewähren. Typisch ist dabei seine Liebe zu Andromache und doch auch wieder individuell, wenn er wünscht, daß am einstigen Ruhm seines Sohnes sich besonders die Mutter freuen solle. Vor allem aber hat Homer in ihm das Bild eines wahren Helden aufs glaubhafteste, ohne jede märchenhafte Phantastik gezeichnet. Hektor ist ganz Ehrgefühl ohne eigentlichen Ehrgeiz; den Führer seiner Stadt im Kampfe berührt es aufs peinlichste, wenn die Troer über Paris schelten: so tritt er dem unwürdigen Bruder mit Geringschätzung, ja zorniger Verachtung entgegen. Der Grieche Homer läßt gerade den Feind der Achäer in heiligster Empfindung zur Rettung des Vaterlandes, zum Tode für die Heimat aufrufen; zornig verwirft Hektor klugen und vorsichtigen Rat, wo es allein rasche und kraftvolle Tat gilt: ein antiker Erklärer hat solch feurigen Worten des Heros den Vorzug vor Tyrtaios' Schlachtgesängen erteilt. Aber eben darum, weil er kein kampfwütiger Eisenfresser ist, kann ihn wie so manchen Schlachterprobten auch einmal die Furcht befallen; Homer bewährt nur seinen alten psychologischen Tiefblick, wenn er Hektor vor Achill die Flucht ergreifen läßt. Um so herrlicher und wieder auch wahrer ist es dann, wie der Held, nachdem er sein Schicksal erkannt hat, seinen Mannesmut wiederfindet. — So verbinden sich diese Züge zum einheitlichen

Bilde. Aber nicht das ganze Epos hat sie festgehalten. Die Gestalt des hochherzigen Vaterlandsverteidigers ist zusammen mit der Persönlichkeit des soldatischen Aias zu Gunsten des Ritterideals verzerrt worden. Der Zweikampf beider, den man mit Recht ein „mit vollendeter Courtoisie durchgeführtes Tournier“ genannt hat, fällt aus dem Rahmen wie der ganzen Kampfhandlung so der Charaktere heraus; denn auch Hektors Ehrgeiz, der in diesem Liede zweimal zu pathetischem Ausdrucke kommt, ist ein fremder Zug in seinem Bilde.

Das unfreundliche Wesen des seine Königsgewalt überspannenden Agamemnon ist uns bereits bekannt. Natur und Äußerungen seines Zornes haben wir schon behandelt; sie ließen uns seine hämische Lust an der Beleidigung selbst erkennen, nur ein im häßlichen Streite Wohlerfahrener bleibt äußerlich kalt, um desto tiefer zu verletzen. Vor unseren Augen setzt ihn der Dichter ins schwerste Unrecht; zweimal, unmittelbar hintereinander, schädigt er die Sache der Achäer aufs nachhaltigste, zuerst durch die vom zürnenden Apollon verhängte Pest, dann durch die Folgen, die sich aus Achilleus' Beleidigung ergeben. Die Selbstsucht des Herrschers, der sich für einen ihm abgenötigten Verzicht nun am Gute seiner Untergebenen entschädigen will, tritt brutal in den Haupthandlungen, feiner in den Nebenzügen hervor. Als Odysseus den Demagogen Thersites gezüchtigt hat und nun in der klugen Besprechung der allgemeinen Lage sich mehr an die schwer getroffene Gemeinde als an Agamemnon selbst wendet, geht der Atride nicht auf seine Worte, sondern nur auf die des folgenden Redners, Nestors, ein, die nähere Beziehung auf ihn selbst genommen hatten. Trotzig und doch leicht verzagt, erkennt er ziemlich schnell, daß er die Schuld an dem ganzen Unglücke des Heeres trägt, hat aber aus seinem Fehlgriffe doch so wenig gelernt, daß er bei nächster Gelegenheit den Odysseus herb

tadelt, um dann freilich seine Scheltrede in aller Form wieder zurücknehmen zu müssen. So kommt der rasch Entmutigte, der zweimal in vollem Ernste den Vorschlag zur Flucht macht, in eine peinliche Lage nach der anderen. Seine Empfindung davon verrät sich überzeugend in seiner weitschweifigen Rede bei der Versöhnung mit Achilleus, in der er zuerst, wie sehr treffend beobachtet ist, aus Furcht vor dem Murren der Gemeinde, sich alle Unterbrechungen verbittet, dann lange Abschweifungen macht und am Ende recht kurz seine Bereitwilligkeit zur Genugtuung erklärt. — Aber der Mangel an Einheitlichkeit in der Ilias hat auch dieser Gestalt Eintrag getan. Das dem Epos ursprünglich fremde Lied der sogenannten Dolonie zeigt ein etwas anderes Charakterbild des Königs. Im Gegensatze zu seiner schrankenlosen Selbstsucht in den anderen Teilen des Heldenliedes ist Agamemnon sich hier seiner Herrscherpflicht bewußt, die ihm Zeus, freilich als ein Übel, schon bei der Geburt auferlegt habe, und namentlich trägt er die allergrößte Sorge um seinen Bruder Menelaos, den er selbst gegen seinen treuen Nestor verteidigt und besonders vor der Teilnahme an dem Erkundungszuge schützen will. —

Das Wesen Nestors ist, wie wir Ähnliches früher gesehen, fast ganz Typus; vor uns steht der Greis mit allen Vorzügen und Schwächen des Alters. In direkter Charakteristik, die wir hier zum ersten Male in der griechischen Literatur finden, betont der erste Gesang Nestors Wohlredenheit und sein Alter; aber ganz ohne Ironie, die überhaupt für den wirklichen Charakterdarsteller notwendig ist, hat der Dichter den Alten uns nicht vorgeführt. Seine Reden zum Lobe einer heldenhaften Vergangenheit, an der er selbst so oft kräftigsten Anteil genommen haben will, werden immer breiter; zuletzt, in einer besonders langen Ansprache, scheint die Kette seiner Erinnerungen gar nicht abreißen zu wollen. Dabei ist er naiv genug, lange Reden in der Versammlung

zu tadeln, wo es doch Taten gelte. Aber er rühmt nicht nur die Erfahrung des Alters, er betätigt sie auch. Geschickt sucht er durch Konzessionen nach beiden Seiten Achilleus und Agamemnon zu versöhnen. Zuerst gewinnt er diesen durch freundliche Worte, dann, klug bemüht, ihm den unmittelbaren Tadel wegen seines früheren Benehmens zu ersparen, warnt er ihn vor einem zweiten Fehlgriffe. Und da Kriegskunst vielfach Erfahrung ist, gibt der Alte auch trefflichen Rat für den Kampf. — Die leicht festzuhaltenden Züge dieses Typus sind von der etwas späteren Dichtung fortgeführt worden: hier von dem Dichter der Leichenspiele, der Nestor seinem Sohne noch vor dem Rennen weisen Rat erteilen läßt, dort vom Schöpfer der Odyssee, die uns den Alten im gleichen Bilde zeigt. Dagegen verrät sich wieder die „Dolonie" als recht spät, indem sie Nestors Wesen durch Diomedes als unruhig tadeln läßt.

Individueller tritt uns die Gestalt eines anderen Greises, des Priamos, vor Augen. Auch er verweilt nach der Weise des Alters gern bei vergangenen Zeiten, übt aber dabei eine bei weitem größere Zurückhaltung als Nestor; er betätigt die Milde des Hochbejahrten durch die Freundlichkeit gegen Helena wie durch das offene und schöne Lob seines Feindes Agamemnon. Gleich seinem hohen Sohne ist er der Freund seines bedrängten Vaterlandes, an das er besonders auch bei Hektors nahendem Fall denkt; er verbietet den die Leichen der Troer Bestattenden zu weinen, damit man nicht den Feinden den Eindruck der Schwäche mache. So ist er alles andere als ein kraftloser Greis, und die spätere Dichtung des Schlußgesanges hat psychologisch nicht unrecht, wenn sie den Alten die müßig herumstehenden Troer und die eignen untätigen Söhne heftig anfahren läßt.

Mit besonderer Liebe ist Odysseus gezeichnet. Es scheint, als ob der Dichter eine schon feststehende Gestalt in ihm ge-

kannt, aber ignoriert habe. Ein Troer nennt ihn einmal „im Bösen unersättlich“; aber gerade die Ilias bringt nicht diese Eigenschaft des Helden zur Geltung, sondern entwickelt sein Wesen in anderer Richtung. Er ist, wie Wilamowitz es treffend zusammengefaßt hat, der überlegne, starke Geist, in ihm haben wir eine neue schöne Erscheinungsform der von Homer und überhaupt den Griechen so besonders hochgeschätzten überlegten Mannhaftigkeit. Im schweren Kampfe stehend, erkennt er deutlich die Gefahr und überwindet das Grausen durch verächtliches Wort an den Feind, scheut sich aber nicht, nachdem er diesen gefällt, mit aller Kraft um Hilfe zu rufen. Aber noch mehr: Odysseus ist geradezu der gute Geist des Achäerheeres. So viel und — zuweilen — auch so gut Nestor redet, so hohe Achtung er bei den Helden genießt, Homer hat doch in dem reifen Manne Odysseus das Ideal menschlicher, zumeist auch unmittelbar wirkender Einsicht verherrlicht. Direkte wie indirekte Charakteristik hat er dazu verwendet: in einer wundervoll individuellen, echt ionischen Schilderung führt er uns Odysseus im Gegensatz zu Menelaos vor, wie dieser, der Breitschultrige, im Stehen einen stärkeren Eindruck hervorgerufen, jener im Sitzen, wie besonders aber im Reden der Unterschied beider hervorgetreten sei. Da sprach Menelaos kurz und laut, Odysseus schien nach seiner äußeren Haltung zuerst befangen oder verdrießlich zu sein, aber bald brachen seine kräftigen Worte gleich einem Schneegestöber hervor. Solche Worte nun hören wir an mehreren entscheidenden Punkten des Gedichtes. Nachdem der Held in unverfrorenster adliger Weise flüchtendes Heervolk und danach den frechen Thersites durchgeprügelt hat, versteht er überaus klug die matte Stimmung des Heeres zu beleben. Ein echter Volksredner, versetzt er sich in die Stimmung seiner Zuhörer, er betont sein Verständnis für ihre Kriegsmüdigkeit, aber nur, um die Anwesenden desto nachdrücklicher

auf die Schmach hinzuweisen, die ihnen ein so langer Feldzug ohne jedes Ergebnis einbrächte. So hält er, um den Eindruck von Thersites' demagogisch aufreizender Ansprache völlig zu verwischen, seinerseits eine Volksrede und macht dadurch die Bahn frei für Nestors an Agamemnon gerichtete Worte. — Mit vollem Rechte hat ferner G. Finsler die Rede des Odysseus bei der Gesandtschaft „ein Meisterstück überlegtester Klugheit in dem, was sie ausspricht, und in dem, was sie verschweigt", genannt. Eine Tonleiter der verschiedensten Gefühle spielt sich vor unseren Ohren ab: dem höflichen Lobe der guten Bewirtung folgt ein Appell nach dem anderen, sei es an die Freundschaft, die kindliche Pietät oder an den Edelmut, den Ehrgeiz Achills; genau auf das reizbare Wesen des Peliden sind seine behutsamen Vorwürfe wegen seiner Halsstarrigkeit, ist die vorsichtige Erwähnung Agamemnons eingestellt. — Besseren Erfolg als hier hat die zweite die Versöhnung der Gegner bezweckende und auch herbeiführende Rede des Helden. Sein Ziel ist die Annahme der Geschenke durch Achilleus, der sie in der vorgeschlagenen Form zurückweist, und die Rückgabe der Briseis. Um dieses zu erreichen, gilt es ihm vor allem, die bestehende frostige Stimmung zu verscheuchen; dazu sucht der Lebenskluge eine allgemeine leibliche Stärkung des Heeres herbeizuführen, bei der dann mittlerweile sich alles ordnen läßt, und kommt, bei Achills ablehnender Haltung, wieder auf seinen Rat zurück, indem er mit gesundem Menschenverstande Maßhalten auch in der Trauer fordert. Den König aber, der auf dem Punkte steht, wieder alles zu verwirren, schont er in keiner Weise; er befiehlt ihm geradezu die feierliche Geschenkabgabe und heißt ihn vor allen Achäern zu schwören, er habe Briseis nicht berührt. Aber der ehrliche Makler tadelt auch wieder leise den Achilleus; denn wenn er seine eigne geistige Überlegenheit über diesen betont, so ist das nicht sowohl ein

naives Selbstlob als vielmehr ein heimlicher Zuruf: Sei auch du vernünftig und folge meinem Rat! — So ist das Charakterbild völlig einheitlich, im Gegensatze zur Odyssee, wo der Hauptheld starke innere Widersprüche zeigt.

In voller Geschlossenheit steht auch die Persönlichkeit des Aias da, dessen großen einfachen Ernst die antike Kritik mit Recht hervorhebt. Wir haben schon auf sein rein soldatisches Wesen hingewiesen. Dem hochgemuten Hektor, dem schwungvollen Verteidiger seines Vaterlandes, steht der nüchtern Tapfere gegenüber, der Offizier, der, nie seiner Pflicht vergessend, noch im Abgehen umsichtige letzte Befehle erteilt, der seine weichenden Leute kräftig schilt und mit wenigen Worten immer wieder das Ehrgefühl wachzurufen bestrebt ist. Muß er selbst aber einmal zurück, so geschieht das in jener unwillig zögernden Weise, die Homer so vorurteilslos wie plastisch mit dem Wesen des störrigen Esels verglichen hat.

Mit raschen Umrissen sind andere Achäerhelden gezeichnet. Der einfache, schlichte, seinen König respektvoll ehrende, unermüdlich tapfere Diomedes; der etwas schwächliche und milde, nur einem Paris wirklich überlegene Menelaos, der immer auf die Befehle seines Bruders horcht, aber um seiner geringen Bedeutung willen gerade bei seiner Dienerschaft besonders beliebt ist; der schon etwas ältliche und leicht ermüdete, aber schmucklos brave Idomeneus; Aeneas, der ob seiner Stellung zu Priamos Mißvergnügte, nur in späten Teilen des Epos tendenziös Verherrlichte; endlich Patroklos, im Kampfe schonungslos und hart, ein Feind aller ruhmredigen Worte, daheim aber milde und weich — sie alle bilden einen lebensvollen Hintergrund zu den großen Erscheinungen achäischen und troischen Heldentums.

Aber der vielumfassende, weltkundige Dichter hat es mit Recht nicht unterlassen, in einer seiner Figuren das Gegenbild zu allen diesen streitbaren Persönlichkeiten zu schaffen.

Gerade den Anstifter des ganzen blutigen Krieges läßt Homer am wenigsten leisten und lieber daheim bleiben. Mit feinster Kunst vereinigen sich hier die Einzelzüge zum Bilde des Frauenknechtes, des Feiglings. Er prahlt mit glänzenden Waffen, die er nicht zu führen weiß, er läuft sofort davon, da er seinen Feind heranstürmen sieht, er muß sich von seiner Niederlage, die er sehr leicht nimmt, durch Liebelei erholen. Vor Hektor freilich gibt er seine Schwäche unumwunden zu, fühlt sich aber doch in seiner Rolle als Günstling der Aphrodite wohl. Vor seiner Frau jedoch schämt er sich seiner untüchtigen Haltung und spielt in ihrem Gemach durch eifriges Putzen seiner sieglosen Waffen den Krieger; der effeminierte Feigling entblödet sich nicht, vor Hektor seinen Entschluß zur neuen Teilnahme am Kampfe auf Helena zurückzuführen. Draußen aber beschränken sich seine Heldentaten wieder auf einen leichten Pfeilschuß aus dem Hinterhalt und auf vorübergehenden Anschluß an seinen Bruder.

So versammelt der große Dichter Kraft und Schwäche, hohen Edelsinn und Erbärmlichkeit, leitende Klugheit und weises Gebahren, Wildheit, Ritterlichkeit, Begeisterung im Kampf für das Vaterland und soldatischen Sinn, edelste Weiblichkeit der Gattin und berückenden Reiz der sittenlosen Frau zum Vollbilde menschlichen Daseins. Das viel mißbrauchte Wort von der Sonne Homers ist eine tiefe Wahrheit; der Glanz ionischen Geistes liegt auf der Ilias. Aber diese ionische Sonne badet mit ihren Strahlen nicht nur die Höhen des Menschenwesens, sondern dringt auch in seine Tiefen und verborgenen Klüfte. Nicht Heiterkeit kennzeichnet Homer, sondern Klarheit und Wärme.

Neben dem seelenforschenden Interesse für das Individuum, das sich uns auch schon im Selbstgespräche darstellt, zeigt das Heldengedicht bereits Anteilnahme am Wesen fremder Völker. Trotz der zum mindesten sehr starken Par-

teilosigkeit des Dichters finden sich doch auch Stellen, an denen er das fremdländische Gebahren der Troer betont. Es ist ein Widerhall der ionischen Kämpfe mit den Asiaten, wenn das wirre, laute Wesen der anrückenden Troer mit dem Geschrei der Kraniche verglichen wird, während der Anmarsch der Achäer sich in stiller Wucht vollzieht. Jonische Völkerkunde verrät der Vergleich mit der lydischen oder karischen Purpurfärberin, vollends läßt das junge Gedicht der „Dolonie“ die Verwendung von Flöten und Pfeifen im troischen Lager als etwas ganz Gewöhnliches erscheinen.

Die Ilias ist ein voller Vorklang des Joniertums. Das Altertum fand Homers Götter sehr menschlich, seine Menschen götterähnlich. Der erste Teil des Urteils ist richtig, der zweite nicht ganz. Denn diese Menschen sind nirgends idealisiert, sondern überall durchaus glaublich, der Natur nachgezeichnet wie das Tier. Diese Kunde des menschlichen Daseins vermehrt noch die Odyssee.

Die Odyssee.

Es ist bekannt, daß die staatlichen, sozialen und auch religiösen Zustände, daß die ganze Kultur der Odyssee einen weit jüngeren Eindruck machen als die entsprechenden Verhältnisse der Ilias; auch das Gefühlsleben steht auf einer anderen, im allgemeinen höheren Stufe. Dasselbe gilt auch von der Menschenkunde der Odyssee.

Das Ritterepos der Ilias kennt nur hochadlige Herren; wo ein Frechling gegen sie den Mund auftut, läßt ihn Homer mit tiefer Genugtuung durchprügeln. Der äußere Besitz gilt dabei als unerläßliche Bedingung und wird, z. B. zum Zwecke der Versöhnung, in verschwenderischer Weise gehandhabt. In der Odyssee dagegen gilt die Aufzehrung von Odysseus' Hab und Gut durch die Freier nicht nur als ein frevelhafter Übergriff, sondern auch als wider-

sinnige Vergeudung durch einen gedankenlos schlemmenden Adel; es herrscht eine Wertung des Besitzes, ein Grausen vor dem Hunger und der Armut, auch eine solch herzliche Freude am Essen und Trinken, am Wohlleben, ja sogar eine so eindringende Psychologie des Bettlers, daß man wohl begreift, warum schon früh der Verfasser des Epos als ein Mann aus bedürftigstem Stande angesehen worden ist. So rücken denn auch die Typen des Volkes mehr in den Vordergrund: die Hirten, unter denen Eumaios' königliche Abkunft noch ein Überlebsel der altadligen Dichtungssphäre bleibt, sein Genosse, der brave Philoitios, sein Gegenpart, der böse Melanthios, alle wohl unterschiedene, aber vielleicht doch etwas zu häufige Vertreter des einen Standes. Dazu haben wir die Dienerinnen; sogar ein mahlendes Weib wird redend eingeführt. In diesem Milieu fühlt sich der Homer der Odyssee besonders wohl; wie er das Bettlerdasein des Odysseus nicht ohne Humor schildert, so gibt er ein freundliches Bild bewußten Behagens in Eumaios' Hütte, ein Stück vom Leben der Zeit, das der Dichter des letzten Sanges durch die Erzählung vom ländlichen Mahle bei Laertes schon fast zum Idyll ausgestaltet hat.

Dem Dichter der Odyssee ist das wohlgefügte Haus, bei dessen Bau der Hauptheld selbst mit Hand anlegt, alles; hier findet dieser sein Behagen, seines Daseins Grundwert. Zum Hause aber gehört die Frau. Wir haben oben geglaubt, die Odyssee fast ein Frauenepos nennen zu dürfen, eine Bezeichnung, die bei dem Charakter dieser Frauen dem Werte der Dichtung keinen Eintrag tut. Odysseus lebt geradezu in einer Frauenwelt. Gütige oder mitleidige Göttinnen, reizende oder dämonische Nymphen umgeben ihn, er füllt das ganze Sinnen und Trachten seines Weibes aus, beschäftigt das Denken oder Fühlen der Frauen am Königshofe, hat mit guten und bösen Dienerinnen zu tun.

In der Ilias stampft das Streitroß, brüllt der Löwe,

heult der dürre Wolf und der Schakal. In der Odyssee begegnen wir dem Hunde, dem Freunde des Menschen. Die feinen Sinne des Haustieres wittern das Nahen des Überirdischen; in einer unendlich ergreifenden Szene wird der treue Hund seines Herrn inne, ehe die Menschen ihn erkennen.

Die Odyssee empfindet subjektiver, individueller als die Ilias. Der Dichter verrät sein eignes Empfinden über seine Gestalten unmittelbarer. Wohl zeigt uns die Ilias ihre tiefe Sympathie für den herrlichen, vor Achilleus flüchtenden Hektor, aber sie läßt das Gefühl durch den Vater der Götter aussprechen und aus seiner Person begründen; in der Odyssee tritt einmal der Dichter mit seiner Person hervor, um uns an einer wundervollen, fast rhetorisch schwungvollen Stelle seine Ergriffenheit über den in tiefem Schlafe heimkehrenden Helden zu bekunden. —

Die Ilias sagt von einem hochgewachsenen Helden nur: er sproß auf wie ein Schößling; Odysseus vergleicht Nausikaas hohe, schlanke Gestalt nicht überhaupt mit einer Palme, sondern mit einer ganz besonderen, deren Wuchs ihm früher einmal tiefen Eindruck gemacht habe. Er berichtet von einem Kunstwerke mit sichtlicher Freude an dessen Naturwahrheit, er äußert großes Gefallen am ebenmäßigen Bau seines Hauses, und der Held lächelt einmal „sardonisch“, in einer Gefühlsmischung, die weder die Ilias noch die Odyssee sonst kennen. Bei der Schilderung ferner von Artemis' Wohlgestalt vergißt der Dichter nicht hinzuzufügen, wie sehr sich Leto an der Tochter freut. Und das in der Ilias so seltene und elementare Selbstgespräch ist in der Odyssee bereits zu einem tiefinneren Zuspruch geworden. Dieser Individualismus spricht auch aus einer Feinfühligkeit, die in gleicher Vollendung erst in der späten attischen Komödie wiederkehrt. Mit Recht hat man betont, daß in der Odyssee die Höflichkeit eine viel größere Rolle als in der Ilias spielt, ja, daß

man auch den Schein der Unhöflichkeit zu vermeiden ängstlich bemüht ist. Aber höher als Höflichkeit steht Herzenstakt und feine Schonung des Nebenmenschen. Odysseus weicht durch kluge Erzählung einer für die Königstochter peinlichen Beantwortung einer Frage aus, die Arete an ihn wegen seiner Kleider gestellt hat. Mit gleichem Takte vermeidet er den wahren Grund zu nennen, warum ihn Nausikaa nicht selbst zum Hause ihres Vaters habe führen mögen, vielmehr beschuldigt er sich selbst und seine Scheu vor dem Zorne des Königs; denn, bemerkt er mit schonungsvoller Höflichkeit, wir sind nun einmal leicht verstimmt. Gleich fein empfindet sein gütiger Wirt. Er merkt wohl, warum ihm seine Tochter den wahren Grund ihrer Bitte um das Gespann verbirgt, aber er geht nicht weiter darauf ein; er beobachtet seines Gastes heiße Tränen beim Liede des Sängers, bezwingt jedoch wie sonst auch jetzt seine Neugier nach der Person des Fremden und fragt erst später danach, nachdem er dem Sänger geboten, nicht weiter das Leid des Ankömmlings zu erregen; er weiß klug, Odysseus und den anderen Anwesenden über die durch Euryalos' taktloses Benehmen entstandene Verstimmung hinwegzuhelfen. — Mit der Rücksicht auf den Nebenmenschen und Freund geht Hand in Hand ein warmes Mitleid mit seinem Schicksal, dessen der, welcher es mit angesehen, dauernd eingedenk bleibt. Lange noch gellt dem Odysseus der Weheruf seiner Genossen im Rachen der Skylla nach, und tief, tief in der Unterwelt hat Agamemnon noch nicht Kassandras schrecklichen Todesschrei vergessen.

Diese Feinfühligkeit, diese echt menschliche Weichherzigkeit ist oft von heißen Tränen begleitet. Nichts natürlicher als Penelopes Zähren, die, sehnsuchtsvoll ihres Gatten gedenkend, sich immer wieder gleich einem Kinde in den Schlaf weint, die unter Tränen jeden Fremden nach Odysseus ausfragt. Nichts selbstverständlicher als die tiefe Rührung, die

die endlich wieder vereinigten Gatten empfinden, die Odysseus bei der Wiedererkennungsszene mit seinem Sohne, mit den treuen Hirten zeigt. Und wenn dem Menschen bei der Erinnerung an alles früher Durchgemachte, an das verrauschte Leben das Herz stets weich wird, so hat dieses Bewußtsein dem Dichter die herrliche Szene von Odysseus' Ergriffenheit beim Liede des Sängers eingegeben. Aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß es diesen Menschen auch natürlich ist, zuweilen um des Weinens willen zu weinen, daß die Odyssee von Sentimentalität nicht unberührt ist. Im Gegensatze zur Ilias, die so selten von der Freude, der Sättigung am Wehklagen redet, weint man in der Odyssee zur Zeit und Unzeit, schwelgt man in Tränen voll bewußten Genusses an der Klage. Die entzauberten Genossen des Helden, ihre Gefährten, die sie wiedersehen, weinen, im Saale des Menelaos beim Mahle vergießt man, des Odysseus gedenkend, Tränen, Eumaios und Philoitios können sich ihrer beim Anblick des Bogens ihres Herrn nicht enthalten. Der Dichter hat selbst dieses Übermaß wohl zuweilen empfunden, namentlich wenn die Tränen alle Heiterkeit der von ihm so hochgeschätzten Freuden des Gastmahls fortzuschwemmen drohen, er hat, bezeichnend genug, durch zwei natürlich empfindende Frauen, einmal Helena, später Kirke, einen gründlichen Wechsel der Stimmung herbeigeführt. Aber bei anderer Gelegenheit verrät er uns doch, daß ihm selbst diese Stimmung nicht ganz fern liegt; denn wie die treuen Hirten beim Anblicke des Odysseusbogens weinen, läßt er sie gerade durch den frechsten Freier darob schelten. Der späte Dichter des Schlußgesanges hat dann noch die tiefe Rührung des Odysseus über seinen Vater durch die echt ionisch-physiologische Beschreibung des Weinens auf nicht gerade geschmackvolle Weise illustriert.

Aber die Menschheit besteht zu allen Zeiten aus Gegensätzen. Trotz aller Feinfühligkeit, trotz einer gesteigerten

Schmerzfähigkeit, die den alten Laertes bereits zur Selbstkasteiung treibt, macht man doch in dieser immer noch sehr waffenfreudigen Zeit vom Schwerte ebenso schnellen wie nachdrücklichen Gebrauch. Einen ungehorsamen Gefährten will Odysseus sofort, wie ein Offizier seinen trotzigen Untergebenen in der Schlacht, niederhauen, und die endliche Rachetat an den Freiern und ihrem Anhang vollzieht sich unter den furchtbarsten, ja im Falle des Melantheus, den grausamsten Formen. Und doch untersagt Odysseus wieder der Euryklеia den gedankenlosen Jubel über den blutigen Sieg.

Der Dichter der Ilias ist ein Kenner des menschlichen Körpers, ist ein ausgezeichneter Psycholog; die Feinfühligkeit des Homers der Odyssee beschäftigen schon fast pathologische Zustände der Seele, fesselt ihr Traumleben. Dicht vor ihrem Untergange befällt die Freier ein unsinniges Lachen und dazu krampfhaftes Weinen: eine Stelle, die Konrad Ferdinand Meyers lebhafteste Bewunderung erregt hat. Und wenn in der Ilias die Träume verhältnismäßig einfach sind, so hat die Odyssee in der Schilderung von Penelopes Traumleben ein Bild tiefster physisch-psychischer Wahrheit entworfen. Das Irrationelle fast jedes Traumes tritt dabei deutlich hervor: der Königin sind ihre Gänse von einem Adler getötet worden; die Gänse bedeuten die Freier, und doch trauert sie über den Tod der Vögel. Ihr hochgesteigertes, ganz von Sehnsucht aufgezehrtes Seelenleben verrät sich durch die Beurteilung des Traumes inmitten des Traumes selbst, durch die Gewißheit, es sei kein bloßer Traum mehr; endlich ist es echt menschlich, daß sie sich nach dem so überzeugenden Gesicht beim Erwachen wundert, jene Gänse wieder ganz lebendig zu finden.



So verschiedenartige weibliche Charaktere der Dichter auch

schildert, er hat doch mit besonderer Schärfe die Typik des Geschlechtes zur Erscheinung gebracht. Kalypso, deren Liebesglut vom späteren, recht prüde gewordenen Altertum nicht mehr verstanden ward, wirft der von den Göttern betriebenen Heimkehr des Odysseus noch allerhand echt weibliche Hindernisse in den Weg. Sie erklärt trotzig, sie habe keine Schiffe; sie stellt zuletzt dem Odysseus alles fern von ihr seiner harrende Unglück, bei ihr ihm winkende Glück vor Augen, und ganz zuletzt kommt wieder die weibliche Eifersucht heraus: Du darfst doch nicht sagen, ich sei weniger schön als deine Frau! — Auch Nausikaa ist ein Typus; typisch sind ihre mädchenhaft verschwiegenen Gedanken an ihre Zukunft, ist ihre Scheu, ins Gerede der Leute zu kommen; daß sie sich anderseits mehrfach über ihr Denken offen ausspricht, gehört durchaus zum Wesen der Zeit, deren frische Natürlichkeit freilich wieder von einer späteren Epoche gänzlich verkannt worden ist. Gleich fein sind andere weibliche Züge beobachtet: Furcht und Scham spielen ihre häufige Rolle auch hier. Die Gespielinnen der Nausikaa trauen sich trotz des Befehls ihrer Herrin nicht recht an Odysseus heran und fordern sich nach Sitte junger Mädchen untereinander dazu auf; die Göttinnen genieren sich, Ares und Aphrodite in Liebesbanden zu sehen, während die derberen Götter daran ihr besonderes Behagen finden. Echt frauenhaft erkennt ferner Arete sofort in den Kleidern des Odysseus das Werk ihrer Hände. Es ist sodann bezeichnend, daß der Typus des lockeren Weibes auch bei Homer viel widerwärtiger wirkt als der zügellose Mann. Neben der prachtvollen Eurykleia, jenem Gegenstücke zu Eumaios, steht die verbuhlte und gemeine Melantho zusammen mit den anderen liederlichen Dienerinnen des Odysseus, weit unerfreulicher als die tobhaften, rohen Freier, gleich dummen Backfischen immer bereit, über das vernünftige Wort eines Älteren sofort laut aufzulachen.

Wundervoll hat endlich der Dichter am Schlusse seines Liedes noch einmal Mann und Weib in dem ihnen eignen Charakter vorgeführt. Der strebende Mann blickt, obwohl er jetzt am Ziele der Irrfahrt steht und nun sein ehelich Gemahl wieder in den Armen hält, seinerseits weiter über das Erreichte nach neuen Aufgaben hinaus. Penelope aber läßt sich, nachdem sie nicht ohne Neugier nach diesen ernsten Dingen geforscht, mit der freudigen Gegenwart zufrieden, die Zukunft nicht allzu sehr bekümmern, sondern nimmt sich aus ihr das Beste heraus: wenn Dir denn nun die Götter ein besseres Alter verleihen, dann darfst Du ja hoffen, den Übeln noch zu entrinnen.



Der Fülle verschiedenster Charaktere in der Ilias stehen weit weniger zahlreiche in der Odyssee gegenüber, und zwar sind, entsprechend den eigenartigen Verhältnissen der Komposition, die Hauptpersonen nicht durchweg einheitliche Gestalten.

In besonderem Maße gilt dies für Odysseus. Erkennen wir's recht, so lassen sich in dem Epos, das seinen Namen trägt, innerhalb der drei altersverschiedenen Teile, in die man neuerdings vielfach die Odyssee zu zerfällen pflegt, auch drei sehr verschiedene Odysseuscharaktere finden, die allerdings ihrerseits wieder durchaus keine durchweg reine Erscheinungsform zeigen. Wir haben somit den Odysseus der Irrfahrten, der sich durch alle Gefahren hindurchschlägt, dann den nur listenreichen und am Lügen selbst sich erfreuenden beim ersten Auftreten in seiner Heimat, zuletzt den klugen, überlegten auf Scheria und denselben auch wieder später in Ithaka.

Der Held der Irrfahrten ist die Hauptperson von Schiffermärchen; durch seine Unerschrockenheit und List, wie durch den Beistand freundlicher Gottheiten überwindet er alle

Hindernisse. Daß er allein von seinen Genossen übrig bleibt, hat er nur sich selbst zu verdanken; jene sind durch Torheit und Frevel zu Grunde gegangen. Aber das Bedürfnis, feiner zu charakterisieren, d. h. zu variieren, hat den letzten Darsteller dieser Irrfahrten doch veranlaßt, die Einförmigkeit dieses Bildes zu beleben, indem er den Helden in seiner Selbsterzählung mehrfach auch auf schwere Mißgriffe, die er selbst begangen, hinweisen läßt. So haben wir auch hier also eine Art von Charakterbild vor uns, entstanden unter den Händen eines späteren schöpferischen Bearbeiters.

Odysseus ist ferner der trugreiche, der am Lügen selbst sich erfreuende Schlaukopf. Als den Meister der List stellt er sich selbst den Phäaken vor, dem Eumaios erzählt er ein Märchen, wie Odysseus sich einmal vor Troia einen Mantel erschwindelt habe. Dieser Trugreiche ist eine Gestalt der Sage wie Sisyphos. Aber die Odyssee hat noch mehr daraus entwickelt. Dem in einen Bettler Verwandelten ist das Lügen zur anderen Natur geworden. Seine selige Freude, auf Ithaka zu stehen, verbirgt er sofort durch die Erzählung eines Märchens aus Kreta, aus Kreta stammt jener überaus plastisch charakterisierte, unruhige Klephte, für den Odysseus sich Eumaios gegenüber ausgibt. Und wenn der hurtige Erzähler von Schwindelgeschichten sein Ebenbild vor Troia einen Traum erdichten läßt, so blicken wir damit geradezu in eine Lügenperspektive hinein, die dem humorvollen Dichter, der so wunderhübsch seinem guten Eumaios den beredten Landstreicher aufhalst, sicher großes Vergnügen bereitet haben wird. Der Odysseus aber auf Ithaka trägt auch noch die Züge einer dritten Gestalt an sich, die im Phäakenlande ganz rein hervortritt.

Seine wunderbare Klugheit kommt gegenüber der Nausikaa in einer Rede zur Geltung, die man mit vollem Rechte eine Perle homerischer Poesie genannt hat. Odysseus weiß das Mädchen zu gewinnen. Zuerst will er in ihm eine

Göttin sehen, dann preist er ihre Angehörigen, danach ihren zukünftigen Gatten glücklich; in diesem Munde darf auch das nun notwendige Lob ihrer Schönheit nicht allgemein klingen, sondern erhält einen besonders individuellen Ausdruck. Darauf gilt es ihm, mit der Auskunft über seine eigne Persönlichkeit Eindruck zu machen; er bemerkt, daß er einstmals viel Volk besessen habe. Es erfolgt die Wendung an Nausikaas Mitleid; bescheiden bittet er nur um einen Kleiderfetzen — natürlich mit der Absicht, mehr zu erhalten. Der Bittflehende muß sich im voraus dankbar beweisen: Odysseus' „Vergelt's Gott" ist sein Wunsch für eine glückliche Ehe des Mädchens, die er in herzerquickendem Tone schildert. — Außerordentlich geschickt ist auch sein Auftreten im Palaste. Er sagt den Eltern der Nausikaa das Freundlichste über ihre Tochter, er weiß den taktlosen Euryalos trefflich abzuführen, vollzieht eine bewundernswerte körperliche Leistung. So macht er sich alle — denn auch dem Königssohne erweist er adlige Ehrerbietung — zu Freunden und heimst selbst reiches Gut ein. Im Sinne des Dichters ist's eine Art von sittlicher Idee, die hier verfolgt wird; er zeigt, wie der Mann von überlegener Klugheit, nackt ans Gestade geworfen, allein durch sich selbst eine Macht geworden ist. — Dieser Charakter verbindet sich mit dem des schlauen Lügners auf Ithaka. Immer stärker aber drängt der Kluge, Umsichtige den unaufhaltsamen Erzähler erdachter Geschichten zurück, wie der rüstige Mann den schwachen Greis vergessen läßt; mit dem Troste des Vielerfahrenen überwindet er den Zorn über das liederliche Treiben in seinem Hause; ein tiefes, fast schon philosophisches Wort über das menschliche Dasein richtet er an Amphinomos; er untersagt edel den Jubel über erschlagene Feinde. Aber so klug und vorsichtig er bei jeder Handlung bleibt, er versteht doch nicht das gleich zurückhaltende Benehmen seines Weibes: ein tief psychologischer Zug.

So sammeln sich denn die verschiedensten Charakterzüge in dieser Gestalt. Sie spiegeln die verschiedenen Seiten des ionischen Wesens wider: die Abenteuerfreude des Seefahrers, die Schlauheit und noch mehr die Klugheit bei der Behandlung der Menschen, beim Gewinn reichen Besitzes, die Lust zu fabulieren und ernstes Nachdenken über das Leben.

Auch Odysseus' Weib ist gar keine einheitliche Gestalt. Es ist längst bekannt, daß die Penelope der „Telemachie“ bei aller Abneigung gegen die neue Heirat durchaus nicht die bis zum Äußersten treue Gattin ist, sondern sich gelegentlich in aller Ruhe die große Frage einer zweiten Ehe überlegt. So ist sie in diesem Gedichte naturgemäß mehr Mutter als Gattin; nach eignem Geständnis bangt sie sich mehr um Telemach als um Odysseus.

Die andere Gestalt der Penelope ist das sehnende Weib, das ein meisterhaft dargestelltes unbewußtes Gefühl von der Nähe ihres Mannes empfindet, die hier mit mehr Recht als im ersten Gesange sich in den Schlaf weinende Gattin, die sich tags am Jammern erfreuende, nachts schwer sorgende, die ein Traumleben führende Frau, die sterben möchte, um im Hades mit Odysseus zusammen zu sein. Sie ist die ihres Mannes würdige Frau. Wie der Vielerfahrene immer voll Mißtrauen bleibt, sich auch von der liebenden Kalypso einen hohen Eid schwören läßt, vorübergehend auch einmal an der Zuverlässigkeit der wackeren Phäaken zweifelt, so glaubt Penelope dem heimgekehrten Gatten noch nicht und muß ihn listig noch auf die Probe stellen. Dazu aber will sie mit ihrem Manne allein sein, und so legt sie es Telemach, der mit jugendlicher Unbefangenheit der peinlichen Szene zwischen seinen Eltern bisher beigewohnt hat, nahe, sie beide allein zu lassen. Es gibt eben Dinge für Mann und Frau, bei denen die Anwesenheit auch des verständigsten Sohnes vom Übel ist.

Gegenüber der Gestalt seiner Eltern ist die des Sohnes einheitlicher. Dieses Wesen verdankt sie einer glänzenden dichterischen Tat; Homer hat aus der Not eine hohe Tugend gemacht. Es gab, wie angedeutet, ein kleineres Epos, die Telemachie, von Telemachos' Suche nach seinem Vater. Es liegt uns in Bearbeitung vor; einen Zweck besitzt jedoch jetzt die bloße Erkundigung des Sohnes nach dem Vater nicht mehr, da sie den Verlauf der Handlung nicht fördert. So hat der Dichter, wie schon die Kritik des Altertums im allgemeinen richtig erkannt, durch die Einführung der Göttin Athene, durch ihre dem Telemach erteilten Ratschläge und dessen daraus sich ergebende Reise mit allen ihren Eindrücken eine Erziehung und Ausbildung des Odysseussohnes bewirkt, der dann später seinem Vater wahrhaft hilfreich mit Rat und Tat zur Seite treten konnte. Zum ersten Male in der Antike wird uns somit schon ein Charakter im Werden vorgeführt.

Telemach hat, das sehen wir gleich am Eingange, eine gute Erziehung genossen. Die antike Kritik hebt hervor, es sei eine rein weibliche gewesen. Das ist richtig: ihr mag er sein so besonders entwickeltes Zartgefühl, seine große Rücksicht auf seinen Gast Mentes danken. Aber Telemach ist anderseits auch mutlos, niedergeschlagen, untätig in seinem Pessimismus über das Schicksal des Vaters und das Dasein der Mutter. Da greift die Göttin ein: durch Zuspruch, durch offenen Tadel wie durch den kraftvollen Appell an seine Leistungsfähigkeit weiß sie ihn über sich selbst hinaus zu heben. Bald zeigen sich die Folgen des göttlichen Einflusses: das beweisen des Jünglings verständige Worte an Penelope, seine ernsten an die Freier und danach seine drohende Rede in der Volksversammlung; ja, er selbst empfindet schon, daß die Zeit unreifer Jugend hinter ihm liege. Schon beseelt ihn Freudigkeit zum Handeln. Doch so viel ihm jetzt schon an der Reise liegt, er vergißt nicht die Mutter;

schonungsvoll läßt der Sohn Penelope nichts von der geplanten Fahrt wissen. — Mit reifer Kunst rundet der Dichter das Charakterbild weiter ab. Der Jüngling, der so tapfer vor dem Volke gesprochen, bleibt sich doch seiner Jugend vor dem ehrfurchtgebietenden Alter, vor Nestor, bewußt; seiner Unerfahrenheit macht noch der Glanz in Menelaos' Königshalle einen überwältigenden Eindruck. Und noch ist sein Pessimismus nicht ganz erloschen; auch die Götter, sagt er mit jugendlicher Heftigkeit des Empfindens, könnten ihm beim besten Willen nicht helfen. Diese Stimmung jedoch soll er auf der Reise verlieren; als ein Reiferer, Gekräftigter kehrt er in die Heimat zurück.

Von diesem neuen Wesen gibt er dann Probe auf Probe; dem listenreichen, sich selbst beherrschenden Vater steht bald ein verständnisvoller Sohn zur Seite, der sogar dann, wenn die Aufregung ihn einmal bemeistert, rasch sich wieder auf seine notwendige Rolle besinnt, der es schlau versteht, durch ein täuschendes Gaukelspiel die Freier bei guter Laune zu halten und Odysseus den verhängnisvollen Bogen in die Hand zu spielen. So wird er recht eigentlich erst der „verständige" Jüngling, wie ihn die Odyssee schon gleich zu Anfang nennt, und nur insofern tritt zum Schluß sein jugendliches Wesen wieder in sein Recht, als er, radikaler als sein Vater, die Sklavinnen nicht durch das Schwert, sondern durch den ehrlosen Strick töten läßt und seiner Ungeduld gegenüber der ungläubigen Mutter nicht zu gebieten imstande ist. —

Mit Verständnis für die aus der Ilias überlieferten Charaktere sind Nestor und Helena gezeichnet. Jener, der erinnerungssatte, wortreiche Greis vermag nun in der Odyssee dem Schatze seiner Rückblicke noch das Gedächtnis der troischen Ereignisse hinzuzufügen; diese schilt sich wieder selbst wie in der Ilias und spielt schuldbewußt sich als gute achäische Patriotin auf, die sie auch schon in Troia gewesen

sein will: eine Selbsttäuschung, die Menelaos seiner Gattin in seiner Ruhe sofort zu Gemüte führt.

Melanthios und Philoitios sind Gegensatzfiguren, dieser vielleicht eine gar zu allgemein gut gehaltene Gestalt, jener, voll konzentrierter Unverschämtheit, ist in seinen ausgesucht boshaften, an Schimpf reichen Reden wie eine hübsche Vorstudie zu des Joniers Hipponax Stachelgedichten.

Aber der Dichter charakterisiert auch ganze Menschengruppen. Ein prachtvoll buntes Bild zeigt das Völklein der Freier. Tobhaft, so daß ihr Wesen einem erfahrenen Manne auf die Nerven fällt, frech, gar nicht ohne Witz, lüstern, gedankenlos und dabei doch wieder mit bösen Plänen gegen Telemach umgehend, werden sie mit scharfem Griffel als die Vertreter eines Standes geschildert, dessen Benehmen dem Volke schon recht anstößig ist und die Auflehnung der Massen herausfordert. Aber auch hier tritt der Individualismus des Dichters glänzend hervor. Er hat mehrere Charaktere wohl unterschieden: den frechen, sorglosen, ja zuweilen kindischen Antinoos, den überlegten Schurken Eurymachos und den nachdenklichen Amphinomos, der sogar der Penelope zuweilen gefällt. — Gleich psychologisch wird das Volk in seiner Ganzheit wie nach einzelnen Gruppen geschildert. Nausikaa kennt die üble Nachrede der Leute, die ihr Odysseus' Begleitung einbringen könnte; vor Odysseus' von festlichem Wesen erfüllten Hause bleiben die Menschen stehen und halten sich mit tugendsamer Nachrede über Penelopes endliche Heirat auf. Anderseits wird in der Volksversammlung sehr fein eine Partei der Gemäßigten und eine der Scharfen unterschieden.

Wie in der Ilias ist das ionische Interesse für fremde Länder und Völker, wenn auch noch nicht sehr stark, vertreten. Das „Schiffermärchen" überwiegt natürlich. Libyens Reichtum wird bewundert, der Phöniker Verschmitztheit und Kunstfertigkeit gewürdigt und, besonders bezeichnend, mit

Staunen und Übertreibung von der ärztlichen Tüchtigkeit der Ägypter berichtet. Es bedurfte noch einer langen Entwicklung, ehe es den Joniern gelang, den Märchennebel völlig zu teilen und die unmittelbare Anschauung der Fremdvölker zu gewinnen.

– — —

Ilias und Odyssee zeigen trotz der gleichen Schärfe der Beobachtung doch ein recht verschiedenes Wesen in ihren Menschenbildern. Wie der Dichter der Ilias noch etwas gläubiger ist und die Götter noch nicht ganz nur zu guten Kameraden der Sterblichen macht, so ruht sein Epos auch weit mehr auf sittlichem Grunde. Der Gedanke von den furchtbaren Folgen des Zornes durchwaltet den ersten Teil, das wundervolle Ehepaar Hektor und Andromache hebt sich von dem Hintergrunde ab, den das unsittliche Bündnis des Paris und der Helena bilden. Dazu erscheint Hektor als das Heldenideal. Aber schon setzt in der Zeichnung des Odysseus eine Art von Intellektualismus ein, den dann die völlig ionische Odyssee aufs hellste hervortreten läßt. Sie verfolgt, wie schon angedeutet, eine gewisse Tendenz, indem sie den Odysseus allein kraft seiner Klugheit aus nacktester Armut und tiefster Verlassenheit zu reichem Anhang und großem Besitze kommen läßt. Und neben dem klügsten der Sterblichen steht seine Gönnerin, die kluge Göttin, steht die ihm ebenbürtige Gattin und der so früh verständige Sohn; ihnen gegenüber die Gesellschaft der Freier, die an ihrer Torheit zu Grunde geht. Aus diesem Intellektualismus entspringt dann auch schon ein tiefes Nachsinnen über den Wert des Menschen überhaupt und ein pessimistischer Schluß daraus.

Man hat Homer, wie oben gesagt, den „Entdecker des Menschen" genannt. Das ist in gewissem Sinne nicht unrichtig. Wir haben zwei Epen, in denen die stoffliche Erzählung vom Persönlichen, vom Charakter geleitet wird, in denen

vorübergehend der Mensch bereits als Problem erscheint, in denen seine physische und psychische Beobachtung vereint ist. Keines Volkes epische Literatur außer der griechischen kennt eine solche Betrachtungsweise; hochentwickeltes ionisches Denken liegt vor uns, die Offenbarung einer alten Kultur, zahlreiche mehr oder minder bewußte Studien werden in dichterischen Fluß gesetzt. Aber ob man diese sehr vielseitige Beobachtung absolut mit dem großen Worte: Entdeckung des Menschen bezeichnen darf, ist mir noch fraglich; es will mir mehr als ein unbewußter gewaltiger Versuch dazu erscheinen. Jedenfalls fand er keine unmittelbarste Nachfolge; denn es vergingen noch Jahrhunderte, ehe ionische Ärzte, Historiker, Philosophen das Werk des den Menschen in seinem körperlichen und seelischen Dasein beobachtenden Dichters fortsetzten.

2. Die spätere ionische Dichtung.

Auch noch in den homerischen Hymnen finden wir, obwohl ihre Dichter verschiedenen Stammes sind, ionischen Geist, ja diesen in neuer, entwickelterer Erscheinung. Der Individualismus gewinnt verstärkten Ausdruck, die Vermenschlichung der Götter, deren Lob hier zuweilen sehr wenig erhaben und erhebend klingt, ist weiter fortgeschritten. Wie allgemein bekannt, kennzeichnet es den ersten Hymnus auf den delischen Apollon, daß in ihm der Dichter sich selbst vorstellt und an einer jetzt weggebrochenen Stelle seinen Namen genannt hatte. Auch Hesiod hat ja von sich selbst und seinem Schicksale geredet, aber in welchem Unterschiede zu jenem Jonier! Hier der ernste, schwerblütige Böotier, dem die Widersprüche des Daseins und die Rätsel der Religion das Herz abdrücken und der uns sagen muß, wie er durch dieses wirre Leben seinen Weg gefunden, ein durch

die innere Not erzwungener Individualismus; dort der Homeriker, der über dem Preis seines glänzenden Gottes, des anmutigen Festes auf Delos nicht den Namen dessen in Vergessenheit geraten lassen will, der die Gottheit so würdig gefeiert: auf der einen Seite also Natur, auf der anderen bewußter Dichterstolz. Dieser ionische Individualismus herrscht auch in dem Hymnus auf Hermes, in dessen anmutsvoller und jedem tieferen religiösen Gefühl durchaus fernstehender Fabulistik man schon lange das Kennzeichen jenes Stammes wahrgenommen hat. Der leichtherzige Dichter, dessen Phantasie in solchen Göttermären schwelgt, entwirft im allerschroffsten Gegensatze zu den kultischen Hymnen mit ihren vielen in gewissenhafter Gottesfurcht eingeführten göttlichen Beinamen ein episches Bild seines Gottes, er gibt eine Art von Biographie. Mit der Geburt des Hermes beginnend, erzählt er von dessen Eltern, kennzeichnet dann das Wesen des göttlichen Kindes mit einigen sehr wenig kultischen Ausdrücken, um dann von den Taten des jungen Gottes zu berichten. Fast noch individueller malt der köstliche Hymnus auf Pan das Treiben des arkadischen Gottes inmitten der Pracht jenes Alpenlandes, das er mit kletterndem Schritt durcheilt, auf dessen Matten er mit den Nymphen tanzt, ziegenfüßig, mit Hörnern und langem Barte, toll und wild am Tage, abends aber bemüht, durch sein wunderbares Flötenspiel selbst der Vögel süßen Gesang zu übertönen. So schildert ein Jonier die Götterindividualität wie der spätere Biograph das Wesen des Einzelmenschen.

Nicht alle Hymnen sind, wie schon angedeutet, durchweg ionischer Herkunft, aber sie ahmen doch vielfach ionisches Vorbild nach. Da sehen wir in dem Sange auf Demeter den echt weiblichen Verkehr zwischen der Mutter und der langentbehrten Tochter: was haben beide sich nicht alles zu erzählen, wie zärtlich schließen sie sich immer wieder in

die Arme, der Leiden vergessend, Freude empfangend und bietend. Und wie freundlich besorgt ist im zweiten Hymnus die Quelle Telphusa um Apollon, dem sie in weiblicher Fürsorge davon abrät, in ihrer Nähe, wo immer das Wagengerassel erdröhne, sein der Stille bedürftiges Orakel zu gründen.



Mit dem Heraufdringen des niederen Volkes, dessen Zeitalter sich schon ganz von ferne in der Odyssee ankündigt, verändert sich die ionische Menschheit; sie hört allmählich auf, Freude an Göttern und Helden zu empfinden und sich in den Formen adligen Wohlstandes zu bewegen. Das Epos wechselt seine Gestalt; schon wächst die Burleske heran. Doch die ionische Beobachtung der menschlichen Natur bleibt. Ein Kolophonier weiß in einem komischen Heldengedicht, dem „Margites“, einen menschlichen Typus, einen törichten Gesellen, zu schildern, der sich auf alles verstehen wollte, nichts aber wahrhaft verstand, ein weltfremdes Menschenkind, „noch kein Individuum“, wie Wilamowitz sagt, „aber wohl die Vorstufe zu der Herausarbeitung von Charaktertypen“.

Von hier führt nur noch ein Schritt zur polemischen Dichtung, zum Schaffen des Poeten, der sich mit scharfem Auge in das Treiben der Menschen oder einzelner Persönlichkeiten seiner Umgebung vertieft und ihre Fehler rügt. So hat denn der parische Dichter Archilochos mit bitterem Spotte sich an manchen Menschen gerächt, die ihm entgegen gewesen, und wohl auch an solchen, denen es nur im Leben besser als ihm gegangen war, einem viel umgetriebenen, unsteten Gesellen. Ein vollsaftiges Individuum, schildert er menschliche Schwächen und Vorzüge mit großer Plastik. So will er von dem langen, mit gespreizten Schritten einherstolzierenden, wohlfrisierten Feldhauptmann nichts wissen, sondern rühmt sich vielmehr den kurzen, auch auf krummen Beinen stramm

marschierenden. Aber vor allem ist er schon ein Selbstcharakteristiker. Nicht nur, daß er uns seine inneren Schmerzen gesteht, daß er länger und eingehender als Homers Odysseus mit der eignen Seele Zwiesprache hält, er gibt uns auch ein plastisches Vollbild seines aus dem Dienst der Waffen und der Musen bestehenden Wesens. Aber altadliger Stolz lebt nun nicht mehr in diesem späteren Jonier. Denn in bewußter Vorurteilslosigkeit spricht er uns gerade von seiner unehelichen Abkunft, er schildert den leicht zu verschmerzenden Verlust seines Schildes und redet von seinen Liebesabenteuern. Dieser Subjektivist war dementsprechend auch ein Kenner des Menschenherzens. Denn wie intim schildert er die Liebe: das Verlangen nach ihr windet sich ins Herz, läßt Dunkel über die Augen strömen, stiehlt kindlichen Sinn. So war er sicher, worauf auch seine Beschreibung von der körperlichen Auswirkung des tiefen Grams deutet, Meister in der physiologischen Darstellung menschlicher Gefühle gleich Homer, mit dem ihn das Altertum zusammengestellt hat. —

Ein Mythos Hesiods hatte in der von den Göttern verschwenderisch begabten, schönen, aber unheilvollen Pandora das Weib überhaupt geschildert. Weit weniger tief, weniger schwermütig, durchaus dem Leben und seiner Erscheinungsfülle zugewandt ist ein Jambus von Archilochos' Zeitgenossen Semonides, ein Pendant zu weiblichen Schimpfreden bei Götterfesten des ionischen Stammes. Auch er hat gleich Hesiod sich über das Weib im allgemeinen ausgesprochen, aber in der Hauptsache die Einzelcharaktere zu erfassen gesucht. Mag man die gesamte Anschauung des Mannes, der das ganze Dasein des Menschen aufs bitterste beurteilt hat, pessimistisch nennen und seine Ausdrucksweise als recht massiv empfinden, man muß ihm unbedingt größte Schärfe der Beobachtung zuerkennen. Tiercharaktere helfen ihm, in einer Zeit, die die Blüte der Tierfabel sah, das Wesen der einzelnen Frauentypen zu kennzeichnen. Da

haben wir das „Schwein“, das stets schmutzige Weib, dem aber diese äußere Vernachlässigung entsprechend jenem Tiere vortrefflich bekommt; da die sich auf alles, Gutes wie Schlechtes verstehende „Füchsin“ mit ihren stets wechselnden Trieben. Von ihr wird die „Hündin“ geschieden, die alles hören, alles wissen will, überall Augen und Ohren hat, auch wenn sie niemanden sieht, ein Geschöpf, das ihr Mann weder im Bösen noch im Guten bändigen kann, auf die auch der Besuch von Gastfreunden nicht beruhigend wirkt. Es folgt die stumpfsinnige Frau, die nur essen kann, dann, köstlich charakterisiert, die launische:

Sie stammt vom Meer, ihr Herz ist zweigeteilt.
Sie lacht und jubelt einen ganzen Tag,
Daß, kommt Besuch ins Haus, er laut sie lobt:
„Nein, diese Frau! es ist in aller Welt
Doch keine besser, schöner von Gestalt!“
Und andern Tags? Ganz unausstehlich ist
Sie da, man meidet ihren Anblick gern,
Flieht ihre Nähe: rast sie doch umher,
Gefährlich gleich der Hündin bei dem Wurf.
Sie schilt mit jedermann, und jedem wird,
Den Feinden wie den Freunden, sie zum Graus.
So ruht das Meer in tiefer Stille oft
Voll Frieden, und der Schiffer jubelt laut,
Zur Sommerszeit, doch oftmals tobt es wild,
In donnerndem Wellendrange aufgewühlt.
Jawohl: dem Meere gleicht ein solches Weib.

Mit der Eselin wird die Faule und Wollüstige verglichen, und sehr plastisch ist die Parallele der Eleganten, des Weibes, das den Mann, wenn er nicht gerade ein König ist, verdirbt, mit dem schönen Roß. Am schlimmsten bedünkt den Dichter die „Äffin“, die häßliche, schlaue, boshafte Frau. — Aber der Charakterzeichner hat auch einmal das ansprechende und wahre Bild der guten Frau, für die er den Vergleich mit der Biene findet, deren Besitz er ein Glück nennt, entworfen:

Denn sie allein verschont der böse Leumund,
Es blüht und wächst des Hauses Gut durch sie;
Dem Gatten teuer altert sie mit ihm,
Dem schöne, stolze Kinder sie gebar.
Hoch ragt sie ob der ganzen Frauenwelt
Und Götteranmut strahlt sie lieblich aus.
Und nimmer sitzt sie gerne bei den Frauen.
Wo man von Liebesmären schwatzt und tratscht.

Aber dieser Typus ist vereinzelt in der langen Scheltrede, die bis zum Schlusse unseres Bruchstückes die bittere Menschenkenntnis des Dichters bezeugt. Er weiß von der hämischen Freude der Nachbarn über den, der fest an die eigne Frau glaubt, ohne zu ahnen, daß auch sie herbe getadelt wird; wir merken eben alle nicht, daß wir dasselbe Schicksal tragen.

Um diese Zeit sehen wir denn auch die ionische Epik der scharfen Sittenschilderung verfallen. Denn so wenig wir auch von dem samischen Dichter Asios wissen, die vorhandenen Bruchstücke lassen uns doch erkennen, daß er den üppigen Prunk seines Volkes tadelte und es verstanden hat, ein lebendiges Bild dieses schon weichlich werdenden Reichtums zu geben. Und bei demselben Dichter sehen wir auch schon jemanden als „Bratenschmeichler“ bezeichnet, mit anderen Worten: der Typus des Parasiten war eine ihm vertraute Erscheinung unter seinen Mitmenschen.

An Hipponax von Ephesos, dem bedeutenden Jambendichter, der lydische Worte in seine Verse mischt, läßt sich schon die Größe der orientalischen Gefahr für die Kultur der Jonier in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts ermessen. Er steht um manche Stufe tiefer als Archilochos, mit dem er gleichwohl durch den kraftvollen ionischen Individualismus verbunden bleibt. Hatte jener einmal einen Zimmermann reden lassen, Semonides gelegentlich einen Koch eingeführt, so bringt jetzt Hipponax reinste Volkstypen.

Die schon in der Odyssee wahrnehmbare ionische Neigung, auch den gemeinen Mann zu Worte kommen zu lassen, wächst sich nun zur Vorführung realistischer Lebensbilder aus, die später für die griechische und auch römische Literatur von größter Bedeutung werden sollte, wie Wilamowitz mit Recht betont hat. Und in seinem Subjektivismus geht Hipponax noch viel weiter als Archilochos. Er klagt dem Hermes, daß er so friere, bittet ihn um einen Mantel und einen Haufen Geldes als Mittel gegen seine Frostbeulen, er führt uns sein Gespräch mit dem Gotte des Reichtums vor. So läßt er uns vorurteilslos gleich Archilochos, vielleicht aber schon etwas eitel, in sein persönliches Dasein blicken: alles so individuell, daß wir tief beklagen, nur über solch ungenügende Bruchstücke eines Dichters zu verfügen, der noch im 12. Jahrhundert den Byzantinern vorgelegen hat.

Eine neue ionische Gestalt steht in Anakreon von Teos vor uns, ein echter Bruder Leichtsinn, der aus seinen Gefühlen kein Hehl macht, wieder nicht ohne Selbstironie, wenn er seiner Liebe bei grauem Haare gedenkt, aber auch gleich seinen Vorgängern bereit, mit scharfem Spott den Gegner zu treffen. Da greift er einen Nebenbuhler an und schildert uns in ihm, zum ersten Male in der griechischen Literatur, den Emporkömmling, einen früheren elenden Plebejer, den Freund verächtlichen Lumpengesindels, der, später reich geworden, stolz zu Wagen einher fährt, goldene Ringe trägt und einen elfenbeinernen Sonnenschirm führt.

So bleibt der Blick für das menschlich Charakteristische bei diesem Stamme von gleicher Schärfe. Und er findet neue Formen in Simonides von Keos, jenem fahrenden Sänger, nach ionischer Weise höchst läßlich in seinen moralischen Anschauungen, selbst wenn er eine ethische Frage behandelte, ein Mann, dem Gesundheit, Schönheit und wohlerworbener Reichtum des Lebens Wert aus-

machten, der noch als Achtzigjähriger mit einem Chore gesiegt zu haben sich rühmen durfte. Er scheint, obwohl vieles ihm Zugeschriebene nicht seines Geistes Gut sein kann, ein Charakteristiker ersten Ranges gewesen zu sein. Wie er die Danae, die Mutter des Perseus, in ihrer Arche auf wildem Meere, zusammen mit ihrem Kinde schildert, eine wahre Mutter, glücklich, daß der Kleine von allem dem Graus nichts merkt, und doch ein frommes, gottergebenes Weib, das muß man bei ihm selbst lesen:

Da warf die Mutter und ihr Kind
Das aufgewühlte Meer
Und das bange Grauen und der sausende Wind
In der künstlichen Arche umher.
Und Danae weinte vor bitterem Harm
Und schlang um ihren Perseus lind
Den Mutterarm.
„Du Kind, mein Kind, wie leid' ich Schmerzen!
Ach, Du darfst ruhn!
Du schläfst mit deinem Kinderherzen
In dieser traurigen Lade nun.
Im blauen Dunkel dahingetragen
Schimmerst so lieb Du durch die Nacht!
Merkst nicht, wie die Wellen mit Unglücksmacht
So nah, so nah
Dir über den Locken zusammenschlagen!
Und merkst das Pfeifen des Sturmes nicht!
Liegst still auf dem blauen Kleide da,
Du liebes, holdes Angesicht!
Ach! machte Dich jetzt das Schaurige schaudern,
Dann könntst Du auch hören mein zärtliches Plaudern,
Verständst mich — doch nein!
Nein, schlaf, mein Kind!
Und Meer und Wind
Und ewiges Elend, schlaft endlich ein!
O Vater Zeus, als Retter erschein'!
Und wenn meine Bitten unfromm sind
Und zu kühn —: o wolle verzeihn!"

(Übersetzung von Jul. Schultz.)

Mit Recht hat man diese herrlichen Verse ein „unvergleichliches Stimmungsbild“ genannt, aber sie sind nicht minder bezeichnend für des Dichters tiefe Menschenkunde, der uns das Weib in seinem unmittelbaren und zugleich zartesten Empfindungsleben so überzeugend vor Augen gestellt hat. — Einem solchen Psychologen und Künstler gelang es denn auch, das Wesen hoher Heldentat auf den entsprechenden, charakteristischen Ausdruck zu bringen. Wir wissen zwar heute, daß jene große Menge berühmter oder vielberufener Epigramme auf die Kämpfer der Perserkriege nur zum kleinsten Teile sich mit Simonides' Namen verbinden darf. Echt aber ist das ihm zugeschriebene Epigramm auf den Seher Megistias, der das peloponnesische Heer in den Thermopylen nicht verlassen wollte. Es spricht für sich selbst:

Megistias' Denkmal naht dein Fuß,
Megistias, ruhmeswert;
Hinsank er am Spercheiosfluß,
Gefällt vom Mederschwert.
Ein Seher ahnt' er seinen Tod.
Nicht trog ihn sein Gesicht,
Und ließ doch in der letzten Not
Die Führer Spartas nicht. — —

Allmählich aber erstirbt die ionische Dichtung, um anderen Schöpfungen Platz zu machen. Einer der letzten Poeten, dessen dichterischer Herzschlag sich nun schon sehr viel schwächer regt als der seiner letzten Vorgänger, ist Bakchylides von Keos, der Neffe des Simonides, auch er noch ein wahrer Jonier in der Wiedergabe des epischen Stoffes, aber leicht und oberflächlich. Es ist charakteristisch für ihn, daß es ihm gelungen ist, mit unvergleichlicher Naturwahrheit die Stimmung eines edlen Weinrausches zu schildern, wie die Gedanken und Wünsche zum Gipfel geschnellt werden, wie der Zecher sich ein König der Welt dünkt; da

schimmert sein Saal von güldener Pracht und von Elfenbein, Schiffe, fernher von Ägyptens Saum, führen über ein sonnenbeleuchtetes Meer ihm Weizenfracht heran. — —

Die ionische Dichtung zeigt ein eigenartig fesselndes Entwicklungsbild. Das älteste, noch vom achäischen Wesen abhängige Epos führt uns die Gestalten der Helden vor, aber, im Gegensatze zu den Liedern anderer Völker, in durchaus glaubhaft individueller Darstellung; im jüngeren Epos überwiegt schon die Intelligenz des Heros die bloße Kraftentfaltung. Das Emporkommen des eigentlichen Volkes bringt einen neuen Wandel. Die Menschenkunde des Joniers, die uns jene heroischen Persönlichkeiten so plastisch vor Augen stellte, wirft sich nun auf die Erscheinungen des Alltags und des wirklichen Lebens; der scharfen Beobachtung entspringt jetzt auch der Spott, der, charakteristisch für den wachsenden Individualismus des Stammes, auch das eigne Ich nicht verschont. Der Dichter lebt sich hinein in das Menschendasein in seinen mannigfachen Erscheinungsformen und Stimmungen, und immer ist es Natur, was er bringt, d. h. Wahrheit.

3. Jonische Philosophie, Medizin und Geschichtserzählung.

Die ionische Kultur bildet die Vorblüte der hellenischen, die langsamer reift als das üppig emporschießende ionische Wesen. Denn zu gleicher Zeit mit kühnen Kriegern, weitblickenden Handelsherren, bedeutenden Staatsmännern, mit mehreren seiner Dichter lebten in Jonien jene hohen Denker, die dem Griechengeiste zum ersten Male die Fragen nach dem Woher und Wohin des Daseins stellten, ja, sie überlebten noch lange die beste Zeit des ionischen Dichtens. Man nennt jene ersten Philosophen mit Recht auch wohl die

Naturphilosophen. Aber weil der Mensch doch auch ein Stück dieser vom ionischen Denken betrachteten Allnatur ist, kommt die Philosophie auch bald zu ihm; ein Anaximandros, der Schöpfer einer Erdtafel und Himmelskugel, hat sich über den Ursprung des Menschengeschlechtes ausgesprochen. Seine Anschauung darüber, wie die Menschen in Fischleibern entstanden und, erst zum Existenzkampfe gerüstet, diese verlassen hätten, ist noch stark phantastisch, und doch liegt diesem Denken schon die tiefe Erkenntnis des großen, die Griechen immer wieder bewegenden Rätsels zu Grunde, wie gerade das so besonders schwache menschliche Wesen sein Dasein habe durchsetzen können.

Die späteren ionischen Dichter beschäftigten sich mit sich selbst und verspotteten ihre Nebenmenschen. Die Nachfolger dieser inneren Unabhängigkeit, aber auch dieses vereinsamenden Wesens sind zwei große Denker des Stammes. Xenophanes von Kolophon, der Spielmann und Philosoph, der wandernden Fußes die weite griechische Welt durchirrt, der gleich anderen Dichtern seines Stammes seine Landsleute wegen ihrer Weichlichkeit tadelt, ist einer der vorurteilslosesten Geister der Zeit wie des Altertums überhaupt. Als Freund der Wahrheit und Sitte ist er der Feind der allverehrten Poeten Homer und Hesiod, jener Schöpfer ruchloser Göttermären, und bekämpft mit gleicher Schonungslosigkeit die anthropomorphischen Vorstellungen der Menschen von ihren Göttern: könnten Ochsen, Rosse und Löwen malen und Bilder machen, so würden ihre Göttergestalten pferde- und ochsenähnlich aussehen; nennen doch auch die Neger ihre Götter schwarz und stumpfnasig, die Thraker blauäugig und rothaarig. So ist der Länderkundige ein erfahrener Kenner der Menschheit, die er eben darum aufrütteln und aus ihrem behaglichen Schlummer zu reifem Nachdenken erwecken will. —

In tiefer Vereinsamung forscht Herakleitos von

Ephesos, der bittere Pessimist, der seinen Landsleuten den verachtungsvollen Rat gibt, sich Mann für Mann aufzuhängen. „Ich suchte mich selbst“, sagt er, die delphische Aufforderung „Erkenne Dich selbst“ verfeinernd, von seinem Streben, ein Wort so tief und ernst, daß es die späte Nachwelt nicht mehr verstand und zu einem „ich belehrte mich selbst“ verflaute. Der so bei seinem Inneren Einkehr gehalten hat, dem daraus Offenbarungen über das Dasein geworden sind, sieht in der ganzen menschlichen Umwelt allein die Torheit oder den Stumpfsinn. Blitzähnlich beleuchten Herakleitos' scharfe Sätze das dumpfsinnliche, gedankenlose Treiben der Menge: „Denn die Goldgräber wühlen tief in der Erde und finden wenig.“ „Die Meisten liegen vollgefressen da wie das liebe Vieh“; sie wissen nicht, was sie im Wachen tun, wie sie ja auch ihre Träume vergessen; sie ahnen nicht, daß die Mehrzahl der Menschen böse und nur wenige gut sind; sie erkennen auch nicht, was ihnen frommt, denn es würde ihnen nicht besser ergehen, fänden sie Erfüllung aller ihrer Wünsche. Und dann ihre Religion: sinnlose Sühnebräuche, dumpfe Anbetung der Götterbilder, als ob man mit Gebäuden Zwiesprache hielte. — Alles atmet hier Grimm über die allgemeine Verkehrtheit, die Beobachtungen summieren sich zur vernichtenden Verdammung, und diese wird um so schärfer, als Herakleitos die Selbsterziehung, die er unnachsichtig an sich geübt, bei allen Menschen für möglich hält: „es ist ihnen gegeben, sich selbst zu erkennen und klug zu sein.“

Aber neben diesen bitteren Satirikern und Philosophen stehen nun — so reich ist die Vielseitigkeit des hochbegabten Volkes — Denker, denen der Mensch an sich ein Vorwurf liebevollsten Studiums ist, Naturforscher, Ärzte und Historiker. Der letzte ionische „Naturphilosoph“ Anaxagoras von Klazomenä ist wieder zur Frage nach den Ursachen des Übergewichts des Menschen über die ihn um-

gebende stärkere Umwelt zurückgekehrt. Erfahrung, sagt er, Gedächtniskraft, Weisheit und Kunst läßt uns den Tieren ihre Produkte abgewinnen, obwohl wir an Kraft und Schnelligkeit jenen nachstehen. Diese Überlegenheit des menschlichen Intellekts hat er dann, soweit wir den Zusammenhang überschauen, in sehr feiner Weise durch den Besitz der Hand zu erklären gesucht, jenes „geistigen Organs", wie man Anaxagoras glücklich interpretiert hat, im Gegensatze zu den rein körperlichen Werkzeugen der Tiere, ihren Hörnern und Hufen: die ganze Idee wohl würdig des Forschers, dessen Physiologie der Wahrnehmung sich schon mit der modernen Lehre vom Reiz berührt.

Wir lernten Homers Kunde vom Körper des Menschen kennen; wir wissen, daß die Medizin eine Schöpfung der Ionier ist. Schon in einem alten, Homer fortsetzenden ionischen Epos wird der Chirurg vom Diagnostiker und Spezialisten für innere Medizin unterschieden, und der Dialekt ärztlicher Schriften ist lange Zeit ionisch geblieben. Angehörige dieses Stammes mögen eine Reihe von uns hier lebhaft interessierenden Büchern geschrieben haben, die sich mit dem menschlichen Wesen im allgemeinen eingehender beschäftigen.

Gegen Ende des 5. Jahrhunderts hatte sich, wie solches im Laufe der verschiedensten Zeiten immer wieder geschieht, die Medizin mit philosophischen Ideen erfüllt. Eine ärztliche Schrift, die etwa aus dieser Epoche stammen mag, fordert mit starkem Nachdruck die Kenntnis der Bestandteile der menschlichen Natur, ihrer ursprünglichen Zusammensetzung, und konstruiert dann das körperliche Wesen des Menschen aus den von der damaligen Philosophie angenommenen Grundstoffen. Es wird hier somit eine schon gebundene Marschroute beschritten; der gleiche Mangel an unbefangener Voraussetzungslosigkeit findet sich in dem Schlußkapitel der Schrift, das die Träume bespricht, deren

Ursprung ansprechend behandelt wird, deren Deutung sich aber in krassem Aberglauben verliert.

Es zeugt für das frische wissenschaftliche Leben jener Epoche, daß ein solches Programm, mag es nun der Autor der letztgenannten Schrift allein oder zusammen mit mehreren aufgestellt haben, daß diese ganze Methode sofort scharfen Widerspruch im Lager der Ärzte gefunden hat. Gegenüber dieser neumodischen Denkweise hat ein Mann, der nur den redlichen Gewinn der ruhigen Forschung sucht, die alte Medizin wieder zu Ehren gebracht. Wir haben uns mit diesem Streite hier nicht länger abzugeben. Aber es ist von nicht geringer Bedeutung, daß dieser Praktiker in seinem Buche „über die alte Medizin" auch über die Urzeit des Menschengeschlechtes mit großer Energie des Denkens nachgesonnen hat. Er stellt sich die Nahrung der ältesten Menschen als der tierischen durchaus entsprechend vor; roh aber, wie diese gewesen, habe sie Krankheiten erzeugen müssen, an denen die Schwächeren weggestorben seien, während die Stärkeren sich erhielten; so sei denn eine bessere, entsprechendere gefunden worden. — Die ionische Anthropologie tut damit ihren ersten gewissen Tritt.

Die eben genannte Schrift findet sich unter denen des Hippokrates, dem sie nicht angehören kann; ebensowenig stammen zwei andere Arbeiten von ihm, die aber denselben Verfasser zu besitzen scheinen. Das sind die Bücher „über die Epilepsie" (hier „heilige Krankheit" genannt) und „über Lüfte, Gewässer, Örtlichkeit". Jene vorzügliche Schrift widerlegt aufs nachdrücklichste den Köhlerglauben, der in der Fallsucht etwas Heiliges sah, ein Leiden, dessen Heilung besonderer priesterlicher Hilfe bedürfe. Dieser Arzt erkennt vielmehr den Sitz der Krankheit im Gehirn, und, weiter ausgreifend, findet er in Verfolgung einer Lehre Alkmeans von Kroton (s. S. 72), den Ursprung aller Gemütsbewegungen allein dort; dorther stammen Vergnügen, Freuden, Lachen,

Scherz, Trauer, Kummer, Verdruß, Weinen; durch das Gehirn erkennen wir die sittlichen Begriffe; alle unsere wechselnden Empfindungen finden hier ihre Quelle. Ruhig widerlegt der Forscher die Anschauung vom Herzen als dem Ausgangspunkt unserer Gefühle, die jenes nur beeinflussen: das Gehirn ist vielmehr der Dolmetscher des Verstandes. — Noch wichtiger ist das zweite von uns genannte Buch, das die wohl schon ältere ionische Anschauung vom Zusammenhange des Menschen mit dem Klima und der Örtlichkeit (vgl. S. 57) noch im einzelnen ausführt. Der Verfasser, ein bedeutender Arzt, hat gleich dem unten noch zu würdigenden Hekataios und Herodot, wenn auch aus anderen Gründen, weite Reisen unternommen, die ihn nach Südrußland und Ägypten geführt haben. Er ist in noch weit höherem Maße als jene Forscher ein Völkerpsycholog. Sicher fällt seine Zeit nach Herodots Schriftstellertätigkeit, dessen Beurteilung der Asiaten und Griechen er nicht mehr teilt. Denn während der Halikarnassier der kriegerischen und ritterlichen Tugend der Perser alle Ehre angedeihen läßt und erst ganz zuletzt bei der Schilderung der griechischen Siege die Betrachtungsweise geltend macht, daß hier die Üppigkeit der rauhen Einfachheit unterlegen sei, so ist die Anschauung von der asiatischen Weichlichkeit für den Verfasser der genannten Schrift schon zum Dogma geworden. Er sucht nun für die Wahrheit dieses Satzes die Unterlagen in der Natur des Landes. Er schildert das wundervoll gemäßigte Klima Kleinasiens und Afrikas, die Fruchtbarkeit des Landes, dessen Erzeugnisse durch die Menschen veredelt worden seien, geht dann in methodischer Entwicklung zum Vieh über, dessen Vorzüglichkeit und Vermehrungsfähigkeit er rühmt. Denselben Eindruck machen ihm die Menschen: groß, schön, rassig stehen sie vor ihm. Aber unter einem milden Himmel, ohne schroffe Übergänge der Jahreszeiten kennen sie auch keinen plötzlichen inneren Wandel. Es fehlt ihnen der Schwung, der Mannes-

mut, der Kampf mit dem Leben; der Hang zum Vergnügen überwiegt. Und so, in dieser Ruhe und Ungestörtheit des Daseins ergeben sie sich der Herrschaft eines Einzigen. Ganz anders die Europäer. Hier haben wir starken klimatischen Wechsel, der auf das Innere der Menschen, ja auch schon auf die Frucht im Mutterleibe wirkt, der das Wesen der Europäer härter und energischer gestaltet, einen kraftvollen Unternehmungsgeist entwickelt und feige Unterwerfung unter ein königliches Regiment ausschließt. Aber auch für Europa gelten ähnliche Unterschiede. In gebirgigen, wasserreichen Ländern lebt ein besonders großer und harter Menschenschlag, wiesenreiches und warmes Flachland erzeugt kleinere, breitschultrige Gestalten von ruhigerem Wesen, die ihre Energie mehr ihren Gesetzen verdanken — wir denken hier, wie man mit Recht gesagt hat, an die Spartaner. Die Athener aber mag der scharfsinnige Psycholog vor Augen haben, wenn er von den Bewohnern des mageren, wasserlosen Landes, mit ebenso rauhem wie heißem Klima, als einer energischen, wachen, leidenschaftlichen, eigensinnigen Rasse redet, voller Begabung für die Handwerke, die Künste und den Krieg. —

Die letzte Schöpfung des rastlosen ionischen Volkes ist die beschreibende Geographie und Geschichte. Wohl hat Herakleitos' hochmütige Geringschätzung den Staatsmann und Geographen Hekataios von Milet der Vielwisserei bezichtigt, aber die Wissenschaft hat schon seit langer Zeit den bedeutenden Forscher von jenem Makel befreit und lernt ihn immer höher schätzen. Mit den fabelhaften Schiffermärchen der Jonier von wunderbaren Völkern ward jetzt durch die Forschungsreisen dieses Milesiers in der Hauptsache aufgeräumt. Er hat zum ersten Male den Griechen einen Vollbegriff von dem noch nicht lange erschlossenen Lande Ägypten gegeben, dessen Bewohner uns schon ein ionisches Vasenbild der Zeit in sehr charakteristischer Gestalt vorführt (vgl. das

1. Bild). Er hat seine Landsleute auch mit den Sitten und Eigentümlichkeiten anderer Völker bekannt gemacht. So trägt er reiches Material zur Menschenkunde bei. Aber er ist nicht etwa nur ein Sammler. Vorurteilslos, wie die Denker seines Stammes sich so oft bewährt haben, erklärt er den lächerlichen Anschauungen der Griechen gleich zum Eingang seines Werkes den Krieg; er erzählte mit vollkommener Ruhe, wie sein eigner Stolz auf einen göttlichen Ahnen durch einen ägyptischen Priester gedemütigt sei, der ihm das ungeheure Alter der ägyptischen Königsreihe nachgewiesen habe. Und wenn der Denker aus dem Kreise des Thales und Anaximandros Ägypten ein Geschenk des Nils nannte, so sprach er damit eine elementare Wahrheit aus, die uns vielleicht zeigt, wie man schon damals begann, die Beziehungen zwischen dem Menschen und dem von ihm besetzten Stück Erde zu werten. Erst ein späteres Zeitalter, das wieder lernte auf den Pfaden der Jonier zu wandeln, hat aufs neue den Zusammenhang zwischen Landes- und Volksnatur zu ergründen gesucht.

Dieser Jonier aber ist noch kein Geschichtschreiber im eigentlichen Sinne, er stellt nicht im weiten Rahmen historische Vorgänge dar, er erzählt nur Geschichten im Anschlusse an seine geographische und ethnographische Führung über die bekannte Erde hin. Damit aber erreichen wir nun die sogenannte altionische Novelle, die von geschichtlichen Persönlichkeiten allerhand Züge zu berichten wußte. Anders als die Tierfabel Äsops, die kaum orientalischen Ursprunges, sondern ein echtionisches Gewächs scheint, steht die ionische Novelle in Verbindung mit orientalischer Fabulistik. Es mag damals Märchen von historischen Persönlichkeiten des Ostens gegeben haben, vergleichbar den biblischen Erzählungen oder den späteren arabischen von Harun al Raschid: gerade auch die Märchenmotive kennzeichnen die ionische Novelle der älteren Zeit. Die Jonier gaben dann dem Stoffe die

künstlerische Form, sie vermenschlichten die Züge der großen Eroberer des Ostens und der griechischen Tyrannen, wie ihre alte Epik es mit den Göttern getan, sie gaben entsprechend dem Geiste der Zeit mancher Erzählung wohl auch eine moralische Spitze, gestalteten andere Überlieferungen zum Schwanke aus. So ward Solon zum ziemlich blassen Typus des Weisen überhaupt, weit verschieden von der Erscheinung, die uns in seinen Dichtungen entgegentritt; Kroisos, ein echter orientalischer König, ein Bedrücker der kleinasiatischen Griechen, ward um seiner Beziehungen zu Delphi willen zum edlen Monarchen.

Und schon begann man sich in Jonien für die Persönlichkeiten älterer literarischer Persönlichkeiten zu interessieren. Wir wissen davon wenig genug, eigentlich nicht mehr als die Tatsache selbst. Aber die vorhandenen Nachrichten zeugen uns doch wieder von dem Individualismus des Stammes, der sich jetzt auch auf dem geschichtlichen Gebiete betätigt. — Bald aber lernen die Jonier sich mit beiden Füßen auf den Boden der Gegenwart, der Zeitgeschichte zu stellen. Da haben wir den fast schon in sophistischer Weise vielseitigen Jon von Chios, den Dichter von Tragödien, Dithyramben, Elegien, den Verfasser geschichtlicher und philosophischer Werke und namentlich von Memoiren, im „freiesten Plaudertone“ gehalten, das Werk eines antiken Essayisten. Jonische Kunst verherrlicht oder charakterisiert jetzt die Größen der attischen Literatur und des politischen Lebens; berühmt ist vor allem das mit wundervoll leichter und sicherer Hand entworfene Porträt des Sophokles, dessen Erotik, dessen gesellschaftliche Tugenden, dessen literarische Bildung wie auch recht geringwertige Leistungen in der Politik und im Kriege hier zu einem Gesamtbilde vereinigt werden, das sicher den Wert subjektiver, vielleicht auch den objektiver Wahrheit besitzt. Plastisch tritt dann Themistokles mit seinem gesellschaftlichen Ungeschick, seiner ganzen harten,

nur auf die Leistung gestellten Persönlichkeit vor uns; Kimons äußere Erscheinungsform, bezeichnende Züge seines Wesens erhalten sorgsame Würdigung. So hat dieser Jonier die attischen Menschen seiner Zeit mit klarem Auge betrachtet und der späteren griechischen Biographie und ihrer eingehenden Charakterforschung vorgearbeitet.

Neben dem Künstler Jon steht Stesimbrotos von Thasos, auch ein Memoirenschreiber, aber mit erbittertster Tendenz tätig. Ein Feind des Perikles, in dem er einen rücksichtslosen Libertin, einen frivolen Spötter, einen Geizhals und haarspaltenden Dialektiker sah und dem er gleichwohl den Ruhm ergreifender Rede nicht verkümmern konnte noch wollte, stellte er wider Willen eine ihm verhaßte Persönlichkeit doch als ein fesselndes menschliches Problem hin. Rückhaltlos trat er dagegen für Perikles' aristokratischen Gegner Kimon ein. Er nannte seine geistige Eigenart mehr die eines Peloponnesiers als eines Atheners. Ein tiefer Einblick, den wir, wie J. Bruns mit Recht hervorhebt, so in die geistige Kultur jener Kreise gewinnen, bei denen das Verständnis für eine solche Beobachtung vorausgesetzt werden durfte. Das waren schon die Menschen, die für Euripides' scharf erfaßte Charaktere volle Auffassung besaßen, auf die dann später Thukydides' unvergleichliche Schilderung des athenischen Wesens berechnet war. —

Die Leistungen der Jonier als Kenner des Menschen brauche ich hier nicht noch einmal zusammenzufassen. Nur auf einen Grundzug, eine ihrer Haupterrungenschaften muß ich noch hinweisen. Für die Jonier, und zwar ganz besonders für sie, gibt es keine Trennung des geistigen und körperlichen Daseins. Wie Homer Gefühle und Gemütsregungen physiologisch schildert, wie er Menelaos' und Odysseus' Auftreten nach der körperlichen Erscheinung wie nach der geistigen Betätigung kennzeichnet, so setzen auch ionische Ärzte das geistige Dasein des Menschen in unmittelbare Beziehung

zum leiblichen; sie leiten auch das Wesen der Völker aus natürlichen Gegebenheiten ab. Nach den Joniern hat dann wieder Aristoteles nachdrücklich und methodisch diese Anschauungen erneut.

Noch lange aber war die Rolle der Jonier als Menschenforscher nicht ausgespielt; dem Heere ihrer leitenden Geister folgten noch einzelne maßgebende Persönlichkeiten nach, die im alten Geiste ihres Stammes neue Werte schufen; von Protagoras und Prodikos, den Sophisten, von dem großen Demokritos wird noch die Rede sein. Ihr Wirken ragt schon tief in die attische Epoche hinein. Geschichtliche Entwicklung verläuft ja nicht sprungweise. Aber auch andere griechische Stämme hatten sich allmählich am Nachdenken über menschliche Probleme beteiligt, Aeoler und Dorer, Dichter, Philosophen, Historiker, denen wir hier noch eine kurze Betrachtung gönnen müssen.



Aeoler und Dorer



P H

1. Dichtung.

Die große, ja überwiegende Bedeutung der Jonier für die Kunde des Menschen tritt uns besonders imponierend beim Vergleiche namentlich der dichterischen Literatur der verschiedenen Stämme entgegen. Von Hesiod war schon die Rede; bei höchstem Eigenwert kann er doch die Parallele mit Homers Individualismus nicht bestehen. Alkaios, jener wilde, trunkfrohe Gesell, dessen Schätzung wir jetzt aus einer absoluten mehr und mehr in eine geschichtliche umzusetzen lernen, hat keine tieferen Blicke in des Menschen Seele getan. Denn wenn ihm der Wein ein Spiegel sterblichen Wesens ist, wenn er ihm Wahrheit bedeutet, so ist das eben nur Trinkerweisheit. Unendlich ist ihm Sappho überlegen; dem großen Dichtergenius erschließen sich stets weit die Kammern des menschlichen Herzens. Die Poetin verbindet natürlichstes Ungestüm, göttlichste Offenheit mit feinster Empfindung und wird so immer modern bleiben, auch wenn ihr aus Freundschaft und heißer Liebe zu ihren Gefährtinnen sich zusammensetzendes Seelenleben nicht immer Verständnis finden wird und kann. Sie hat die Wirkung dieses Gefühls geschildert wie nie jemand zuvor und keiner nach ihr es verstanden hat. Das süße Gespräch, das entzückende Lachen der heißgeliebten Freundin betäubt der Dichterin das Herz; ein kurzer Blick nur auf das Mädchen, und die Stimme stockt ihr, die Zunge ist ihr gebrochen, Feuer läuft ihr den Leib entlang, ihr Auge wird dunkel, in den Ohren summt dumpfer Klang, Schweiß strömt hervor, sie zittert am ganzen Leibe, fahl wie das Herbstgras meint sie fast den Tod zu schauen. So zeigt Sappho bei höchster Leidenschaft schärfste Selbstbeobachtung; denn nur einer solchen kann auch jenes unvergleichlich wahre Wort vom Eros als dem „bittersüßen, durch keine Waffe zu bekämpfenden, schleichenden Tiere" entstammen. Und was sie selbst innerlich erlebt hat, legt sie

auch in die Seele der Freundin hinein. Sie sieht diese im Scheine des Vollmonds Sardes' Gärten durchwandeln, das weiche Gemüt von Sehnsucht, das Herz von Kummer beschwert: ein treues Bild lesbischen Frauenlebens.

Unter dem Namen des Theognis liegt uns eine Sammlung von Elegien und kurzen distichischen Sprüchen vor, die jenem dorischen Dichter nur zu einem Teile gehören können. Immerhin schießen viele Bestandteile des Ganzen zum Bilde einer einheitlichen und einfachen, ja recht einseitigen Persönlichkeit zusammen. Der adlige Poet unterweist seinen geliebten Knappen Kyrnos in den Sitten und Pflichten des Ritterstandes, von dem aus er das ganze Leben betrachtet. Bei diesem Manne, der als bedürftiger Verbannter fern von seiner Heimat leben mußte, tritt nun fast eine Psychologie der Armut hervor. Mit diesem seelischen Problem, mit der Wirkung der Armut auf den Menschen, beginnt sich hier ein Dichter zu beschäftigen, dem noch manch ein griechischer Poet und Denker folgen sollte. Theognis läßt die Armut den Menschen geradezu erdrücken; die Tugend verbirgt sich fast unerkennbar unter ihr; Armut heißt die Lehrerin der Übel. — Hie und da gelingt es aber auch diesem in den Vorurteilen seiner Kaste befangenen Dichter, den Blick über die einengenden Standesgrenzen zu erheben und uns zwar subjektive, aber darum doch nicht minder gültige Erfahrungen vor Augen zu stellen. Wir danken ihm die treffende so oft sich wiederholende Beobachtung, wie ein einzelner Ton, den wir plötzlich vernehmen, in uns eine ganze Kette von Vorstellungen hervorzurufen vermag:

Den Kranichschrei, den hellen,
Hört' ich in hoher Luft,
Der die Wintersaat zu bestellen,
Allherbstlich den Bauern ruft.
Ach! bis zum Herzensgrunde
Hat das mich weh durchschrillt!

Ein Andrer baut ja zur Stunde
Mein schönes Fruchtgefild.
Für andre, andre ziehen
Die Mäuler den Pflug einher!
Ich aber mußte fliehen
Ach! über das weite Meer.

(Übersetzung von Jul. Schultz.)

Ein verbannter Adliger, grollt Theognis der schmutzigen Plebs seiner Heimatstadt und den eignen verlumpenden Standesgenossen; im unangefochtenen Genusse vornehmster Gesellschaft lebt Pindar, der Sänger einer Herrenkaste. Vom Gebälke der stolzen Adelshöfe grüßen ihn die Waffen der Ahnen jener Herren, bei denen er weilt; ihm ist daher allein in der hochgemuten Welt der Ritterzeit wohl. Beglückt durch den Glanz seiner erlauchten Wirte, konservativ bis ins Mark, kennt er im eigentlichen Sinne keine Probleme, mit denen doch schon der ihm nicht selten nahestehende Aischylos ringt; immer wieder nennt er einfachen Sinnes Reichtum und Manneswert den schönsten Besitz. So sind denn auch die Maximen dieses Dichters, dessen Größe eben in seiner vollen Geschlossenheit und in seinem unverbrüchlichen Glauben an jene glänzende Welt besteht, auch fast durchweg sehr einfach und zeugen nicht gerade für große Fülle seines menschlichen Erfahrungsschatzes. Pindar beobachtet, das Herz des Sterblichen sei bei eignen Leiden bekümmert, bei fremden ruhig; er meint, auch das Süße finde Sättigung; in großen Gefahren sieht er selbst Göttersöhne nicht immer standhaft; er rühmt den, der unter Knaben jung, im Rate der Erfahrenen alt gleich einem Hundertjährigen sei, wie er ja überhaupt die Neigung seines Volkes für verständige Jünglinge teilt. Eine, von allem dichterischen Schwung und heroischer Kraft abgesehen, echt menschliche Szene hat er fast allein in jener schönen Episode vom Kampfe des Kindes Herakles mit den Schlangen geschaffen, in der er Amphi-

tryon herbeieilen und den Ziehvater des kleinen Heros mit ebenso erschrecktem wie freudigem Staunen dem Ringen zuschauen läßt. Aber nur einmal scheint ihn ein wirkliches Problem des Menschenlebens beschäftigt zu haben, da er von der Herrschaft der Sitte (?) spricht, die auch die Gewalttat zum Rechte machte. Aber er hat dieses Wort durch ein gleich folgendes heroisches Beispiel mehr verflüchtigt als erhärtet.

2. Geschichtschreibung und Philosophie.

Herodot hat von den Sophisten Anregungen empfangen, ohne aber selbst in dem Maße wie Thukydides zu ihren erlauchten Vertretern zu gehören. Weit mehr erscheint er, der die „Taten der Menschen“ und die dauernden Wunderwerke der Hellenen und Barbaren schildern will, als der Erbe der Jonier, in deren Sprache er nach einem Gesetze der griechischen Literatur schreiben muß. Er übernimmt die ionische historische Novelle, die er auf seine Weise ausgestaltet; in die Fußtapfen seiner Vorgänger tritt in der Hauptsache auch seine Länder- und Völkerkunde, also, daß man wohl in neuester Zeit hat behaupten können, der große Historiker habe ursprünglich sein Werk in der Weise des Joniers Hekataios begonnen. Die überragende Bedeutung dieses schöpferischen Geistes aber besteht bekanntlich darin, daß er seine sammelnde und forschende Tätigkeit einem großen geschichtlichen Gedanken dienstbar gemacht und aus damals noch fast unkenntlichen Anzeichen einen weltgeschichtlichen Vorgang, den Kampf zwischen dem Orient und Okzident, herausgelesen hat, ein wahrer Prophet kommender Zeiten. Um dieses einen unschätzbaren Verdienstes willen, das auch im Altertum schon gewürdigt ward, muß man ihm manche Unvollkommenheit nachsehen, vor allem, daß er unter dem Banne der ionischen Novelle oft große geschichtliche

Entwicklungen aus rein persönlichen Vorgängen erklärt hat.

Herodot ist kein unselbständiger Nachtreter der ionischen Länder- und Völkerkundigen; in der lebendigen Forschung seiner Reisen hat er überall das ihm von Vorgängern Überlieferte nachgeprüft. Seine trotz größter Lücken und zahlreicher Mißverständnisse noch immer hochbedeutsame Schilderung Ägyptens suchte den Griechen eine fremde Völkerseele näher zu bringen. Er wandelte hier auf Hekataios' Spuren, aber er hat auch, durch eignen Augenschein belehrt, noch tiefere Blicke in das Wesen jenes Volkes, dessen körperliche Eigenart ihn ebenfalls nicht wenig fesselte, getan und die Lehren der Zeit über den Zusammenhang der Natur eines Landes mit der seiner Bewohner sich aufs gründlichste zu eigen gemacht.

Daß ihm, der im Kriege ein Übel sieht, griechischer Chauvinismus nicht nachgesagt werden kann, ist lange bekannt. Aber er hat die Perser nicht nur unparteiisch, sondern auch treffend, mit liebevoll beobachtendem Auge geschildert. Es ist ein ritterliches und sittenstarkes Volk, das uns hier entgegentritt, in manchem dem griechischen Sieger bei weitem sittlich überlegen.

Auch die eigne Nation hat Herodot charakterisiert, er hat den Versuch gemacht, auf seine Weise die griechische Volksseele zu kennzeichnen. Derartiges hatten ja schon die Jonier unternommen[1]; trotzdem bleibt Herodots Vorgehen originell. Der Historiker denkt zunächst nur an Altgriechenlands Bewohner; von den Joniern, deren Weichlichkeit er tadelt, sieht er ebenso ab wie von den Sikelioten, deren Nationalhelden Gelon er wenig günstig gesinnt ist. Auch hat eine starke Voreingenommenheit für Athen sein Urteil nicht selten beirrt. Aber es sind doch einzelne Züge des gesamten Griechentums klar erfaßt und mit überzeugendem Nachdruck geschildert worden. So nennt er denn die Armut

[1] Vgl. S. 59.

organisch mit Griechenland verwachsen; dafür aber besitzt Hellas den Mannesmut, geschaffen von Weisheit und starkem Gesetz, dafür den Idealismus, dessen Preis Herodot geschickt einem Feinde in den Mund legt: „Mardonios," ruft ein persischer Heerführer aus, „gegen welche Männer führst du uns zum Kampfe, die nicht um äußere Güter ringen, sondern um den Ruhm der Kraft!" Die Kehrseite dieses Wesens ist dann freilich die griechische Uneinigkeit. — Auch vom Charakter der beiden hellenischen Hauptstämme, der Spartaner und Athener, will der Historiker seinen Lesern einen deutlichen Begriff geben. Er verfährt dabei bekanntlich äußerst parteiisch, ohne doch hier die lakedämonische mit Bedächtigkeit gepaarte, aber bis in den Tod getreue Tapferkeit verwischen zu können, dort die athenische Rührigkeit und Spannkraft gar zu einseitig auszumalen. — Hinter dem Halikarnassier Herodot steht eben noch nicht jene alte Kultur, die einem Stesimbrotos das feine Wort von einer peloponnesischen Persönlichkeit eingab; nur dunkel hat er Ähnliches empfunden.

Herodot, so sagten wir, leitet fast alle großen geschichtlichen Bewegungen aus persönlichen Beweggründen ab. Gleichwohl hat er es recht selten verstanden, uns eine historische Persönlichkeit wirklich leibhaftig vor Augen zu stellen, beinahe bei jeder treten uns scharfe, unausgeglichene Widersprüche entgegen, Gegensätze, deren Überbrückung keine Psychologie der Welt zu leisten vermöchte. Auf jene hat J. Bruns in eingehender Behandlung hingewiesen und sie in der Hauptsache aus der Unfreiheit des Schriftstellers seinem Materiale gegenüber erklärt, das ihm die einzelnen Persönlichkeiten von sehr verschiedenen Seiten zeigte. Ein treffliches Beispiel für diese mangelnde Psychologie des Historikers bietet besonders der Charakter des Kambyses; einerseits sieht Herodot den Frevel des Perserkönigs am Apisstier als den Grund seines Wahnsinns an, ander-

seits läßt er Kambyses schon vorher verrückt sein, ohne sich in diesem Widerstreite der Anschauungen für eine zu entscheiden. In gleicher Unbeholfenheit verzeichnet er das Bild des vertriebenen Spartanerkönigs Demaratos völlig. Wohl empfindet er den ergreifenden Vorgang, der sich in der Seele des Verbannten abspielt, den Streit zwischen Haß und Liebe zu seinem ihm feindlich gewordenen Vaterlande, aber er vermag diesen Konflikt nicht zu formulieren und so leugnet er Demaratos' Wohlwollen gegen Sparta, läßt aber dem Leser doch wieder die Wahl frei, die Handlungsweise des Königs auch aus guter Gesinnung abzuleiten.

Aber Herodots psychologische Voraussetzungen sind auch sonst merkwürdig schwach. Der scham- und taktlose König Kandaules, der sein Weib dem Gyges im Ehegemach zeigen will, beredet diesen zu dem Unternehmen mit Erfolg, indem er ihm gerade die besondere Schwierigkeit des Anschlags deutlich genug vor Augen stellt. Der Hirt des Harpagos, der den königlichen Knaben Kyros töten soll und um seine eigne schwangere Frau in großer Sorge ist, erfährt ganz beiläufig von dieser, daß sie soeben ein totes Kind geboren habe. Und das gleiche Ungeschick herrscht auch noch in der wundervollen Novelle von Solons und Krösus' Zusammentreffen. Wer die lange unklare Auseinandersetzung des athenischen Weisen über den Reichtum und das Glück aufmerksam gelesen hat, der muß gestehen, daß Herodot sich vom Denken eines „Philosophen" noch eine recht unsichere Vorstellung gemacht hat. Die schönen ionischen Geschichten sind ihm überliefert worden, er hat sie oft nicht ohne Kunst, vielfach etwas sentimental, zuweilen auch in tragischer Ausgestaltung wiedergegeben, aber die lebendige Anschauung von den Menschen der Geschichte selbst ist nicht vorhanden, der Reiz des bloßen Erzählens ist noch zu stark.

Die Unwahrscheinlichkeit der meisten Persönlichkeiten

Herodots wird aber auch noch durch seine sittliche Tendenz, die er im Kreise der attischen Tragiker gewonnen haben mag, wie durch seine politische Stellung verstärkt. Er ist ein Feind der Tyrannis wie zumeist auch der Könige, als Freund des Alkmeonidengeschlechts ein Gegner des Themistokles. Ist nun ein glänzender Herrscher nicht gestürzt worden, wie z. B. Periander und auch Xerxes, so häuft der Historiker auf die letzten Jahre des Monarchen alle möglichen Greuel, die dann in starken Gegensatz zu seinem früheren besseren Dasein treten. Ist aber ein König zu Falle gekommen, so läßt er ihn wohl nach seinem Sturze, durch Erfahrungen geläutert, die Erkenntnis des Rechten erreichen. Krösus, der zwar seinen Halbbruder getötet, aber doch — auch dies ein echt herodoteischer Widerspruch — ein vornehm denkender Herrscher ist, irrt schwer über die wahren Werte des Lebens; nach dem Falle seines Reiches aber wird er zum Weisen, der noch Kyros' Sohn mit seinem Rate versorgt. Demaratos handelt als König oft ungerecht, aber am Perserhofe wird er zum verständnisvollen, doch auch unabhängig denkenden Freunde des Großkönigs. — Um Themistokles' Glanz erbleichen zu lassen, wird jede geschichtliche und alle psychologische Möglichkeit vernachlässigt. Der Mann, der mit allem Nachdrucke darauf bestanden hat, bei Salamis zu schlagen, hat sich bei Herodot mit derselben Schwachmütigkeit wie die Anderen in den peloponnesischen Plan des allgemeinen Abzuges ergeben und muß erst durch einen dunklen Ehrenmann zur Vernunft gebracht werden. Dann spielt er freilich seine neue Rolle als Retter Griechenlands recht wacker und temperamentvoll.

Besser sind Herodot andere geschichtliche Persönlichkeiten gelungen, deren Wesen nicht so heiß umstritten war wie das des großen Atheners. Da ist zunächst seine liebe Landesmutter Artemisia. Ihr hat er ein bleibendes Denkmal gesetzt, der kühnen und klugen Ratgeberin des Xerxes, die

er einmal unmittelbar charakterisiert, deren er ein andermal durch den Großkönig als „des Mannes unter den Weibern" gedenken läßt. Bei dem Bilde des Dareios aber leitete den Historiker die allgemeine Verehrung, die der Perserherrscher bei Orientalen und Griechen gewonnen hatte. Wohl hat Herodot keine genauere Vorstellung von dem wirklichen Dareios, dem tiefreligiösen, aber unnachsichtig strengen Fürsten. Aber das Porträt eines Eroberers voll reizbaren Nationalstolzes, eines dankbaren Königs, der selbst einem Verräter wie Histiaios die früher von ihm geleisteten guten Dienste nicht vergißt, zeigt bei ihm doch eine gewisse Geschlossenheit. Und wenn Herodot über den ionischen Aufstand mit Geringschätzung redet, so hat er es verstanden, dessen Anstifter Histiaios und seinen Kumpan Aristagoras in ihrer ganzen Unzuverlässigkeit gut zu schildern.

Aber das sind Ausnahmen; im ganzen entspricht der Fülle der herodoteischen Gestalten ihre Plastik mit nichten. Den Menschen als ein Ganzes zu erfassen, wie es Jon und auch Stesimbrotos allem Anschein nach vermocht oder versucht haben, ist dem widerspruchsvollen Halikarnassier noch versagt. Wohl ist er ausgerüstet mit jenem echtgriechischen Sinn für das Leben in seiner Allgemeinheit wie in seinen besonderen Erscheinungsformen. Er spricht gern Sätze menschlicher Erfahrung aus, und ganz besonders originelle Anschauungen des Individuums fesseln ihn ebenso wie das Sonderleben merkwürdiger Völker. Doch der menschlichen Einzelerscheinung wird er in der Regel noch nicht mächtig; hier entrichtet er seinem Stamme und auch einer noch nicht voll entwickelten Wissenschaft seinen Zoll. Aber eines seiner bedeutenden Verdienste bleibt es, jenen Grundzug des griechischen Nationalcharakters klar erkannt zu haben, der auch noch heute den idealistischen Deutschen mit den Hellenen verbindet. —

Anaxagoras, der ionische Naturphilosoph, hatte, wie wir

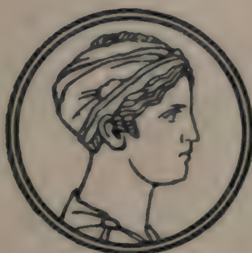
gesehen, die Gründe der Überlegenheit des Menschen über das Tier behandelt. Mittlerweile aber waren auch andere Philosophen diesem Problem näher getreten. Wir lernten schon die philosophischen Studien der Mediziner kennen. Man dürfte vielleicht allgemein auch von medizinischen der gleichzeitigen Philosophen reden, wenn nicht Persönlichkeiten wie Alkmaion von Kroton und Empedokles von Akragas überhaupt sich ebenso als Ärzte wie als Philosophen betätigt hätten. Auf Grund von Tiersektionen entdeckte jener die vorzüglichsten Sinnesnerven und erkannte im Gehirn das Zentralorgan der Geistestätigkeit, vermöge deren wir den anderen nur wahrnehmenden Geschöpfen überlegen seien. Neben ihm, den man zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Psychologen der Griechen in der älteren Zeit rechnen kann, steht Empedokles von Akragas, der Arzt, Weihepriester und Politiker. Mit starker Resignation blickt er auf die menschliche Erkenntnisfähigkeit im allgemeinen hin: „Denn engbezirkt sind die *Sinnes*werkzeuge, die über die Glieder *der Menschen* gebreitet sind. Viel Armseliges dringt auf sie ein, das ihr Nachdenken abstumpft. Kaum haben sie einen kleinen Teil des eignen Lebens überschaut, so fliegen sie davon, kurzlebig, nach Rauches Art aufsteigend. So glaubt jeder nur an das, worauf er gerade bei seinen mannigfachen Irrfahrten gestoßen, und doch rühmt sich jeder das Ganze gefunden zu haben. So wenig läßt sich dies für die Menschen sehen oder hören oder mit dem Geiste erfassen." (Übersetzung wesentlich nach Diels.) Aber der Philosoph fühlt sich selbst hocherhaben über all solch kleinmütiges Verzagen. Er hat kühn eine Physiologie der Wahrnehmung entworfen, indem er Gleiches durch Gleiches erkannt werden läßt, also z. B. das äußere Feuer durch das Feuer in unserem Auge. Aus demselben Prinzip hat er die menschlichen Begierden und die Befriedigung unserer sinnlichen Affekte wie das Gegenteil dessen abzuleiten gesucht.

So wirkt die ionische Wissenschaft auf die Denker der anderen Stämme. Während der Individualismus der ionischen Dichtung unerreicht bleibt, eifert man der ionischen Medizin und Geschichtschreibung mit Glück nach und überholt sie wohl auf einzelnen Gebieten der Wissenschaft, ohne dem ganzen Können des genialen Stammes auf dem Gebiete der Menschenkunde gleichzukommen. —

Von den Attikern war bisher nicht die Rede. Langsam hat sich das athenische Dichten und Denken entwickelt, in sehr eigenartiger Weise, nicht ohne fremde Einflüsse in sich aufzunehmen. Prüfen wir jetzt seine Leistungsfähigkeit auch auf dem Gebiete der Psychologie.



Attische Periode



1. Die ältere Tragödie.

Die Jonier sind seit den Tagen der Odyssee das Volk des Intellektualismus; die Ethik spielt keine entscheidende Rolle bei ihnen. Ein Wechsel erfolgt erst durch die Attiker, die zugleich mit den religiösen die ethischen Fragen bewegen und in Fluß bringen. Dies geschieht für uns zunächst in der Tragödie, mit deren Menschen wir uns jetzt zu beschäftigen haben.

Die tragische Dichtung der Griechen arbeitet, abgesehen von den ganz wenigen Fällen, wo sie Ereignisse der unmittelbarsten Vergangenheit behandelt, mit der alten Sage, aus der sie eine einzelne entscheidende Handlung auslöst oder die sie auch als ein Ganzes in mehreren jedesmal um einen Wendepunkt sich bewegenden Episoden vorführt. Die Charaktere, soweit der Mythus, d. h. in der Hauptsache das Epos, sie überliefert hatte, spielen für den alten Dichter bei der Wahl seines Stoffes noch keineswegs dieselbe Rolle wie bei dem modernen Dramatiker, der einen geschichtlichen Vorwurf konzipiert. Aber sobald das Schaffen selbst beginnt, sobald der Dichter den Helden in verschiedenen Situationen redend und wirkend zur Darstellung bringt, muß er ihm auch unbewußt ein gewisses Gepräge geben; die Dichtung schafft sich selbst aus. Dieses Gepräge zeigt darum durchaus noch keinen festen Charakter, ja, wenn wir etwa einem solchen in der alten Tragödie begegnen, so bildet er in der Regel eine Ausnahme. Die wirkliche volle Einheitlichkeit der dramatischen Gestalt ist erst ein Ergebnis einer langen Entwicklung und der bewußten Erkenntnis von der Notwendigkeit dieser Einheitlichkeit; eigentlich hat erst Menander dieses Ziel völlig erreicht, ohne dabei ins Extrem zu verfallen.

Die Dramen des Aischylos zeigen auf den ersten Blick ziemlich einfache, ja auch typische Gestalten. In den „Schutzflehenden“ haben wir den Chor der bangen Mäd-

chen mit ihrem Vater, auf der anderen Seite den braven, Hilfe spendenden Argiverkönig; die „Perser“ zeigen eine sorgende Mutter und die Erscheinung des verstorbenen großen und guten Monarchen, dann einen gebrochenen Flüchtling. In den „Sieben gegen Theben“ steht vor uns ein Held, der seine Stadt verteidigt; die anderen Dramen führen hier den Feind des neuen Göttergeschlechts, Prometheus, vor, dort die wilde Gattenmörderin Klytaimestra, den stolzen König Agamemnon, die geknechtete Seherin Kassandra, den Muttermörder Orestes und seine herabgewürdigte Schwester Elektra. Es ist kein Zufall, daß die Gestalten der letzten Trilogie schon ganz andere, tiefer greifende Konflikte als die ersten noch ziemlich primitiven Stücke aufweisen. Denn mit Recht darf man es als einen Erfolg der Philologie der letzten Jahrzehnte rühmen, daß die Kunde von der Entwicklung des Dichters erhebliche Fortschritte gemacht hat, und die Reihenfolge aller Tragödien jetzt ziemlich feststehen dürfte.

Die Typik der uns vorliegenden älteren Dramen ist aber nun keineswegs starr. Im Danaos der „Schutzflehenden“ haben wir einen Vater vor uns, der sich mit Recht selbst als einen Jüngling an Geist und Wort kennzeichnet. Er sorgt für seine bangenden Töchter nicht nur durch die Tat, indem er stets nach den Verfolgern ausschaut, sondern der Menschenkundige hält die Mädchen auch aufs strengste zu einfachem, unauffälligem Benehmen an, um nicht die Unverschämtheit der Landeseinwohner zu reizen. Und in dem gewissenhaften Argiverkönig, der sich aus allerhand sehr begreiflichen Bedenken nicht leicht zur Aufnahme der Danaiden entschließen kann, hat Aischylos zum ersten Male in der dramatischen Literatur der Griechen zwar noch ungefüge, aber nicht ohne Anschaulichkeit die Not des Zweifels geschildert.

Dem Vater der Danaiden entspricht die Mutter des

Xerxes in den „Persern“. Wenn schon ein Typus, so ist es ein besonders feingezeichneter: echt weiblich, wie die Königin bei dem Jammerbericht von der großen Niederlage des Heeres zuerst nur an ihren Sohn denkt, dies aber nicht offen zu sagen wagt und voll heimlicher Hoffnung auf Xerxes' Rettung nur allgemein sich erkundigt, wer denn nun nicht gefallen sei. Auch der alte Dareios ist von tiefer Vatersorge bewegt; so stark er, als Urheber des ersten Perserzuges, seines Sohnes kriegerische Überhebung tadelt, so innig wünscht er eine freundliche Aufnahme des Geschlagenen.

Mit den „Sieben gegen Theben“ hat der Dichter einen weiten Schritt vorwärts getan. „Eteokles,“ sagt Wilamowitz, „ist wenn einer ein tragischer Held.“ Das bedeutet in diesem Falle auch eine gewisse Geschlossenheit des Wesens. Die volle Hingabe an das Vaterland, dessen augenblickliche schwere Bedrohung er tiefernst empfindet, macht ihn gegenüber der Aufgeregtheit des Frauenchors fast zum Weiberfeind. Fromm und doch nicht ganz ohne finsteren Fatalismus, zeigt er auch eine weichere Seite, die bei diesem Mann der entschlossensten Pflichterfüllung mildernd wirkt: die Anerkennung des edlen Gegners. Den sieht er in Amphiaraos, jener Gestalt, die der Dichter in dem schönen Worte gekennzeichnet hat: Denn nicht gerecht nur scheinen will er, will es sein! — In ganz ähnlicher Weise hat Aischylos Prometheus' Wesen variiert. Den ungeheuren, unbeugsamen Titanentrotz gegen Zeus, gepaart mit der Liebe zum gottverlassenen, unbehilflichen Menschengeschlecht, fand der Dichter in der Sage. Beide Seiten, Schroffheit wie Milde, hat er festgehalten, aber noch individueller ausgeführt, indem er den Prometheus gegen Hermes tiefe Verachtung äußern, dagegen ihn nicht dulden läßt, daß Andere in sein Leid hineingezogen werden.

Die „Orestie“ bringt nun nach diesen verhältnismäßig einfachen Vorwürfen weit schwerere ethische und auch künst-

lerische Probleme auf. Daß die sittlichen eine befriedigende Lösung gefunden hätten, wird heutzutage mehrfach nicht mit Unrecht verneint. Aber auch nicht alle Charaktere können uns Moderne, eben weil noch eine gewisse Einheitlichkeit fehlt, überzeugen. Kein Zweifel zwar: Klytaimestras Gestalt ist ein kraftvoller Versuch. Ihre schuldbewußte, in Worten schwelgende Heuchelei, der echt psychologische, widerspruchsvolle Haß der Ehebrecherin gegen die vermeintliche Buhle ihres Gatten, Kassandra, die heimliche Freude über Orestes' Ende, die in Todesnot gegebene, sehr wahrscheinliche Begründung ihres Ehebruchs durch die lange Trennung vom Manne: alles das führt in menschliches Seelenleben tief hinein. Aber andere Züge beirren die Klarheit des Bildes. Denn mit Recht rügt man Klytaimestras sonderbare Sorge um den etwaigen Tempelfrevel der Griechen, und auch die Unterbrechung ihrer selbstsicheren Haltung nach der geschehenen Mordtat durch die laute Klage über das Unheil erscheint als wenig psychologisch. Freilich hat man darin einen Umschlag ihrer Stimmung sehen wollen. Da aber die Mörderin zuletzt wieder in ihren alten trotzigen Ton verfällt, so ist eine solche Sinnesänderung wenig wahrscheinlich. — Etwas Anderes ist es dagegen mit Orestes' Seelenzustand. In diesem Muttermörder steht gar kein Individuum vor uns; wir haben es hier nur mit einer Funktion der Sage zu tun. Erdrückt durch Apollons Gebot, vollzieht Orest die unselige Tat, aber er zweifelt nicht an dem Rechte dazu, so traurig er diesen „Sieg“ findet, so nahe er schon die Rache sieht. — Einfach sind die anderen Gestalten, mehr dem Typischen verwandt. Agamemnon ist so recht ein griechischer Feldhauptmann aus dem Perserkrieg, dem wie dem Könige Pausanias der Barbarenprunk mißfällt, Kassandra ist das wahre Bild einer Seherin, die aus einer Ekstase in die andere fällt, nur leicht durch ihre Klage über das rasch vergessene Schicksal des Unglück-



Geffcken Tafel 2

Attische Grabstelle

lichen individualisiert; in Elektra sieht man das ausgestoßene Herrenkind trauern.

Unter den noch primitiven Personen dieser werdenden Kunst ragen nun die Menschen aus dem Volke durch ihre Naturwahrheit hervor. Der Wächter auf dem Palaste verrät uns mit erfrischendster Unmittelbarkeit, wie müde er seines schweren Amtes sei, zugleich aber ist er ein treuer Diener des Hauses, an dessen Wohl und Wehe er Anteil nimmt; der Bote aus dem Felde ist ein echter alter Soldat, in der Hauptsache froh, daß das Kriegselend nun sein Ende erreicht habe; die greise kilikische Sklavin macht aus den früheren Mühen ihres Daseins als Kinderfrau kein Hehl. So reden diese Leute allesamt die Sprache ihres Standes und zeigen uns hier mit erfreulicher Deutlichkeit die Beobachtungsgabe des Dichters.

Auch sonst fehlt es ja nicht daran. Wie tief psychologisch berührt Kassandras Schauder vor dem Tode, den sie doch schon lange in dieser Gestalt vorausgesehen, wie echt menschlich ist ihr physischer Ekel vor dem blutigen Schlachtbeil. Feine Sentenzen verraten uns des Dichters Menschenkenntnis, jene Bemerkungen über die Strenge eines jungen Herrschers, über den oft so wohlfeilen guten Rat, den der Fernerstehende dem Leidenden gibt.

Überhaupt ist dem Tragiker, wenigstens in seinem spätesten Werke, der Mensch schon ein Problem im beschränkten Sinne. Sehen wir ab von jener noch mythologischen Kulturgeschichte des „Prometheus", so spricht das zweite Drama der „Orestie" es aus, daß der Mensch, der Mann in seinem Trutz, das Weib in seiner Liebesleidenschaft, allem Elementaren auf Erden überlegen sei, eine Wahrheit, die Sophokles später in ausführlicheren und einfacheren Worten erneute. Aber es ist alles bei Aischylos noch im Werden; es genügt ihm, die Macht des Menschen festzustellen; nur die

Ahnung eines Rätsels ist vielleicht vorhanden. Das psychologische Schaffen des alten Tragöden bleibt noch unbewußt.



Gewaltig ist der Schritt, der uns von Aischylos zu Sophokles führt: von der „Orestie" gleich zur „Antigone", dem allem Anscheine nach ältesten Stücke der auf uns gekommenen Dramen. Und doch ist, solange auch schon die erhabene Gestalt der Jungfrau, die als Verteidigerin der ungeschriebenen Gesetze der Pietät in den Tod geht, bei uns Heimatrecht genießt, die psychologische Einheit noch nicht vorhanden. Man ist, nach allerhand verfehlten Versuchen, eine solche Einheit der Antigone aufzunötigen, nunmehr zu der endlichen Erkenntnis gekommen, daß Sophokles die dramatisch wirksame Darstellung weit höher als eine psychologisch korrekte stellt, daß es ihm stets auf die Ausgestaltung der augenblicklichen Situation, auf den packenden Eindruck der einzelnen Szene ankommt; eine bis ins einzelne durchgeführte Charakterzeichnung fehlt durchaus. So kann gerade Antigone in einer für uns Moderne schon lange ganz abstoßenden Weise ihre hohe Tat, die sie so entschlossen vollzogen, durch eine völlig künstliche Überlegung motivieren, eben weil dem Dichter und seiner ganzen Zeit einmal solche Reflexionen gefielen. So begeht Aias im Widerspruch mit unserer Psychologie einen ihm wenig anstehenden Trug; so läßt sich der aufrechte, wahrhafte Jüngling Neoptolemos auffallend schnell zu einer verlogenen Handlungsweise verlocken; so ist der der Gottheit gewisse Greis Oedipus, der in Attika sein Ende erwartet, den innige, schnell geschlossene Freundschaft mit dem edlen Theseus verbindet, ein anderer als der seinem Sohne wütend fluchende Alte. Und so wechseln auch dieselben Gestalten je nach Bedürfnis in den verschiedenen Dramen ihr Wesen. Der von Oedipus mißhandelte und

dann ihn schonungsvoll ausweisende Kreon im „König Oedipus“ unterscheidet sich ebenso stark von dem sinnlos wütenden Tyrannen der „Antigone“ wie von dem listigen Halunken des „Oedipus auf Kolonos“; der edle Odysseus des „Aias“ hat keinen Zug von dem niederträchtigen, die reine Jugend betörenden Sophisten des „Philoktetes“; die Antigone des gleichnamigen Stückes hat nichts zu tun mit der treuen, weichen Führerin ihres blinden Vaters.

Scharf bewußte Charakterschilderung fehlt also; bewußt verfolgt Sophokles ganz andere dichterische und ethische Zwecke. Er stellt den Sturz des Erhabenen im „Aias“ und in den „Trachinierinnen“ dar, besonders gern den Zusammenbruch stolzer Herrscher und ihres Hauses wie des Oedipus und Kreon, er führt das Wirken der untrüglichen Gottheit vor — dies alles kaum anders als sein Zeitgenosse Herodot — er behandelt sittliche Probleme wie in der „Antigone“ und „Elektra“. — Aber es bliebe doch einseitig, wollte man seinen Charakteren einen gänzlichen Mangel an Einheitlichkeit vorwerfen. Das hat selbst der Schöpfer der neuen Anschauung über Sophokles nicht getan, der wenigstens die Deianeira dem nahe kommen läßt, „was wir unter einem Charakter verstehen“. In der Tat ist es dem Dichter, der in tragischer Verkettung den ungetreuen Gatten Herakles gerade durch die Handlungsweise des innig liebenden Weibes untergehen läßt, gelungen, in Deianeira ein echtes Bild süßester Weiblichkeit zu entwerfen. Sie will der kriegsgefangenen Jole den Schmerz ersparen, von ihrem Leide zu erzählen; ihr Diener Lichas soll dem Herakles nicht nur von jener berichten, sondern auch von ihr selbst, wie freundlich sie Jole aufgenommen. Sie scheut sich, ihrem Gatten ihre Sehnsucht zu gestehen, ungewiß, ob er selbst ähnlich empfindet; nur einmal entschlüpft ihr ein bitteres Wort über Herakles. Deianeira ist eine Idealgestalt und doch menschlich durchaus möglich.

Und von den Grundbedingungen unseres seelischen Daseins hatte dieser Dichter, der Jahrzehnte mit dem Psychologen Euripides um die dramatische Palme stritt, doch eine bewußte Vorstellung. Er redet selbst zuweilen von dem angeborenen Wesen, der Natur eines Menschen, seiner „Physis"; derartige zornige Naturen, sagt Kreon vom Könige Oedipus im gleichnamigen Stücke, seien sich selbst am schwersten zu ertragen. Dieser Oedipus wird dann, auch nach den ethisch-religiösen Voraussetzungen des Sophokles, zu einem einheitlichen Charakter. Das Wort der Gottheit soll sich bewahrheiten, der Mensch, der einen Frevel verfolgt, sich selbst als den Täter entdecken. Zu diesem Zwecke wird Oedipus als der im Heil seines Landes aufgehende, stets tätige, aber auf falscher Spur forschende Herrscher dargestellt.

So ist es: einen Grundcharakter haben diese Gestalten nahezu alle. Wenn Neoptolemos darüber klagt, daß er gegen seine Physis handle, so bedauert er, dem eignen offenen Wesen untreu zu sein. Und wenn der Odysseus des „Aias", ganz entgegengesetzt seinem in anderen Tragödien so oft erscheinenden Charakterbilde eines Ränkeschmiedes, durch sein edles Auftreten die Entscheidung in dem Streite um die Bestattung bringt, so wird hier sogar die Fabel neu durch den Charakter eines Helden erzeugt, und die dramatische Wirkung geht allein von ihm aus. Aber wieder dürfen wir nicht vergessen, daß diese hoheitsvolle Milde, diese Versöhnlichkeit eine Weiterentwicklung jener homerischen Schilderung ist, die uns den vergeblichen Versuch des Odysseus zeigt, sich im Hades mit seinem noch immer zürnenden Feinde zu versöhnen.

Auch in der „Elektra" wird uns ein eigenartiger, ja neuer Charakter vorgeführt. Mit Recht hat man betont, „die Wirkung des Stückes lasse sich gar nicht ablösen von dem Eindrucke des Charakterbildes, das durch die Trauer

um den Vater, den Trotz gegen die Mörder und die sich über alles hinwegsetzende Liebe zu dem anfangs fern, dann tot geglaubten und endlich erkannten Bruder gegeben“ sei. Aber man kann doch wohl noch etwas weiter gehen, auch wenn man darauf verzichtet, in jedem Worte der Elektra etwas „Charakteristisches“ zu entdecken. Der Dichter scheint eine Persönlichkeit beabsichtigt zu haben, in ganz ungewöhnlicher Weise gleich befähigt zur Liebe wie zum Hasse, unter dem Drucke beider Gefühle fast erliegend. Zum ersten Male sehen wir hier ein bis aufs äußerste verbittertes weibliches Wesen vor uns, dessen Denken verzweifelte Pläne erzeugt, dessen Empfinden rasende Worte hervorstößt. Denn es ist unzulässig, in Elektras törichtem Plane gegen Aigisthos, in ihrem fast entmenschten Zurufe an den die Mutter mordenden Orest: Schlag' noch einmal zu! nur dramatisch wirksame Szenenmomente zu erkennen. Beides, Racheplan und Ausruf, werfen einen Schein auf das Charakterbild des lange und mit bewußter Grausamkeit bis zum äußersten gemarterten Herrenkindes, das eben um seines hochgespannten Gefühlslebens, seiner eigenartigen „Physis“ willen ein weit schwereres Dasein führt als die gefügige Schwester Chrysothemis. Daß auch bei ihr, nur für unsere Empfindung störend, die Ruhmsucht mitschwingt, gehört zu den Voraussetzungen des antiken Wesens; zu mehr oder minder beredtem Ausdruck kommt dies Gefühl ja auch bei einer Kassandra, Antigone, Medea.[1]

Auch ganz typischen Persönlichkeiten begegnen wir bei Sophokles. So gewaltig der blinde Teiresias beide Male vor einem Tyrannen auftritt, so wenig individuell bleibt sein Wesen; er ist nichts als der Dolmetscher des Götterwillens, der Priester gegenüber dem Herrscher, vergleichbar einem jüdischen Propheten vor seinem König. Ein Typus ist auch Theseus, das Idealbild eines Athenerkönigs. Und

[1] Vgl. S. 93.

ähnlich darf man wohl auch den ersten Boten der „Antigone“ beurteilen, den ein großer Forscher freilich einmal als „unsäglich abgeschmackte Figur“ bezeichnet hat, jenen verschmitzten Gesellen voll Selbsthumor, der uns gleich so manchen shakespeareschen Gestalten ein Stück des Volkslebens darstellen soll. Endlich zeigt auch der sophokleische Chor nicht selten solch typische Züge; entsprechen doch z. B. seine trivialen Trostgründe ganz und gar der Empfindungsweise der großen Masse.

Noch war die Betrachtung des menschlichen Lebens in der Generation des Sophokles und Herodot im ganzen genommen nur zu ziemlich allgemeinen Erkenntnissen vorgedrungen. Die Vergänglichkeit alles Irdischen, der tiefe Sturz des Hochgestellten, der Unwert des bloßen Reichtums, die Untreue der Freunde im Unglück, das sind Wahrheiten, die die Zeit besonders beschäftigen, die in Dichtung und Geschichtschreibung Ausdruck finden; preise niemanden selig vor dem Ende, lehrt Sophokles wie Herodot. Doch ist der Poet mehrfach schon über solche grundlegenden Sätze hinausgekommen; öfters zeigen seine Sentenzen schon eine tiefere Beobachtung des Menschendaseins, wenngleich er an Schärfe des Blickes nicht entfernt an seinen Nebenbuhler Euripides heranreicht. Entsprechend den Erfahrungen, die jeder Mensch mit seines Gleichen macht, zeugen diese Sätze freilich von starkem Skeptizismus. Mit Bitterkeit stellt der Teukros des „Aias“ fest, wie schnell unter den Menschen die Dankbarkeit, die man einem Toten schulde, dahinschwinde, eine scharfe Sentenz betont den Lebenshunger gerade des Alternden, eine Erkenntnis, die uns Euripides in einer abstoßenden Gestalt seines Dramas „Alkestis“ verdeutlicht hat. Sophokles weiß ferner, wie so mancher hohe Geist den Leidenden mit weisem Worte zu trösten weiß, im eignen Unglücke aber sich deshalb nicht besser zu helfen versteht.

Dem Menschen als Ganzem wie als Individuum gegen-

über nimmt Sophokles im Vergleich zu Aischylos eine höhere Stellung ein. Das gilt nicht sowohl von der berühmten Betrachtung des Dichters über den Menschen, das gewaltigste der lebenden Wesen; denn diese Erkenntnis ist, wie bemerkt, nur eine Ausführung eines aischyleischen Gedankens. Wohl aber gilt es von dem zwar noch unentwickelten, aber doch schon vorhandenen Interesse des Dichters am angeborenen Wesen des Menschen und auch von seinem hie und da hervortretenden Bestreben, die Handlung des Stückes aus dem Charakter heraus zu entwickeln. Und doch liegt auch sein eigentliches Interesse der Erforschung der menschlichen Psyche überhaupt noch fern; ihm gilt es in der Hauptsache, das Walten der Gottheit vorzuführen, die Unterwerfung der Menschen unter ihren Willen zu betonen, seine ethische Überzeugung ohne Abstriche zu bekennen. Seine Gestalten bleiben vom Leid und vollends von der Misere des Alltags noch ganz unberührt.

2. Die Sophistik.

Euripides ist der Schüler der Sophistik; bevor von ihm die Rede sein kann, müssen wir uns mit dieser beschäftigen.

Die Zunahme und die Beachtung der individuellen Persönlichkeit bedingen sich gegenseitig. Gegenüber den früheren Jahrhunderten zeigt das fünfte eine gewaltige Fülle von bedeutenden oder bedeutsamen Individuen, die nun auch bald persönliche Würdigung ihres Wesens finden. Noch ist zwar das Bild, das sich die Nachwelt von einem Miltiades machte, nicht sehr deutlich, und auch die Erinnerung an Aischylos' Person blieb noch wenig genau; dagegen verstanden es, wie wir gesehen, die Ionier Ion und Stesimbrotos von attischen Menschen der späteren Zeit, von einem Sophokles, Kimon und Perikles lebendige Porträts zu entwerfen.

In die Zeit, wo diese Jonier beginnen, das geschichtliche Individuum zu schildern, wo auch die attische Tragödie an der notwendigen Vertiefung der überlieferten epischen Charaktere schafft, fällt das Auftreten der Sophisten. Mit Recht hat man in ihrer Epoche die Zeit gesehen, in der „die Welt nicht mehr von der Natur, sondern vom Subjekt aus begriffen wird, wo der Mensch in den Mittelpunkt des philosophischen Interesses tritt“, wo er entdeckt wird, wo die Befreiung des Individuums erfolgt. Der neue Geist lehnt die Naturwissenschaft ab und tritt auch mit der Medizin nur in vorübergehende Fühlung; das Interesse wendet sich allein dem geistigen Leben des Menschen zu. Aber eben dieses neue Menschenstudium ist doch wieder ein Ausläufer des ionischen Denkens. Denn wenn auch die führende Rolle der kleinasiatischen Jonier ausgespielt ist, so sind doch die Leiter der sophistischen Bewegung, sind Protagoras, Prodikos, Gorgias ionischen Stammes.

Die Sophisten leben in einem Zeitalter größter Vielseitigkeit. Hatte u. a. schon Jon sich als Essayist, Elegiendichter, Tragiker einen weiten Ruf erworben, so übertreffen die Sophisten dieses Beispiel durch ihre fast methodisch allseitige Ausbildung. Protagoras umspannt Redekunst, Erziehungskunst, Rechtswissenschaft, Politik und Moral, Gorgias ist Erkenntnistheoretiker und zugleich der berühmtere Schöpfer einer neuen Redekunst; Antiphon verfaßt erkenntnistheoretische, physikalische und politische Schriften und beschäftigt sich dazu mit der Traumdeutung; Kritias ist Staatsmann, Tragiker, Elegiker, Geschichtsforscher; Hippias von Elis, der sich vermißt, über alle möglichen Wissensgebiete Auskunft zu geben, erscheint zu Olympia in einem Anzuge, dessen einzelne Teile er selbst mit eigner Hand angefertigt hat. Im Besitze solcher Vielseitigkeit halten sich die Sophisten für die wahren Lehrer des Volkes, dem sie

mannigfache neue Gebiete, darunter auch die Kulturgeschichte der Menschheit, erschließen wollen und zum Teil auch wirklich erschlossen haben. Zu diesem pädagogischen Zwecke aber gilt es, von frühe an das Individuum in geistige Zucht zu nehmen; nachdrückliche methodische Erziehung wird gefordert. Man stritt sich damals wie über die Bedeutung von Natur und Gesetz so auch über die Rolle, die beim Menschen Natur und Erziehung spiele. Lehre, erwiderte der berühmte Protagoras den Fürsprechern der Natur, bedarf natürlicher Anlage *und* der Übung, von Jugend an heiße es zu lernen; das Erste, betont Antiphon, ist die Erziehung; ein ungenannter Sophist verlangt von dem, der etwas bedeuten wolle, frühe und folgerichtige Selbstzucht.

Der *Mensch* also ist der Hauptgegenstand der sophistischen Forschung. Das tritt besonders deutlich in *Protagoras'* berühmten Satze vom Menschen als dem Maß aller Dinge, der seienden wie der nichtseienden, hervor. Dieses Wort, das man am besten individuell, nicht generell verstehen wird, bedeutet einen starken Verzicht auf die absolute Erkenntnis und bisher anerkannte Werturteile, es gab Anlaß zu dem schrankenlosen Individualismus so manches Sophisten der Zeit. So hat der bedeutende ionische Philosoph, derselbe, der sich auch über die Götter so skeptisch aussprach, der Betrachtung des Menschen, wie Dichter und Denker seiner Nation sie so oft geübt hatten, eine charakteristische Zuspitzung gegeben.

Von allen Seiten betrachtete die Sophistik dieses Problem. Man erörterte Fragen der Kulturgeschichte, spürte dem Ursprunge der Gesetze, der Religion nach, suchte aufs neue die Mittel zu ergründen, die dem hilflosesten aller Geschöpfe, dem Menschen, seine Stellung in der Welt verschafft hätten. Man prüft anderseits seinen Anspruch, das gottähnlichste Wesen zu sein. Da erscheint sein Leben dem

tiefernsten Philosophen **Prodikos**, der sich auch schon mit Studien über die Anfänge der Religion beschäftigt hatte, auf jeder Altersstufe als ganz unselig; **Kritias** erkennt im Menschenleben nur ein völlig Sicheres: den Tod und die stete Begleitung durch die Torheit.

Aber der Pessimismus ist doch nicht der letzte Schluß dieser Lebensbetrachtung. Der Sophist will sich nur von der landläufigen Anschauung der Menschen über sich selbst und ihr Dasein, will sich von einer wohlfeilen Moral nichts vormachen lassen, sondern das Leben so sehen, wie es ist. So nennt er es eine Torheit, in der Hoffnung auf ein anderes Leben sich dieses entgleiten zu lassen; so beobachtet er scharf, daß die Menschen ihres Gleichen nicht gern ehrten, sondern darin einen eignen Verlust erblickten und sich nur allmählich an die überragende Stellung des Nächsten gewöhnten.

Eben darum aber, weil sie des Menschenlebens kundig sind, dessen ernste Erfahrungen sie in manchen Sentenzen ausprägen, suchen die Sophisten dem Menschen das Dasein auch zu erleichtern. So hat Antiphon eine „Anweisung zur Vermeidung des Leides“ geschrieben, so pries ein anderer die Segnungen der Eintracht und schilderte unter dem Hinweis auf den Ursprung aller staatlichen Gemeinschaft unter den Menschen die Übel der Meisterlosigkeit. —

Über jede Sache, hatte Protagoras erklärt, gebe es zwei Reden, die sich einander gegenüber ständen, und man sagte ihm nach, er habe sich gerühmt, die schwächeren Gründe zu den stärkeren zu machen. Dem bedeutenden Jonier kann auch nach der ganzen Entwicklung seines Stammes eine gewisse sittliche Indifferenz nicht fern gelegen haben; auch von seiner religiösen Skepsis war ja schon die Rede. Aus seiner Schule stammt auch eine kleine, noch erhaltene Lehrschrift, die den Nachweis führt, wie verschieden Glück und Übel je nach den menschlichen Interessen beurteilt würden, wie ferner je nach den Umständen dasselbe für Recht oder

Unrecht gelte, wie auch Sitte und Brauch, bei den einzelnen Völkern ganz abweichend betrachtet, etwas durchaus Subjektives seien. Andere Sophisten zogen daraus ihre Folgerungen. Durch einen neuen Fund wissen wir, in welch überaus bedenklicher Weise der Sophist Antiphon Natur und Gesetz in ihrer Gegensätzlichkeit beleuchtet und nicht gezögert hat, jener vor diesem den Vorzug zu geben. Eine ähnliche Betrachtungsweise wird nun auch auf die menschlichen Charaktere angewandt, für die fortan die Beurteilung „gut, schlecht, weise, töricht" abgeschafft wird und die Abwägung von Vorzügen und Schwächen innerhalb desselben Wesens eintritt. Dieser Satz bedeutete zunächst nur die Negation der allgemein gültigen moralischen Anschauung, mußte aber bei richtiger Handhabung von größtem Werte für die Beurteilung der geschichtlichen Charaktere werden.

Jede große Bewegung ist das Ergebnis verschiedener, auf ein Ziel hinwirkender Kräfte. Nicht die Sophisten allein haben eines Tages den Menschen entdeckt, sondern, von ionischen Denkern geleitet, hat die Sophistik den Trieb der ganzen Zeit verstanden, ihm die Richtung gegeben und die Ergründung des Menschen auf ihre Weise methodisch vertieft und erweitert. Das Studium aber der Sophisten gilt weit mehr dem Menschengeschlecht, dessen Dasein sie nach seinen verschiedensten Seiten beobachten, als dem Individuum. Der Schüler der Sophisten ist Euripides gewesen, der Dichter, dessen Charaktere und Sentenzen bis auf die spätesten Zeiten gewirkt haben.

3. Euripides.

Die Bühne des Euripides verwendet Göttergestalten wesentlich im Prolog und in der Schlußszene; so erscheinen sie in starker dramatischer Bindung. Vermögen sie hier noch auf den äußeren Gang der Handlung entscheidend einzuwirken,

so sinkt ihre sonstige, ihre ethische Bedeutung auf menschliches Maß herab, ja auch auf ein recht tiefes menschliches Maß; es kann geschehen, daß sogar ein euripideischer Gott sich den peinlichen Folgen seiner schlechten Handlungsweise feige zu entziehen sucht. Vollends erscheinen die gefeierten griechischen Heroen zumeist in einem Aufzuge, der schon Aristophanes' blutigen Spott hervorrief. Denn, so wichtig für Euripides die Fabel des Dramas bleibt, so stark hat er den überlieferten Mythus umgestaltet, bis er ihm ganz menschliche Züge, oft nur das Bild des alltäglichen Lebens wies. Sein „Verismus" kennt keine Schonung und macht vor keiner traditionellen Größe Halt; eine Reihe tiefster menschlicher Probleme werden entdeckt und durch die fortschreitende Handlung des Dramas beantwortet. Aber der zerstörende Jünger der Sophistik baut anderseits, worauf Ed. Schwartz treffend hingewiesen, wieder auf. Gerade weil dem Dichter die tiefdunklen menschlichen Seiten, namentlich aber die furchtbare Macht der Leidenschaft nicht entgehen, erkennt sein Auge auch das helle Licht. An Stelle des alten Heroentums schafft er ein neues, mit einer neuen Sittlichkeit, die auf Lebenserfahrung beruht: der ganz gebrochene Herakles findet den Selbstmord feige und beschließt zu leben; jugendliche Persönlichkeiten sehen, ein häufig im Leben beobachteter Vorgang, heldenhaft dem Tode entgegen. Euripides' Psychologie und auch Ethik entwertet das Alte, aber schafft auch Neues.

Die sophistische Wissenschaft umfaßt das ganze Menschheitsgebiet; Euripides brachte die überlieferten Heroengestalten und mythischen Taten im Menschenleben und in seinen Situationen unter. So entdeckte der Dichter den Menschen in der Fülle seiner typischen Erscheinungsformen. Typische Charaktere stehen bei ihm an erster Stelle. Sie verraten eine feine Gliederung, die gleichwohl die Einheit dieser Gestalten nirgends schädigt.

Aber ein Anderes hat diese Einheit öfters noch stark durchbrochen. Die Erkenntnis einer sittlichen Wahrheit, die zerfasernde Lösung einer Frage an die Menschennatur, die allseitige Betrachtung eines Problems hat den Dichter nicht selten veranlaßt, im ungeeignetsten Augenblick den ungeeignetsten Gestalten seiner Dichtung Reflexionen in den Mund zu legen, an deren Ungehörigkeit schon das Altertum Anstoß nahm. Gewiß dürfen wir es nicht beanstanden, wenn z. B. Medea als durchaus moderngriechisches Weib über die Schwere des Frauenlebens sich vernehmen läßt, wenn Phaidra, die wild leidenschaftliche, kränkliche Dame, das Elend des Menschendaseins beklagt. Aber unerträglich wirkt eine Mutter, die angesichts der bevorstehenden Tötung ihrer Tochter sich in langen sophistischen Reden über den Fall verbreitet, um so mehr, als doch gerade Euripides öfters den Typus der Mutter unvergleichlich wahr herausgearbeitet hat. Fast ebenso bedenklich ist die Kritik, die des Dichters Personen an den Göttern und der alten Mythologie, ja sogar an der früheren Behandlung derselben Fabel durch einen Vorgänger des Euripides üben. Die Fülle und Kraft seiner Gedanken über Gott, Welt und den Menschen erdrückt so nicht selten Euripides' Psychologie.

Kein Dichter ist nächst Homer so häufig wie Euripides um seiner Sentenzen willen von der Nachwelt zitiert worden; noch heute machen seine Erfahrungssätze tiefen Eindruck. Doch gilt es sich wohl zu hüten, aus diesen Aussprüchen des sophistischen Denkers, der zumeist eine Frage nach beiden Seiten hin untersucht, eine „Weltanschauung" herauszudestillieren. Sorgsam das Für und Wider abwägend, sucht der Dichter vielmehr jederzeit dem individuellen Falle gerecht zu werden. Dafür ist seine Betrachtung der Armut und des Reichtums recht charakteristisch, eine Frage, über die kaum ein Denker des Altertums so reif wie Euripides nachgesonnen hat.

Gewiß, auch er hat seine Freude am armen wackeren Bauern, der aus innerem Drange das Gute tut, der da meint, ein satter Reicher sei nicht besser als ein satter Armer; er findet beim Begüterten oft unedlen Sinn. Aber Euripides steht jener sentimentalen Umwertung noch fern, die die spätere Philosophie übte, da sie nur im Armen den Edelmenschen, im Reichen nur das Schlechte erkennen wollte. Der klare Sinn dieses Atheners nennt auch die Armut eine Krankheit, er läßt den abgerissenen Jason unter dem Drucke seiner Dürftigkeit auch moralisch tief sinken, er sieht im Reichtum nicht etwa nur die Möglichkeit schnöden Genusses, sondern, entsprechend einer sophistischen Anschauung, auch eine Hilfe gegen Übel und Krankheiten. Mit gleicher Gründlichkeit durchdenkt er den Fall niederer Geburt und vornehmer Abstammung; jene hat insofern ihre Vorteile, als ein Geringer sich gehen lassen darf, während der Hochgeborene stets auf sich halten muß. So führt ihn sein Sinnen nicht selten zum Dilemma; er beklagt den, der Weib und Kind entbehren muß, und nicht weniger den, dem eine böse oder dumme Frau beschieden, den, der schlechte Kinder besitzt, wie den, der liebe verloren hat; Euripides hat endlich den wahren Satz ausgesprochen, jeder Mensch wolle zwar alt werden, jammere aber dann als Greis doch über des Alters Beschwerden.

Wir sagten oben, Sophokles habe sich von der Misere des Alltags ferngehalten. Gerade diese hat Euripides oft genug aufgesucht. Wie Ibsen schüttelt er den Kopf über den Lebenshunger der Sterblichen, die lieber ein übles Dasein führen als gar nicht leben wollen; freilich, man kenne das Leben, das Sterben nicht. Er durchschaut die menschliche Erbärmlichkeit, Kleinlichkeit, Unbeständigkeit: Unglückliche, sagt er, hegen gegen stärker vom Schicksal Betroffene keine gute Gesinnung; auch am Schönen sättigt man sich und wendet sich dem Gemeinen zu; überlegenes Wissen ver-

stimmt unsere Umgebung; neue Freunde finden oft mehr Gehör als die alten; alte Freundschaft kann sich in desto furchtbareren Haß verwandeln. So drängen sich Worte voll tiefer, oft herber Erfahrung, nach Fülle und Kraft sophoklei- schen Sätzen überlegen. Aber Euripides' ernstes Nachdenken fördert auch positive Ergebnisse. Er hat zuerst die Wahrheit verkündet, daß dem Mutigen die Gottheit helfe, er rühmt den guten Menschen, daß er den ihn allzu hoch Preisenden hasse. Und die Seligkeit wissenschaftlicher Forschung, der Wert von „des Menschen allerhöchster Kraft", findet zuerst bei Euripides erhabensten Ausdruck.



Euripides gilt mit Recht allgemein als der Entdecker des Weibes als eines „psychologischen Rätsels", wie es Ed. Schwartz genannt hat, ohne daß wir den Dichter darum irgendwie als Vorkämpfer der Frauenemanzipation ansehen dürften. In der Hauptsache aber hat er die typischen Seiten der Frau erforscht, er hat zuerst eine Art Naturgeschichte des Weibes gegeben.

So klagt denn Medea mit Recht über das schlimme Los der Frau, die Ungewißheit einer wirklich glücklichen Ehe, die Unmöglichkeit, im Falle einer unerfreulichen Heirat gleich dem Manne sich draußen dafür Ersatz zu verschaffen, über die Qualen des Mutterwerdens. Viele der euripideischen Frauengestalten zeigen die dem Weibe eigne Gabe der List; die von Medea hervorgehobene Meisterschaft der Frau im Bösen tritt in der Handlungsweise mancher Persönlichkeit des Dichters hervor. Auch die Kameradschaft der Frauen untereinander, der Beistand, den sie sich gegenseitig leisten, woraus oft Übles entstehe, wird berührt, aber doch die Ausschließung einer Frau von solchem Verkehr als nutzlos widerraten. Auch für den Mann ist die Art seiner Ehe

von allergrößter Bedeutung; so knechtet eine reiche Frau den armen Gatten, den Greis ein junges Weib, ein dummes blamiert selbst den reichen und vornehmen Eheherrn. Anderseits hemme wieder ein gutes Weib den verschwenderischen Mann in seinem verderblichen Triebe, und trefflicher Rat werde oft gerade von der Frau gegeben.

Solch allgemeine Sätze veranschaulicht Euripides durch eine Reihe seiner Gestalten. Deren elementarste ist und bleibt die Mutter. Ihr Wesen hat der Dichter zu mannigfachster Darstellung gebracht.

Da haben wir in der „Alkestis“ die junge, von ihren Kindern scheidende Mutter, voll guter Wünsche besonders für ihre zurückbleibende Tochter. Wir sehen in die Kinderstube der Megara hinein, die ihren Kleinen zur Beruhigung allerhand Märchen über den Vater vorerzählt; wir erschauen Medeas furchtbaren Seelenkampf zwischen Rachsucht und Mutterliebe, der dem Altertum so tiefen Eindruck gemacht hat; die greise Alkmene haßt den Verfolger ihres Sohnes noch nach dessen Tode aufs grimmigste. Hekabe fügt sich wohl mit blutendem Herzen in die notwendige Opferung ihrer Tochter, als aber ein ruchloser Tyrann ihr auch noch den Sohn mordet, da rächt sie sich in begreiflicher Raserei aufs schonungsloseste an dem Übeltäter; Klytaimestra, von ihrem Gatten Agamemnon in ihren mütterlichen Gefühlen schwer verletzt, wendet sich in schicksalsvoller Erbitterung von ihm ab. Und wie tief ergreift der Kummer der alten Jokaste über den Zwist ihrer Söhne, ihr rührender Versöhnungsversuch, das Zartgefühl, mit dem sie sich scheut, Polyneikes durch eine Frage zu verletzen! In der „Elektra“ endlich haben wir die fesselnde Gestalt der schuldbewußten Mutter Klytaimestra, die ihrem Kinde gegenüber ihren Fehltritt zugibt und der Tochter in ihren Nöten beistehen will. Im beabsichtigten Gegensatz zur sophokleischen „Elektra“ wird hier die größere Stärke des

Muttergefühls gegenüber dem Empfinden des Kindes gezeigt und in Erfüllung dieser Anschauung die Tochter als ein höchst unsympathisches Wesen gezeichnet.

Auch den Typus der Stiefmutter hat der Dichter behandelt und mehrfach variiert. In der „Medea" gilt es die einfachste Erscheinungsform: Glauke, mit Jason noch nicht einmal vermählt, nimmt schon jetzt ein Ärgernis an den Kindern ihrer Vorgängerin. Furchtbar aber verkettet sich das Menschenleben, wenn die junge Stiefmutter Phaidra ein Auge auf den herangeblühten Sohn ihres alternden Gatten wirft.

Die gleiche Fülle der Gestalten zeigt der Typus der Gattin. Hoch über allen steht die wunderbare Alkestis, die für ihren Mann in den Tod geht. Mit echt antiker Natürlichkeit nimmt sie von ihrem ehelichen Lager Abschied, mit antiker Unumwundenheit prägt sie ihrem Gatten die Größe ihres Opfers ein, ohne doch seine selbstsüchtigen Eltern, die nicht vor ihrem Sohne sterben wollen, zu schelten. Euadne verbrennt sich mit der Leiche ihres Mannes; Andromache gewinnt es über sich, die Bankerte Hektors an ihrer Brust zu nähren, sie verachtet die Frau, die zum zweiten Male lieben könne, während wieder die eifersüchtige Kreusa des „Jon", die doch selbst etwas zu verbergen hat, sich danach sehnt, den vermeintlichen Bastard ihres Gemahls zu töten. Welche Rolle aber eben diese weibliche Eifersucht spielt, dafür genügt der eine Name der Medea, jener dichterischen Gestalt, die, in die Weltliteratur übergegangen, den ganzen schrecklichen Radikalismus des im Innersten seines Wesens beleidigten Weibes zeigt. Schonungslos macht dieses Gefühl auch die Hermione, die ihre Nebenbuhlerin, die kriegsgefangene Andromache, in den Tod schickt und dabei noch keifend sich an der überlegenen Klugheit der Gegnerin ärgert. — Neben diesen Frauen von tragischem oder ernstem Schicksal steht, weit seltener vertreten, die Gestalt der Kokette.

In der Hauptsache verkörpert Euripides dieses Wesen in Helena. Er schildert sie mit feinster Beobachtung der eleganten Dame, die, anstatt eine Locke als Gabe auf ein Grab zu legen, sich vorsichtig nur ein paar Härlein abschneidet: charakteristisch, daß er gerade ein Weib, Elektra, sich besonders heftig über das Benehmen der gefallsüchtigen Frau erregen läßt. Weit harmloser dagegen ist die Glauke der „Medea“, ein oberflächliches und eitles Geschöpf.

Eine besondere Vorliebe hegt Euripides für junge Leute beiderlei Geschlechts, die ihr Leben freiwillig hingeben, darunter besonders Frauen. Der Vorgang wird rein menschlich, ohne wirkliches Bühnenpathos, der Kampf des jungen Lebenswillens mit dem Todesschicksal völlig natürlich vorgeführt, und auch das Schamgefühl des jungfräulichen Weibes, das noch im Sterben die Sittsamkeit bewahrt, kommt zu ergreifendem Ausdruck.

Auch Frauen dienenden Standes begegnen uns in den Stücken des vielerfahrenen Poeten. Die Vertraute ihrer Herrin, spielt die Amme der Phaidra im „Hippolytos“ die Rolle der Vermittlerin zwischen dem keuschen Jüngling und seiner liebenden Stiefmutter. Dagegen wird in der „Hypsipyle“ die Wärterin eines Kindes, freilich eine vornehme, in Sklaverei geratene Persönlichkeit, geschildert; auch hier kommt das echte Gemüt des Weibes, das für das Ziehkind die Liebe einer wahren Mutter gewinnen kann, zu überzeugendem Ausdruck.

Einen gewissen Tribut zollen mehrere dieser Gestalten ihrer griechischen Rasse. Man könnte, ein Wort Lessings abwandelnd, sagen, der Ehrgeiz sei bei den Griechen eine helle, fressende Flamme gewesen, die jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schwärzte. Das gilt auch für die Frauen. Ähnlich der sophokleischen Antigone bleibt sich Medea stolz bewußt, zu den Großen ihres Geschlechts zu gehören, und neben der Vaterlandsliebe wirkt bei der

aulischen Iphigenie auch der Ehrgeiz zu ihrer Selbstaufopferung mit.[1]

Man hat Menanders Beobachtung des Lebens mit Recht gepriesen. Aber auch Euripides gibt, wie wir schon mehrfach gesehen haben, lebensvolle Bilder des alltäglichen häuslichen Daseins bis in seine kleinsten Züge. Wie echt typisch schildert er die Nacht, in der Troia fiel! Wie der Mann, vom Festmahl der endlich von der täglichen Sorge befreiten Kameraden nach Hause gekommen, sofort aufs Lager sinkt, während die Frau noch ihre Nachttoilette macht.

Vor den fein ausgeführten, menschlich entweder sympathischen oder, fast immer, begreiflichen Frauencharakteren treten die Männergestalten zum Teil etwas zurück oder zeigen üblere Schattenseiten. Absehend von ganz abstoßenden Persönlichkeiten wie dem erbärmlichen Menelaos des „Orestes" und der „Iphigenie in Aulis", von Aigisthos, dem „Manne seiner Frau", von dem verwilderten Orestes wollen wir uns hier wesentlich mit den vom Dichter mit besonders eingehender Kunst behandelten Vertretern der Männerwelt beschäftigen.

Typik herrscht auch hier. Trefflich wird uns das Wesen der Greise geschildert. Da steht der lebensgierige Alte vor uns, der um Gotteswillen nicht vor seinem Sohne sterben will, der sich freut, daß dessen Gattin ihm diesen Gefallen tut, und dann zur Leichenfeier der Frau sich in heuchlerischer Trauer einstellt. Wir hören einen Greis in die alte, so charakteristische Klage ausbrechen: ach, könnte ich doch noch einmal leben, wieviel besser machte ich dann alles! Aber auch die abgeklärte Weisheit des erfahrenen Alters tritt uns wohltuend in der Gestalt des Amphitryon entgegen. — Gleichwohl aber individualisiert Euripides auch einmal den allgemeinen Charakter. Gerade er, der uns den Lebenshunger eines Greises so scharf kennzeichnet,

[1] Vgl. S. 83.

stellt uns im Iphis der „Schutzflehenden" einen Feind jenes traurigen Triebes vor Augen, mit Nachdruck läßt er ihn, allerdings nach einem schweren Erlebnis, Platz für die Jugend fordern.

Die meisten griechischen Heroen, sehen wir, sinken bei Euripides zu recht traurigen menschlichen Gestalten herab. Eine der unerfreulichsten darunter ist Jason, der Typus des heruntergekommenen Junkers, der durch eine reiche Heirat sich wieder aufschwingen will, ganz unbekümmert darum, daß er schon eine Frau und liebe Kinder besitzt. Wie er sich dieses seines ersten Weibes zu entledigen sucht, in welcher Verbindung von Brutalität, erbärmlichster Heuchelei, die noch Medeas Wohlfahrt zu bezwecken vorgibt, und töricht kurzsichtiger Ahnungslosigkeit über die Gefühle der verzweifelten Gattin, alles das wird mit einem fast erschreckenden Wahrheitssinn geschildert. — Naiver männlicher Egoismus tritt in Admet hervor. Er nimmt das Opfer seines Weibes, das für ihn in den Tod geht, an; beim Scheiden der treuen Gattin findet er ein schwächliches Genüge in sentimentalen Klagen. Gleichwohl hat Euripides diesen Typus noch besonders fein auszuführen und einigermaßen versöhnend zu gestalten gewußt. Admet ist doch nicht nur ein selbstsüchtiger Schwächling, sondern auch ein liebenswürdiger „Grandseigneur", wie ihn Wilamowitz genannt hat. Die Gastlichkeit seines Hauses geht dem vornehmen Herrn über alles; darum verhehlt er seinem unbefangenen Hausbesuch Herakles, daß Trauer innerhalb des Palastes herrscht. Und welch tiefe Psychologie zeigt der Schluß des Dramas! Admet ist von der Bestattung der Alkestis heimgekehrt und empfindet nun erst die ganze furchtbare Oede seines Hauses. Da geschieht ein Umschlag seines Wesens, wir sehen auf der Bühne eine Entwicklung sich vollziehen; ein echter innenmenschlicher Vorgang steht vor uns.

Diese sorgsam abwägende Betrachtung des Menschenwesens zeigt uns auch der Agamemnon der aulischen Iphigenie. Wir haben es mit einem beklagenswerten Manne zu tun, der sich mitten in einem schlimmen Dilemma befindet; die Pflicht des Heerfürsten und väterliche Liebe streiten miteinander. Aber es kommt nicht zu einer eigentlich tragischen Auseinandersetzung zwischen beiden Mächten, keine erhabene Szene zeigt uns nach härtestem inneren Kampfe eine feste, wenn auch schmerzliche Entscheidung. Der König wird vielmehr aufs quälendste bald von der Angst vor dem Heere, bald vom Grauen vor der ihm obliegenden Tat an der Tochter geschüttelt, er wird eine hilflose Beute der auf ihn wirkenden Einflüsse seiner Umgebung — so wie sich eben ein bemitleidenswerter Alltagsmensch in drangvollster Lage benehmen würde.

Wie der im Epos und sonst auf der Bühne so stolz einherschreitende Völkerhirt der gewöhnlichen Menschlichkeit seinen Tribut darbringt, so wird anderseits eine Persönlichkeit, an der die Sage kein gutes Haar ließ, durch Betonung des Guten auch in diesem Menschen vor unkritischer Aburteilung geschützt. Eurystheus, dem Mythus als feiger Gebieter des Herakles bekannt, erscheint auf seinem letzten Gange zum Tode als ein aufrechter und einsichtsvoller Mann, der auch dem Feinde, nur freilich nicht der rachsüchtigen Alkmene, Eindruck macht. In gleicher Weise hat der Dichter, wie wir schon angeführt, den Charakter der Klytaimestra von einer anderen Seite zu zeigen und ihr das abstoßende Wesen der selbstbewußten Verbrecherin zu nehmen gesucht, dagegen dann in Elektra eine widerwärtige Erscheinung gezeigt. So beschäftigen sich die attischen Tragiker eingehend mit dem Problem des ihnen von der Sage überlieferten Muttermordes. — Die zuletzt behandelten Charaktere des Euripides zeigen den Dichter so recht als vollen Sophisten. Er läßt ganz besondere, völlig neue,

bald böse, bald bessere Seiten an seinen einzelnen Gestalten hervortreten und so setzt er die antiphontische Wertung menschlicher Charaktere in die dramatische Praxis um, nicht ohne diese Anschauung gelegentlich auch einmal in einer Sentenz auszusprechen. Aber noch einmal sei es betont: der Attiker in ihm, der Positivist, ist viel zu stark, um nur die alte Moral zu negieren, ohne eine neue aufzubauen.

Schon öfters haben wir das Verhältnis der Geschlechter bei Euripides berührt. Im Gegensatze zu seinen Vorgängern hat der Dichter der Leidenschaft dem elementaren menschlichen Triebe einen sehr breiten Raum in seinen Dramen vergönnt und der Liebe eine besonders individuelle Ausprägung verliehen. In mannigfacher Form erscheint die Liebe, gegen die, wie der Poet sagt, kein Mittel verfängt. Euripides schilderte das fast kameradschaftliche Gefühl des jungen Jägers Meleagros zur Männin Atalante, die ritterliche Neigung des Perseus zur bedrängten Andromeda, die schwärmerische der Laodamia zum früh gefallenen Gatten Protesilaos. Neben der gesunden Natur solcher Verhältnisse aber behauptet auch schwüle Leidenschaft ihr Recht, deren Träger, charakteristisch für Euripides, wesentlich das weibliche Geschlecht ist. Von anderen nicht erhaltenen Dramen abgesehen, kommt hier besonders der „Hippolytos“ in Frage. Das Liebesleid der jungen Stiefmutter des Jünglings, ihr noch von der Zucht gebändigtes Schmachten nach ihm, der wundervolle jähe Wechsel in ihren Stimmungen, die Begründung ihrer Neigung durch eine gewisse Krankhaftigkeit eines stark modernen Wesens[1] und endlich der radikale, mit einer Lüge belastete Ausweg des verzweifelten Weibes: das ist psychologische Kunde vom Typus wie vom Individuum.

Wir sahen, mit welcher Liebe Euripides das Wesen der

[1] Vgl. S. 93.

Mutter geschildert hat. Mit weniger leuchtenden, aber doch sehr naturgetreuen Farben malt er uns das Bild auch des Vaters. Die Verzweiflung Kreons über die Opferung seines Sohnes reicht an Klytaimestras und Hekabes Leid um ihre Töchter heran; Oedipus, der zufrieden sein will, wenn nur seine liebe Tochter glücklich verheiratet ist; Tyndareos, den trotz seines scharfen Urteils über Helenas Benehmen die Bestrafung dieses seines Kindes durch Orestes aufs bitterste empört; Agamemnons Vaterschmerz um Iphigenie; die Sorge eines Mannes um seinen Sohn, die sich in weisen Lebensregeln ausspricht, an deren Ende der Vater fürchtet, zu weich zu werden: in allem diesen sehen wir das wahre Menschenleben vor uns. – Und auch der Fluch des Vaters spielt seine Rolle, freilich ganz anders als bei Sophokles. Dort waltet der reine Mythus; Oedipus flucht seinem beklagenswerten Sohne und geht dann ruhig und stolz ins Heroentum ein. Aber der euripideische Theseus, der parteiische Gatte seiner verleumderischen Frau, zeigt, daß der Pfeil des ungerechten Vaterfluches wohl auf den voreiligen Entsender des Geschosses zurückspringen kann.

Von den oft so niederschlagenden Eindrücken, die der Dichter aus der genauen Betrachtung des Lebens gewann, hat er nun sich erholt, indem er wenige Idealgestalten schuf. Eine solche ist der keusche Hippolytos, in dessen Schicksal man kaum mit Wilamowitz die verdiente Strafe für die kalte Absage an den Liebestrieb sehen dürfte. Ein Idealmensch ist auch der Achilleus der „aulischen Iphigenie“, der personifizierte Begriff griechischen Rittertums; Idealerscheinungen sind der Theseus des „Herakles“ und der „Schutzflehenden“ wie der Demophon der „Herakliden“. Wie Euripides in diesen das Vollbild des attischen Menschen zeichnet, der sich stets und nachhaltig der fremden Mühseligen und Beladenen annimmt, so hat er auch in den ausgeführten Charakteristiken der Führer gegen Theben

Typen trefflicher Persönlichkeiten, natürlich ohne heroischen Beigeschmack, geschaffen. —

So hat in Euripides, dem man im Altertum nachrühmte, er habe die Menschen geschildert, wie sie wirklich seien, die dramatische Charakteristik einen großen Sieg errungen. Noch ist freilich dem Dichter nicht alles geglückt, noch übt er nicht die notwendige Selbstbeschränkung, jene knappe und doch umfassende Beherrschung des Lebens, wie sie einem Menander später eignet. Aber es ist ihm gelungen, eine Fülle von Menschentypen zu charakterisieren und auch, für unser Wissen einmal, in einer Persönlichkeit gleich der Phaidra ein einzigartiges Individuum herauszuarbeiten.

Blicken wir auf die attischen Tragiker zurück, so erkennen wir die große Bedeutung der ethischen Probleme für sie. Durch drei Generationen von Dichtern wird die Frage nach der Berechtigung von Orestes' Tat behandelt und bald so, bald so beantwortet; auch der Sophist Euripides, den noch so manche andere Rätsel fesseln, beteiligt sich an der Erörterung. Dieser Trieb zum Ethischen bildet einen der höchsten Werte auch der athenischen Tragödie.

Mittlerweile hatte der peloponnesische Krieg eine bedeutsame Gestalt nach der anderen auftreten und ihre Individualität zur Geltung bringen lassen. Da gab es für den betrachtenden Denker neue Probleme, das Zeitalter der Aufklärung empfing durch die großen Weltvorgänge nachhaltigste Anregung zu erneuter Forschung.

4. Thukydides.

Auch Thukydides, der scharfe Charakteristiker und Verkünder bitterster Wahrheiten, der in so vorbildlicher Weise Ursprung und Anlaß des großen griechischen Krieges zu unterscheiden lehrte, ist stark vom sophistischen Geiste beeinflußt.

Wie die Sophisten kennt er über Welt und Religion keine Illusionen, wie sie gestaltet er Rede und Gegenrede der bei ihm redenden Parteien gleich überzeugend, in ihrem Sinne weist er in der Charakteristik, z. B. der Athener, neben den hellen Lichtseiten auch auf dunkle Punkte im Wesen seiner Landsleute hin. Aber die Sophistik beirrt nicht das sittliche Empfinden des echten Attikers. Er erinnert hier an Euripides, mit dem er auch das unerbittliche Wahrheitsstreben teilt. Ein unermeßlicher Schritt führt von Herodot zu Thukydides; zwischen beiden gähnt, wie man mit Recht gesagt, eine Kluft wie von Jahrhunderten.

Thukydides ist einer der allerbedeutendsten Stimmführer der Aufklärung und als solcher ein Psycholog ersten Ranges. Er hat nicht nur die einzelne geschichtliche Persönlichkeit in ihren Tiefen zu ergründen, sondern wie Euripides auch das ganze ihm erreichbare menschliche Dasein durchzuprüfen gesucht und die Ergebnisse seines Nachdenkens zu manch einer scharfen Sentenz gestaltet, weit umfassender und tiefer als Herodots einfache Erfahrungssätze. Er spricht in einer berühmten Sittenschilderung zum ersten Male die Erkenntnis aus, daß die meisten lieber verschmitzte Bösewichter als beschränkte Ehrenmänner heißen wollen. Er weiß, daß man den, der uns entgegenkommt, geringschätzt, den Trotzigen aber ehrt, er kennt die menschliche Kleinlichkeit, die Lobreden auf verdiente Männer skeptisch mit anhört, die hinter guten Ratschlägen mißtrauisch immer nach der selbstischen Absicht des Redenden spürt. Er hat beobachtet, daß der Feige allgemeine bange Stimmung hervorzurufen sucht, um seine eigne Angst zu verschleiern; er sieht jeden im Kriege seine Pflichten von sich auf andere abschieben, in der Hoffnung, seine Saumseligkeit werde wohl keinen großen Schaden stiften. Und diese tiefe Kenntnis der geringwertigen menschlichen Natur läßt den Autor, der, wie bekannt, nie eigentlich moralisiert, sondern nur feststellt, auch in der Streitfrage nach dem Sinn

und Zweck der Strafe sich aus ruhiger psychologischer Erwägung heraus gegen die Abschreckungstheorie aussprechen.

Als Historiker ist er in ganz besonderem Sinne Kulturhistoriker. Wie so oft hat er auch hier eine moderne Forschungsmethode vorweggenommen, indem er, wie man mit berechtigtem Nachdruck betont hat, „die Beobachtung primitiver Zustände der Gegenwart ganz konsequent zur Aufhellung der Kulturbeschaffenheit des ältesten Hellas" verwendete. So darf er, der alles im Leben ernstem Sinnen unterwarf, die Gedankenlosigkeit der meisten in der Erforschung der Wahrheit rügen und die Bequemlichkeit derer brandmarken, die immer nur das Allernächste zu erkennen vermöchten.

Dieser nüchternen Betrachtung der Welt entspricht seine fast unparteiische Geschichtsanschauung und -darstellung. Wenn wir uns noch heute eine so lebendige Vorstellung vom Nationalcharakter der Athener und auch der Spartaner machen können, so danken wir dies zu einem großen Teile dem Geschichtschreiber Thukydides. Mit ebenso feiner wie einfacher Kunst entwirft er das Bild der Athener, sei es in den Reden ihrer Staatsmänner oder in denen ihrer Feinde. Da erkennt man denn neben jener Großzügigkeit, die ein etwas lockeres Wesen des Einzelnen nicht gleich tragisch nimmt, neben der Anmut des Lebens, der klugen und taktvollen Benutzung des Wohlstandes, dem Streben nach Geistesbildung, das weder große Kosten macht noch Entnervung zur Folge hat, neben der Gesetzesfurcht der Athener auch ihre staunenswerte Elastizität. Immer sind sie voll neuer Pläne, die sie rasch entwerfen und kraftvoll ausführen, stets bereit zu Unternehmungen in die Ferne, die auch wohl ihre Kräfte übersteigen mögen. Sie glauben leicht an den Erfolg, Erwerbungsfreude treibt sie vorwärts, sie betätigen Selbstaufopferung: so geben sie sich nie der Ruhe hin noch gönnen sie diese anderen. Aber sie lieben auch die Sensation,

verachten das Gewöhnliche und lassen sich leicht durch schöne Reden verführen; im Unglücke befällt die Unternehmungslustigen denn auch wohl tiefe Niedergeschlagenheit. Und doch treibt dieses Volk, das Thukydides durch seinen größten Staatsmann in seinen höchsten Werten verstehen und verherrlichen läßt, die gleiche Realpolitik wie andere Völker und Staaten auch. Denn kaum kann man brutaler einem schwachen Gegner die Wege weisen, als wie bei Thukydides die Athener den Einwohnern von Melos Bescheid sagen; da heißt es immer wieder: Macht geht vor Recht.

Auch vom spartanischen Wesen erhalten wir, wie bemerkt, eine maßgebende Darstellung. Wenn man heute erkannt hat, daß dieses Volk zwar sehr waffenmächtig, aber im Grunde wenig kriegslustig war, so vermittelt uns besonders Thukydides diese Züge. Bei ihm erscheint der Charakter der Lakedämonier nicht nur als stark konservativ, sondern er neigt auch zu einer gewissen Indolenz; sie tun niemandem etwas zu Leide und rächen sogar Kränkungen gegen sie selbst nicht. Tadel und Lob wirkt gleich wenig auf sie. Auch die berühmte, von der Philosophie so laut gefeierte spartanische Erziehungsmethode enthüllt sich einem Thukydides in ihrer ganzen Verständnislosigkeit für die Jugend: sein Perikles rügt an ihr mit vollem Rechte, daß sie aus Knaben gleich schon Männer machen wolle.

In seinen allbekannten Reden, die man heute immer weniger für wirklich geschichtlich hält, hat der Historiker auch die Stimmungen der Völker in gewissen Situationen trefflich geschildert. Welche Todesangst spricht aus der Rede der schwerbedrängten Platäer, und wie vorsichtig und höflich begegnen die Spartaner in ihrer Kriegsnot den Athenern; sie wagen gar nicht mehr, den Feind auf die Unbeständigkeit des Kriegsglückes nachdrücklich hinzuweisen, weil sie ihm doch dieselbe Einsicht zutrauen, sondern erinnern ihn nur noch schonungsvoll daran.

Den höchsten Triumph aber feiert Thukydides' Psychologie erst in der Charakteristik der Persönlichkeiten. Es ist bekannt, daß diese meist mittelbar ist, daß sie, wie J. Bruns fein ausgeführt hat, in der Regel als Teil des geschichtlichen Berichtes erscheint. Und doch lesen wir eine unmittelbare Charakteristik, die geradezu eine Tat des Denkers genannt werden kann, die des Themistokles, eine Apologie gegen Angriffe auf den großen Athener. Denn hier ist zum ersten Male von einem Griechen das Wesen des Genies gekennzeichnet worden, zum ersten Male wird die Intuition des genialen Menschen gewürdigt und, im vollsten Gegensatze zu einigen Sophisten[1], das Können des Themistokles nur der „Physis" zugeschrieben. Der Historiker spricht von der angeborenen Klugheit des athenischen Staatsmannes: „So genügte für ihn eine ganz kurze Überlegung, um ihn eine vorliegende Frage entscheiden zu lassen, so berechnete er auch die fernere Entwicklung der Dinge mit großer Schärfe. Was er unter Händen hatte, das vermochte er auch klar darzulegen; wo ihm die genaueren Kenntnisse fehlten, setzte sein treffendes Urteil doch nicht aus; sein Blick erreichte Gutes wie Schlimmes, auch wo es noch dunkel war. Kurz, durch die Kraft seiner Natur, durch Zusammendrängung seines Denkens erzwang er wie aus dem Handgelenk den Erfolg." — Aber Derartiges steht vereinzelt da. Denn obwohl Thukydides auch Perikles einmal kurz direkt charakterisiert hat, so lernen wir doch seine Meinung über den großen Athener wesentlich aus dessen Reden kennen. Da ist ihm nun eine ganz besondere Leistung gelungen: in der Charakteristik, die Perikles von den Athenern gibt, wird der Staatsmann selbst charakterisiert. Ihm eignet der höchste Idealismus, er hebt hervor, was von ewigen Menschheitswerten im Athenertum lebt, und derselbe Mann ist doch zugleich, entsprechend seinem Volke, ganz Realpolitiker. Zuletzt aber

[1] Vgl. S. 89.

auch ganz Mensch von tiefem Gefühl. Denn der Trost, den Perikles den Eltern am Grabe ihrer Söhne spendet, der Hinweis auf das Glück, das sie doch in diesen genossen, ist individuell und hilfreich. Selten hat wohl das Idealbild einer geschichtlichen Persönlichkeit auf so lange Zeit so überzeugend gewirkt, und noch heute bewundern wir es, wenn wir auch die geschichtliche Treue nicht mehr voll anerkennen. — Kühl schlägt dagegen das Herz des großen Künstlers, wenn er die Züge eines Nikias fixiert. Aber auch diese vereinigen sich zu einem ebenso sorgsam entworfenen Porträt: vor uns steht der religiöse und tapfere, aber doch so oft zaudernde Offizier, dem persönlicher Ehrgeiz fehlt, der aber gleichwohl, worauf J. Bruns mit Recht hinweist, gern von sich selbst redet, der gewissenhafte Mann, der in seiner Sorge um den endlichen Ausgang des Kampfes vor der Entscheidung noch fortgesetzt allerhand Anordnungen gibt und nicht ohne das Bewußtsein, etwas altmodisch zu erscheinen, Ermahnungen erteilt. —

Vollends Alkibiades! Klassisch geschlossen ist das Bild, das uns Thukydides von diesem Proteus gibt, dem unheilvollsten Genie Athens, von seiner Selbstsucht, junkerhaften Eitelkeit und der naiven Überzeugung, immer das Rechte zu tun, von der Hinterlist des Vaterlandsverräters. — Subjektiv glaubhaft wie Perikles' Idealbild ist auch das Wesen des dem Schriftsteller ausnahmsweise verhaßten Kleon ausgeführt. Von einer wirklichen Karikatur ist jedoch nicht die Rede. Da haben wir den gern scheltenden Demagogen, über dessen Leichtsinn sogar die Athener einmal lachen müssen, den der von ihm erzielte Erfolg an seine eigne Klugheit glauben läßt, der den Krieg liebt, weil seine Streiche dabei nicht herauskommen, der zuletzt feige flieht. Und auch diese scharfen Züge haben eine große Dauerhaf.igkeit bewiesen.

Was dem Historiker, der die Athener und Spartaner als

Individuen so trefflich erfaßt und die Einzelpersönlichkeit in ihrem Gesamteindruck kraftvoll herausarbeitet, noch nicht gelingt, ist die dem Charakter des Einzelnen völlig angepaßte Redeweise. Das hatte schon Homer vermocht. Bei Thukydides aber ist die Ausdrucksweise eines Perikles und Kleon nahezu dieselbe, ja, durch den Mund seiner redenden Personen läßt auch er gleich Euripides oft moralische Erkenntnisse wie politische Urteile aussprechen, die zum Wesen jener wenig passen und nur eine Art ausgleichender Gesamtintelligenz zeigen. Der Athener jener Aufklärungsepoche, einer von neuen Gedanken schwindelnden, mit Riesenschritten vorwärtsstürmenden Zeit, vermag noch nicht immer die Menge der Erkenntnisse zu bändigen, die Ergebnisse seines Nachsinnens über die großen Probleme drängen sich in die Reden ein, in denen die damalige Menschheit schwelgt.

Wir haben gesehen, daß Euripides in der Hauptsache uns fein gezeichnete Typen vor Augen stellt, und die gleiche Beobachtung wird uns die Betrachtung der Redner machen lassen. Die Geschichtschreibung aber des Sophistenschülers Thukydides bringt nach den glänzenden Versuchen der ionischen Literaten die Kunde des historischen Individuums zur Geltung.[1]

5. Die älteren Redner.

Mit Recht hat J. Bruns erklärt, die Darstellung der Persönlichkeit in der Geschichtschreibung, der Komödie, dem Dialog ließe das objektive Interesse an der Persönlichkeit hervortreten, während die Porträts einer Rede, sei sie nun in der Verteidigung oder im Angriff gehalten, nicht dem

[1] Mit Absicht übergehe ich hier die Tendenzschrift „Vom Staate der Athener", obwohl auch in ihr ein Menschenkenner redet; ihre aristokratische Parteileidenschaft aber ist zu groß, als daß sie hier Berücksichtigung finden könnte.

Wesen, sondern der Rettung oder dem Sturze des Porträtierten gälten. Gleichwohl erhalten wir, trotz aller wogenden Parteileidenschaft, gerade durch die attische Redenliteratur ein so bewegtes Bild vom typischen athenischen Dasein, wie es uns die tollen Possen der Komödie sicher nicht und auch die ernste Geschichtschreibung kaum getreuer vor Augen stellen dürften.

Die Rede ist in der Hauptsache ein Produkt des Gerichtslebens, als Kunstschöpfung ist sie ein Erzeugnis des sizilischen Landes. Dort entwickelte die Notwendigkeit, beim Prozesse die eigne Person wie die des Rechtsgegners in das richtige Licht zu setzen, eine Art psychologischer Analyse der beteiligten Personen, und die Frage, ob diese oder jene Tat von dem Angeklagten wirklich begangen sei, führte wieder zur Untersuchung der objektiven psychologischen Wahrscheinlichkeit. Doch die ältere attische Gerichtsrede zeigt von wirklicher Psychologie noch wenig. Man rühmt nicht mit Unrecht Antiphons Dialektik, aber ihre Schärfe zerschneidet jede wahrhafte Seelenkunde, und die von ihm angestrebte Verfolgung des Wahrscheinlichen führt nicht selten zu ganz unwahren Schlüssen.

Ganz anders Lysias. Aus seinem Vaterlande Sizilien importierte er die neue Kunst der Gerichtsrede nach Athen. Aber Lysias war nicht nur ein Schüler der sizilischen Redelehrer, sondern auch ein Landsmann des menschenkundigen syrakusischen Mimendichters Sophron und dazu Sophist. In solcher Ausrüstung schuf er etwas völlig Neues auf dem Boden seines Adoptivvaterlandes.

Lysias hat für den Gebrauch des Redners ganz bestimmte Charakteristiken der Reichen und Armen, der Jungen und Alten zusammengestellt. Typik herrscht auch fast durchweg in seinen Gerichtsreden. Aber die Fülle der vorgeführten Persönlichkeiten läßt uns dies beinahe vergessen. Alle Stände vom vornehmen Junker an bis zum Eckensteher und Freige-

lassenen, alle Parteien, alle Lebensalter, Männer, Frauen und Dirnen wirbeln durcheinander; alle Stimmungen: Haß, Liebe, Rührung, giftiger Hohn, leichter Spott, erhabener Ernst werden angeschlagen, reinstes Familienleben und empörende Skandale uns vorgeführt. Dazu war nur eine so reich ausgebildete Persönlichkeit wie Lysias imstande. Aber diese Vielseitigkeit hat auch ihre Nachteile. Als Sophistenschüler kann Lysias es sich nicht versagen, der Sentenz eine gewisse Rolle einzuräumen. So spricht sich ein als besonders bescheiden und unerfahren eingeführter Verfechter seiner Sache unnatürlich einsichtsvoll über das Wesen der Verleumdung aus, die sofort wirke und erst ganz allmählich das Rechtsgefühl der Richter wieder zum Durchbruch kommen lasse; dieselbe weltfremde Persönlichkeit besitzt Lebenspraxis genug, um zu wissen, daß ein Mensch sich nur kurze Zeit zu verstellen, nicht 70 Jahre lang seine Mitmenschen zu täuschen vermöge. Und ein sehr leidenschaftlicher Ankläger erscheint kaum als der geeignete Charakter, um sich in der wundervollen Schilderung echter Mütterlichkeit zu ergehen, die auch Ungerechtigkeiten von den eignen Kindern ertrage, die, überall das Maß der Liebe anlegend, auch für kleine Wohltaten sich besonders dankbar erweise. Immerhin bleiben solche Unstimmigkeiten entsprechend dem doch nicht überwiegend sophistischen Wesen des Redners ziemlich vereinzelt.

Wir berührten soeben die Typik der lysianischen Charaktere. Dasselbe gilt auch für die Person des Sprechers, des Anklägers wie des Verteidigers. Namentlich zeigt jene den Typus des einfachen und schlichten, des ehrlichen, sachverständigen, klugen und gebildeten Menschen, der fest im Sattel der allgemeinen Moral sitzt.

In glänzender Plastik werden uns nun ganze Menschengruppen gezeigt. Da sind die Getreidehändler, oder besser, die Kornspekulanten, jene schuftigen, nie aussterben-

den Preistreiber, die an den Gefahren des Landes am meisten verdienen und daher auch allerhand Notlagen fingieren, um ihren Gewinn machen zu können, Leute, die, wie Lysias treffend sagt, uns mitten im Frieden belagern. Da tritt uns ferner ein Klub entgegen, den wir wohl einen solchen der „Harmlosen“ nennen würden, wenn nicht die antike Offenheit ihm den viel drastischeren Namen der „Gottverfluchten“ gegeben hätte. Da sehen wir endlich immer wieder jene attischen Patrioten vor uns, die sich durch sogenannte freiwillige Leistungen an den Staat fast erschöpfen. —

Besonders scharf und wahr wird das Wesen des Weibes erfaßt. Wie Lysias über mütterliches Empfinden denkt, haben wir soeben gelesen. Aber er weiß auch aus der durch einen geizigen und ungerechten Vater tiefgekränkten Tochter einen höchst ansprechenden Charakter zu entwickeln. In einer Zusammenkunft der ganzen Familie stellt das tapfere Weib den erbärmlichen Vater, den Vormund seiner Enkel, zur Rede, um ihm unter pathetischem Hinweis auf die Götter sein Unrecht, die Benachteiligung ihrer Kinder durch ihn zu Gunsten ihrer Stiefgeschwister vorzuführen; stolz vermeidet sie dabei jeden Ausfall auf die Stiefmutter. Köstlich wird aber auch ein sehr geringer Typus, der der Ehebrecherin, geschildert, mit allen ihren echt weiblichen Listen, ihren scheinbar eifersüchtigen Vorwürfen gegen ihren Mann, der natürlich im guten Glauben an seine Frau lange nichts gemerkt hat. Dazu das wahrheitsgetreue Milieu dieses Prozesses: die Sklavin, die andere vom Ehebrecher vorher verführte Frau, die aus Eifersucht ihre Nebenbuhlerin durch eine Alte verraten läßt, endlich der winselnde Ehebrecher selbst. Man hat hier auf vorbildliche Gestalten der Komödie hingewiesen; besser würde man die griechische Komödie rühmen, weil sie den Erscheinungen des Lebens,

das uns so greifbar bei Lysias bewußt wird, unvergleichlich gerecht geworden ist.

Vom Charaktertypus des alten ungerechten Geizhalses war schon die Rede. Daneben stehen andere, ebenso klar entworfene. J. Bruns sagt mit Recht, Lysias habe in der Stimmung geschrieben, in die ihn die Verhandlungen mit seinen Klienten versetzt hätten. So paßt er sich denn dem Tone seiner Auftraggeber trefflich an. Vorgeführt wird ein adliger junger Athener, ein liebenswürdiger, aber innerlich sehr hochmütiger Kavalier. Der Spott seiner Gegner über sein langes Haar kümmert ihn nicht, das lockere Treiben seiner plebejischen Altersgenossen übersieht er. Sein ganzes Auftreten bleibt stets sehr zuversichtlich; er verschmäht es, seine Rede vor dem Gerichtshofe nach dem Brauche in Bitten und Klagen auslaufen zu lassen, sondern gibt ihr einen raschen und kühnen Abschluß. Weiter lernen wir den Typus des Ritters kennen, der sich schöne Pferde hält, sich an den großen griechischen Kampfspielen beteiligt, seine Töchter lieber mit vornehmen als mit reichen Männern verheiratet. Es erscheint der widerliche Duckmäuser, der augenblicklich still, brav und bieder tut, aber in unruhigen Zeiten sich ganz anders betragen hat. Weiter zeigt sich ein mit der Niederschrift von Gesetzen beauftragter Beamter, der zur Erledigung seiner auf vier Monate berechneten Pflicht in aller Ruhe sechs Jahre gebraucht hat, um dabei täglich sein Geld einzustreichen. Noch unbefangener benimmt sich ein Agent der dreißig Tyrannen, der nach übelsten Taten gegen die Demokratie den triumphierenden Einzug seiner bittersten Feinde, der Volksbefreier, ganz fröhlich mitzumachen sucht. Und zuletzt scheint auch die echt volkstümliche Gestalt eines verkrüppelten Eckenstehers, der mit vielem Humor um sein tägliches Almosen mit seinem angeblich neidischen Gegner ficht, Zutritt zu diesem bunten Reigen verschiedenartigster Gestalten gefunden zu haben.

Aber auch die ganz besondere Einzelpersönlichkeit, das Original ist hie und da vertreten. Denn nur ein eigenartiger Charakter verschmähte damals alle Parteiphrase; einen solchen läßt Lysias seine „illusionslosen, aber sehr reifen Ansichten“, wie J. Bruns es nennt, nüchtern dahin aussprechen, daß alle Parteistellung aus persönlichen Interessen abzuleiten sei. Und eine Charaktergestalt ist natürlich auch der Sokratiker Aischines, gegen den Lysias eine literarische Fehde geführt und den er zwar gehässig, doch auch witzig angegriffen hat. Es gilt hier einen Philosophen, der über Gerechtigkeit und Tugend wohl hochweise Reden hält, es aber gerade so übel wie andere Ungerechte treibt, der die angeblich hochbetagte Frau eines Salbenhändlers verführt, die nun aus Liebe zu ihrem Anbeter Mann und Kinder an den Bettelstab bringt. Zum ersten Male wird hier in der griechischen Literatur der später so häufig berührte Gegensatz zwischen Lehre und Leben eines Philosophen betont; wie so oft mag es auch hier mit Recht geschehen sein.

Wird Lysias nun vollends einmal Historiker und läßt er bestimmende Persönlichkeiten der Geschichte auftreten, so gibt er ihnen eine ganz individuelle Prägung. Die Charaktere der beiden Alkibiades, Vater und Sohn, kennzeichnet er, im Gegensatze zu Isokrates (S. 146), vernichtend als die solcher Männer, die sich des Guten schämten und ehrgeizig nach dem Schlechten strebten.

So schließen Typik und individuelle Charakteristik sich bei dem Syrakusier zusammen. Die Kunst der Charakteristik ist mit ihm und seinen Zeitgenossen auf Attikas Boden völlig eingebürgert.

6. Die alte Komödie.

Die ältere athenische Komödie ist eine Erscheinung des Lebens wie der Literatur der Antike, für die es schlechter-

dings keinen Maßstab gibt; wildeste Daseinsfreude und tollste poetische Laune schließen einen jubelnden Bund, über dem trotz der unaufhörlichen mutwilligsten Späße und des oft ganz zusammenhangslos erscheinenden Wirrwarrs der einzelnen Szenen das Künstlerauge des Dichters wacht. Fast alles ist hier Karikatur, sei es des Lebens selbst oder der menschlichen und geschichtlichen Einzelgestalten. Zur guten Karikatur aber gehört scharfe Beobachtung, damit hinter dem Zerrbilde das Urbild sofort erkannt werde. Und diese Gabe der Beobachtung besaßen die Komiker Athens: Aristophanes' Kleon wirkte gleich seinem Euripides. Der Spötter, dessen unbarmherzigen Augen nicht so leicht ein Stück auffallender Eigenart an einem bekannten Menschen entging, wußte den attischen Demagogen zum glaubhaften Monstrum herauszustaffieren und die Lumpengestalten der euripideischen Tragödie lächerlich zu machen, wenn ihm auch sein Anschlag auf Sokrates gänzlich mißglückte. Aber er verstand noch mehr als nur zu karikieren. Geradeso wie sein Genosse Eupolis den Perikles als Redner wundervoll kennzeichnete, so charakterisiert Aristophanes Aischylos' erhabenes Wesen: er legt leise den Finger auf den auch schon von Sophokles empfundenen Bombast, hebt aber die tiefe Ethik des alten Dichters nachdrücklich hervor. Von anderen geschichtlichen Gestalten dieser Komödie können wir füglich hier absehen.

Mit Recht hat man für die Mehrzahl der aristophanischen Rollen Typik festgestellt. Diese Typik verbindet sie in etwas mit der Dorischen Komödie, die schon die stehenden Gestalten des reisenden Arztes, des Schmarotzers, dessen Eigenart der genannte Eupolis trefflich persiflierte, und der später zu einer stehenden Gestalt ward, kannte. Auch gab es nicht nur Komödien politischen, sozialen, literarischen Inhaltes, sondern auch schon Vorläufer des sogenannten bürgerlichen Lustspiels der späteren Zeit; auch die Charakterkomödie war in einem Stücke „Der Einsiedler“ vertreten. — Typen

also führt Aristophanes vor. In den „Wolken“ sehen wir das ewig gültige Bild einer auseinanderstrebenden Familie. Der Vater ein arbeitsamer, sparsamer Landbesitzer, der — Gott weiß freilich, wie ihm das möglich gewesen — eine hochvornehme Dame geheiratet hat; beider verzogenes Söhnchen wird, natürlich von der Frau Mama in seinen feudalen Neigungen unterstützt, zum Jammer des Alten ein ausgemachter Pferdenarr. Aber wie der Vater seinen Sorgensohn dem Sokrates empfiehlt, muß er diesem nach echter Elternart doch allerhand Geniestreiche des jungen Herrn aus seiner Kindheit erzählen.

Typisch sind ferner die aristophanischen Biedermänner, jene Dikaiopolis, Trygaios, Strepsiades, Peithetairos und Euelpides, typisch für einen Teil des attischen Volkes. Freilich steht ihre Biederkeit eigentlich auf recht schwachen Füßen. Denn trotz ihres konservativen Haftens an der Scholle, trotz ihrer Sehnsucht nach dem Frieden, dessen Behaglichkeit sie sich aufs ansprechendste ausmalen, vergessen sie nicht selten ihrer Eigenschaft als ehrsamer Familienväter und gefallen sich wohl in der Rolle alter Satyrn. — Gleich psychologisch wie der attische Philister wird die Masse des Volkes gekennzeichnet: selig ist es, wenn die Gesandten der Bundesgenossen ihm mit wohlfeilen Schmeichelreden nahen; launenhaft wechselt es seinen Gebieter, wenn er ihm nicht schön genug tut; undankbar stößt es alternde Dichter von sich: auch dieses alles rein typische Züge.

Und dasselbe gilt vom Leben der Völker. Kommen die Spartaner im Kriege oben auf, so sind sie für Kriegsverlängerung und nicht anders im gleichen Falle die Athener.

Trefflich sind Einzelzüge der menschlichen Natur beobachtet. Ergötzlich, wie der alte Strepsiades, kaum daß er von Sokrates die Kunde der wundersamsten Dinge erfahren hat, nun gleich selbst zum Lehrer wird und seinen Sohn in die Schule nehmen will. Ganz unnachahmlich schildert ferner

der Dichter, nach Gewohnheit bis ins Allernatürlichste hinabsteigend, die tiefe Langeweile des gewissenhaften Dikaiopolis, der, in der Volksversammlung stets als der Erste erscheinend, nicht recht weiß, was er auf der noch leeren Stätte anfangen soll.

Am liebevollsten aber hat der Komiker, der gerade Euripides so nachdrücklich verfolgt, das Wesen der Frauen herausgearbeitet; zählen wir doch unter den erhaltenen Dramen allein drei Frauenkomödien. Er zeigt uns das neugierige Weib, das ihren Mann nach Staatsgeheimnissen ausfragt, um dann von ihm brummig abgefertigt zu werden. Die Athenerinnen drängen sich um die dralle Spartanerin, deren derbe Erscheinung ihr echt weibliches Interesse erregt; die listige Gattin weiß sich ihrem liebestollen Mann unter allerhand Vorwänden, deren wirkliche Absicht der Tor nicht durchschaut, zu entziehen. An der Schwäche des Geschlechtes aber scheitern wieder sämtliche Reformpläne der aristophanischen Frauen. Schließlich verlangen alle, des straffen Regimentes ihrer Führerin überdrüssig, zu ihren Männern zurück und erfinden auch dafür listige Vorwände.

Aber der Humorist, dem jederzeit auch der Ernst des Lebens auf der Seele liegt, hat hier nicht nur gespottet. Er beobachtet durchaus gerecht, daß an vielen Fehlern des Weibes der Mann durch bequemes Gewährenlassen schuldig ist; er weiß genau, daß die Frauen nichts von ihren geheimen, heiligen Feiern verraten, während einige Männer ruhig Amtsgeheimnisse ausplaudern. Vor allem aber weist er nachdrücklichst auf den entsetzlichen Tribut hin, den auch die Frauen dem Kriege bringen müssen, das dauernde Fernsein des verheirateten Mannes und, schlimmer als dies, das stille Hinwelken der Jungfrauen, die unvermählt schwere Gemütsschäden erleiden. Auch dieses ist typisch und ward in jener Zeit gewiß von Tausenden empfunden und ausgesprochen. Darum gehört es zum ernsten Bilde des mensch-

lichen Lebens, an dem auch dieser Komiker trotz seiner tollen Fratzen und satyrhaften Gebärden doch zuweilen mit Meisterhand wirkt.

7. Die Philosophie.

Sokrates und seine Schüler.

Unter der Fülle großer und bedeutsamer Persönlichkeiten, die Griechenland und namentlich Athen im 5. Jahrhundert hervorgebracht, hat niemand tiefer auf seine Epoche wie auf die nachfolgenden Jahrhunderte, ja Jahrtausende als Sokrates gewirkt. Von diesem unvergleichlichen Manne muß auch hier die Rede sein.

Freilich begegnen wir da gleich den schwersten Zweifeln. Denn die Frage: was wissen wir von Sokrates? wird von manchem heutigen Forscher als eine geradezu verzweifelte angesehen. Die wenigen, aber ausgiebigen Berichterstatter, die uns erhalten sind, Platon und Xenophon, sind zwei gar nicht in einem Atem zu nennende schriftstellerische Persönlichkeiten von denkbar verschiedenen Ansichten und Absichten, und, was wir sonst noch an Bruchstücken zeitgenössischer Erinnerungen an Sokrates besitzen, bestätigt den Eindruck, daß der Weise auf jeden, der sein Bild für die Nachwelt festhalten wollte, einen sehr verschiedenen Eindruck gemacht hat.

Ohne Frage ist der Fall einer der schwierigsten im Bereiche der Geschichtswissenschaft. Gleichwohl scheint eine völlige Resignation über die Lösung des Rätsels in der Lage der Dinge nicht begründet zu sein. Denn die unablässige ernste Arbeit der Wissenschaft hat vielmehr, auf direktem wie indirektem Wege fortschreitend, zu einem Sokratesbilde geführt, das doch eine gewisse Wahrscheinlichkeit beanspruchen dürfte. Wir wissen seit längerer Zeit, daß der philisterhafte Sokrates des Xenophon, jener Mann,

der über alle Fragen des Daseins Auskunft gibt, keine Gestalt des wirklichen Lebens sein kann, daß dagegen eine Reihe von platonischen Dialogen einen annähernd richtigen Begriff von Sokrates und seinen Anschauungen zu schaffen imstande ist. Aus diesen, den „sokratischen" Gesprächen, die man eben auch darum zum Teil als Jugenddialoge zu bezeichnen pflegt, läßt sich ein allgemeines Bild des Weisen gewinnen, das einigermaßen seiner geschichtlichen Gestalt entsprechen wird.

Das unbestreitbare Verdienst der Sophisten ist u. a. die Beschäftigung mit dem Dasein des Menschen, mit seinen Urzuständen, seiner Schwäche, seinen Leistungen, seinem subjektivistischen Denken. Sie nahmen ihn als ein Ganzes, sie verfuhren analytisch. Aber es genügte den Sophisten in der Hauptsache, das Denken nur anzuregen, es fehlte ihnen der Trieb zum entsagungsvollen Suchen nach der Wahrheit, sie gingen im ganzen mehr in die Breite als in die Tiefe. So verschmähten sie Untersuchungen über den Ursprung der Sprache und interessierten sich nur für die Sprachrichtigkeit; sie stellten keine „historisch positive Erforschung der bestehenden Staatsordnungen" an, sondern gaben nur eine Kritik der vorhandenen Ordnungen. Sie erwiesen die Unzulänglichkeit der herkömmlichen Moralität, ohne neue Ziele zu weisen. Sie interessiert, wie wir gesagt haben, das Menschengeschlecht mehr als das Individuum.

Sokrates brachte als echter Attiker den sittlichen Individualismus. Der vielseitigen Erforschung des Menschengeschlechts und Ausbildung des eignen Selbst wie der Mitmenschen stellte er die Ergründung des inneren Menschen gegenüber, gleich Herakleitos getreu dem apollinischen Spruche: Erkenne Dich selbst. Er empfand in sich jenes ihm selbst rätselhafte „Daimonion", das man auch als „eine Art geistigen Selbsterhaltungsinstinkts" bezeichnet hat. Ein hochgeschwellter Bildungsstolz kennzeichnete das

Halbwissen seiner Gegner, der Sophisten; Sokrates war überzeugt, daß er nichts wisse, und von dieser Grundbedingung alles wissenschaftlichen Erkennens ausgehend, strebte er, sich die Kunde des Wissenswerten zu verschaffen. Dieses Wissenswerte suchte er durch ein bis dahin völlig unerhörtes empirisches Vorgehen gegen die Einzelmenschen jedes Standes zu gewinnen, mit denen er als seinen Versuchsobjekten experimentierte; selbst noch durchaus im Unklaren, ob der Versuch sich lohne und welches Ergebnis er bringe, wollte er nicht erziehen, sondern nur lernen und lehrte dabei unbewußt. Er verwarf die lange, ausgearbeitete Rede zu Gunsten eines noch werdenden dialektischen Verfahrens, er nahm sich den Einzelmenschen, auch den attischen Philister vor, um durch eindringendes Gespräch mit ihm auf Grund einer bei ihm vorausgesetzten oder auch nur ironisch angenommenen Sachkunde Belehrung zu erhalten. Wo er diese Sachkunde nicht fand, beruhigte er sich zunächst bei dem negativen Ergebnis. Hatte das Denken des Joniers Protagoras in letzter Instanz zur sittlichen Indifferenz geführt, so schuf Sokrates aus der von den Sophisten zerschlagenen alten Moral eine neue Ethik. Er zwang sich und Andere durch seine unnachsichtige Dialektik zur Prüfung der sittlichen Begriffe, mit denen jene Schule achtlos wie mit Gegebenheiten operierte. So setzte er da an, wo jene Weisen aufgehört hatten, setzte mit einer vollkommen neuen Denkarbeit ein. Der alles von sich, viel von seiner Umgebung verlangende Mann erstrebte eine sittliche Konzentration, ein Suchen nach dem sittlichen Ideal, „eine sittliche Autonomie, eine Vollkommenheit der individuellen Seele“, wie man es treffend genannt hat. Auch er ist Intellektualist gleich den Sophisten, aber seine geistige Kraft hat den toten Punkt überwunden, an dem viele jener Forscher stehen blieben, und dringt in ein neues Land vor. Auch Euripides' Forschergeist waren schon einzelne

Funde gelungen; ethischen Vollbesitz aber gewann erst Sokrates, weil er seine Erkenntnisse vorlebte und für sie starb.

Nur wenige Sätze sind es, die als wirklich von ihm ausgesprochen gelten dürfen. Er kam zu der uns immer wieder paradox bedünkenden Erkenntnis, daß kein Mensch freiwillig fehle. Sein Wille könne niemals absichtlich auf das Böse gerichtet sein, und so müsse er, werde er sich nur bewußt über seine Absichten klar, dem Guten nachstreben. Und wie immer bei Sokrates aus dem intellektuell zu Erkennenden ein sittliches Handeln sich ergab, so lag in diesem Satze zugleich die Aufforderung begründet, stets bewußt das sittlich Gute zur Richtschnur des eignen Handelns zu machen. Denn die Tugend, erklärte Sokrates sodann, sei ein Wissen. Solchergestalt ward der große Menschenkenner vermöge eines ethischen Optimismus ohne Gleichen zum sittlichen Befreier des Individuums.

Dieses bewußt vollzogene Gute aber wird, weil eben niemand freiwillig gegen sein eignes Interesse handeln wird, kühn mit dem Nutzen des Individuums gleichgesetzt, eine Anschauung, deren verschiedene Ausprägung bei Xenophon und Platon recht deutlich jene tiefe Kluft zeigt, die zwei Sokratesschüler trennt. Denn während jener im plattesten Utilitarismus die Erfüllung der Tugendpflichten nur von äußeren Vorteilen im Leben begleitet sieht, hat dieser aus dem sokratischen Satz, den des Meisters Treue bis in den Tod besiegelte, die ewige Wahrheit gewonnen: besser Unrecht leiden als Unrecht tun. — — —

So richtete Sokrates seine ganze Kraft auf den Einzelmenschen, um dann synthetisch zu allgemeinen Ergebnissen zu kommen, während die Sophistik in oft geistvoller Analyse, zuweilen aber auch nur geistreich tändelnd, umgekehrt verfuhr. Wir lernten bei ihr einen gewissen Pessimismus kennen; trübe blieb oft ihr Urteil über das Menschendasein,

das sie eben darum zu erleichtern trachtete. Sokrates kennt keinen Pessimismus, so nahe dieser dem unnachsichtigen Kritiker liegen mußte; er will auch das Leben nicht leichter machen, sondern Denken und Leben durch Vertiefung adeln. Sein sittliches Dasein und Sinnen ist Optimismus, und auch darum hat er bis auf den heutigen Tag gewirkt.



Sokrates ist das ausgesprochenste Individuum des ganzen griechischen Daseins. Eine solche Erscheinung mußte den Individualismus der ganzen Zeit aufs mächtigste beeinflussen. Man hat mit Recht gesagt, daß der seltsame Widerspruch zwischen seinem Äußeren und Inneren die Physiognomik ins Leben gerufen habe; man wird m. E. hinzufügen dürfen, daß in einer Zeit, wo das Interesse und Verständnis für geschichtliche Persönlichkeiten im Steigen war, wo die Geschichtschreibung, wenn auch nicht genaue Porträts, so doch einheitliche Bilder jener Männer zu schaffen begann, Sokrates' wundersame Gestalt diesen Trieb beflügeln und das Können stärken mußte.

Dieses Mannes Bild hat Platon geschaffen, dessen unmeßbare Größe zum Teil auch darin besteht, daß er einer der größten griechischen Dramatiker nur im Nebenamt war, daß die Herausmeißelung der Sokratesgestalt seine Hauptabsicht nicht bildete. Wie hat er nun in seinen Dialogen bis etwa zum „Phaidon“ des Meisters Bild im einzelnen gezeichnet und zuletzt verklärt?

Mit vollem Rechte hat J. Bruns die platonische „Apologie“ den ersten und jedenfalls einen der glänzendsten Versuche der Literaturgeschichte genannt, die umfassende Charakteristik eines großen Mannes zu schreiben. Platon hatte seine Lehrmeister; die Kunst der Charakteristik war schon in Attika heimisch geworden. Aber der geniale Dramatiker übertraf seine Vorgänger sofort. Wahre Dichtung ist ja

nicht selten Selbstentäußerung, Zurückdrängung des allzu Subjektiven. So bricht denn in dieser Verteidigungsrede, die allem Anscheine nach später als der Tod des Meisters fällt, nur selten die leidenschaftliche Empfindung des Schülers hervor. Noch ist hier Sokrates' berühmte Ironie, jener integrierende Bestandteil seines Wesens, nicht stark entwickelt. Sie verrät sich nur durch die objektive Beurteilung der Anklage, der Sokrates seine volle Anerkennung aussprechen möchte, obwohl sie kein wahres Wort enthalte; sie tritt dann hervor in der spöttischen Seligpreisung des Euenos, der für eine Geldsumme politische und menschliche Tugend zu lehren vermöge. Und doch führt schon die Apologie tief ins Innere der Persönlichkeit des Sokrates. Da haben wir den suchenden Forscher, der sich bei einem der weise Erscheinenden Aufschluß holen will, aber natürlich keine Aufklärung findet und nun wenigstens weiß, daß er nichts weiß. Da steht der Mann vor uns, den dieses Suchen des Notwendigen in Armut hat bleiben lassen, der nicht den Athenern, sondern dem Gotte gefallen will, den keine noch so schwere Anklage schädigen kann, den der Tod ein Gut bedünkt, weil er in jedem Falle zum Besten führe, der Tod, den zu fürchten dasselbe heiße wie weise zu scheinen, ohne es zu sein. Und die übermütige Aufforderung des jungen Apologeten, diesen Wohltäter der Stadt lieber im Prytaneion speisen zu lassen, gehört so durchaus zur Erkenntnis des Weisen von seinem eignen Werte oder vielmehr von dem durch den Gott in ihm Bewirkten, daß man sie lange Zeit für ein vom geschichtlichen Sokrates selbst sehr zu seinem Schaden ausgesprochenes Ansinnen gehalten hat. So liegt schon in der „Apologie“ eine geniale Skizze des gesamten Sokratesbildes, das Platons Dichterauge geschaut und seine Künstlerhand geschaffen hat, vor uns.

Weit stärker tritt, wie bemerkt, in den folgenden Schöp=

fungen Platons die sokratische Ironie hervor, die Th. Gomperz eine Lust am Mystifizieren, weder ganz und gar Maske, noch ganz und gar Natur, genannt hat. Sie haftet besonders an jenem Geständnis des Nichtswissens. Der Philosoph kann, angeblich in tiefstem Respekt vor des Mitunterredners Weisheit, seine eigne Unkunde kaum nachdrücklich genug betonen, nicht laut genug sein ewiges Irren und Raten beklagen; er unterstützt aufs bereitwilligste die ungemessensten Ansprüche der Sophisten und unterschreibt ihr naives Selbstlob. Aber diese scheinbar so unumwundene Anerkennung des Partners entwickelt sich bald zu scharfer und immer schärferer Kritik. Sokrates rühmt an zwei Rabulisten die Fähigkeit, sophistische Schnellkuren zu vollziehen, beschwört aber beide, um Gotteswillen nicht vor sovielen Leuten zu reden, damit diese ihnen nicht ihre Kunst ablernten, und daher höchstens ihr Wissen für Geld zu verraten. In ähnlichem Sinne hofft er von Protagoras Aufschluß über die Tugend zu erhalten; weil jener im Gegensatze zu Anderen seine Kunst, Menschen gut zu machen, laut verkünde — und sogar verkaufe. Er kommt sich in Gegenwart der von ganz Griechenland anerkannten Weisen so völlig unwissend vor, weil er diesen Meistern beim besten Willen nicht zustimmen könne. Er tut so, als erinnere er sich in seiner Vergeßlichkeit nicht mehr an die von Gorgias seiner Zeit sicher richtig gegebene Definition der Tugend: feiner und zugleich schneidender konnte das Unvermögen des großen Sophisten gar nicht betont werden. Und wie ihn der hohe Ruf bedeutender Persönlichkeiten in scheinbare Verlegenheit setzt, so spielt er auch mit dem ihn angeblich heftig verwirrenden sinnlichen Eindruck, den Jugendschönheit auf ihn übe. Der Mann, der die erotischen Verwirrungen seiner Zeit und Rasse nicht etwa durch laute Predigten zu bekämpfen suchte, sondern, pädagogischer, abzulenken, zu versetzen, zu verklären verstand, der der eignen Versuchung

mit gelassenem Spotte begegnete, erscheint bei Platon als von der Schönheit vorübergehend ganz überwältigt. Aber es geschieht nur, um uns zu zeigen, wie nun Sokrates gerade diese jugendschönen Menschen moralisch fördernd beeinflußte, dieselbe Jugend, als deren Verderber ihn seine Ankläger bezichtigten.

Die älteren Dialoge Platons sind fast alle stark polemisch; der Kampf, den Sokrates gegen Gedankenlosigkeit und angemaßtes Besserwissen unternommen hatte, erscheint hier in Nachbildung und Weiterentwicklung. Der schnellfertigen Begriffssetzung der Sophistik wird in steter Erneuung die mühsame und oft erfolglose Arbeit an der Begriffsbildung entgegengestellt, der schellenlauten Torheit gegenüber der redliche Gewinn gesucht. Das fertige Erziehungsprogramm der neuen Weisheit wird verworfen. Bald weist Sokrates darauf hin, wie schwer es sei, die menschliche Seele wirklich zu bilden, bald zeigt er, wie unsinnig jene beiden Rabulisten vorgehen, indem sie einem Knaben viel zu schwere Fragen vorlegen, und auch eines Protagoras erzieherische Tätigkeit stößt bei Sokrates auf die schwersten Zweifel. Im Dialoge „Protagoras“ haben wir überhaupt nach der „Apologie“ wieder ein Vollbild des großen Atheners: hier wird die eigne Methode, die unter Verwerfung der Rede die Dialektik als alleiniges die Wahrheit förderndes Denkmittel verlangt, präzisiert und der Satz verfochten, daß der sittliche Fehl „eine falsche Entscheidung des Intellekts“ sei. Der ganze Disput aber wird, charakteristisch für den stets individuell vorgehenden Sokrates, in eine feine Ironie getaucht, die dem erlauchten und leicht verletzten Gaste Athens nicht zu viel noch zu wenig tut.

Der platonische „Gorgias“ zeigt in Polemik und Lehre schon völlig unsokratische Züge. Der heftige Ansturm auf die Rhetorik, die Befehdung der berühmten athenischen Staatsmänner, das Lebensideal sind rein platonischen Wesens und

Gepräges. Aber der Charakter des Meisters bleibt trotzdem in seinem Gesamteindrucke bestehen. Der wahre Sokrates steht vor uns, der lieber aus Mangel an schmeichlerischer Beredsamkeit sterben als durch die Rhetorik Rettung finden will, und so scharf die Luft auch ist, die diesen Dialog durchweht, die Vornehmheit des Weisen, der einen ärgerlichen Verlauf der Debatte zu verhüten bestrebt ist, bleibt stets gewahrt. Und in anmutigstem Spiele spiegelt sein heiterer Selbstdialog die ihm eigne Abneigung gegen die lange Rede wider.

Die letzte Vollendung erhält das Porträt im „Symposion“ und „Phaidon“; je weiter sich Platon hier im eignen Denken von seinem Lehrer entfernt, desto plastischer tritt in seiner Erinnerung Sokrates' Charakterbild hervor. — Das „Symposion“ stellt in sein helles Daseinsbewußtsein als dessen lebenspendenden Mittelpunkt und Kraftquelle Sokrates hinein. Die Begeisterung Platons für den Heros seiner Gespräche greift dabei noch zu einem neuen Mittel: er läßt das Genie in der Hauptsache durch das Genie charakterisiert werden, durch Alkibiades, den vielgeliebten und vielgeschmähten Helden eines ganzen Sagenkreises. Der Sinnenfrohe schildert den Unsinnlichen, den dämonischen Mann, der in ihm stets Gefühle der Liebe und, in jähem Wechsel, der heftigsten Erbitterung hervorruft. So tritt die Wirklichkeit dieser rätselhaften Gestalt in blendendes Licht. — Der gegen sich selbst harte, auch im Winter unbeschuhte Weise, der tapfere Teilnehmer am schweren Feldzuge, geht, diesmal ausnahmsweise gut gekleidet, zu einem Feste, dessen geistigen wie körperlichen Ansprüchen er ebenso gewachsen ist wie den kriegerischen Strapazen. Mit dieser leiblichen Leistungsfähigkeit tritt nun auch sein Äußeres, seine satyrhafte Gesichtsform vor unser Auge. Durch und durch Original, erregt er mit seiner scheinbaren Geistesentrückung das achtungsvolle Staunen oder die kopfschüttelnde Ver-

wunderung seiner Umgebung. Auch den Verlegenen spielt er wieder, um sich danach mit leichter Mühe und unaufdringlich zum unbestrittenen Meister des Gesprächs zu machen. Aber nicht aus eigner Kraft glaubt er dazu die Fähigkeit zu besitzen. Denn wie er sich in der „Apologie" nur als Diener des Gottes ausgibt, so will er hier seinen erhabenen Mythus, der den tiefsinnigen des Aristophanes überwindet wie einst den feinsinnigen des Protagoras sein Unterweltsmythus, allein der Inspiration verdanken. Ein in sich geschlossenes Meisterwerk der Charakteristik steht vor uns, aber die eigentlich dämonischen Züge werden in das Bild durch Alkibiades eingetragen.

Der „Phaidon" zeigt Sokrates' ganzes Sein auf überschauender Höhe und in straffster Zusammenfassung. Der Glaube, die heitere Ruhe des Gerechten in ernster Situation, die Verklärung seines Sterbens, die unsagbare Stimmung seiner Schüler: dies alles wirkt immer wieder ergreifender als die meisten griechischen Tragödien, weil es persönlichste Lebenswahrheit ist. Und dazu gesellen sich auch die kleineren Züge, die Teilnahme des Kerkerwärters sowie die physiognomische Beobachtung von Sokrates' Gesichtsausdruck, dergleichen bis zum Symposion und Phaidon in Platons Dialogen fehlte. Voller denn je spricht aus diesem Dialog die erhabene Empfindung: er war unser.



Zum platonischen Schriftenkreis gehören einige unechte Stücke, die uns Sokrates' Gestalt nun schon in einer starken Erstarrung zeigen. Im pseudoplatonischen „Theages" und vollends im „Axiochos" ist er bereits eine Art Wundermann und Paraklet, den hier ein Vater im Interesse seines Sohnes angeht, der dort als Beichtprediger an ein Sterbebett tritt, um einem sein Ende Erwartenden über die letzten schweren Augenblicke hinwegzuhelfen. —

Anlaß zu einer solchen Auffassung des großen Weisen als eines Nothelfers hatten die Bücher Xenophons über seinen Lehrer gegeben, die vielleicht bestimmt waren, die Sokratesliteratur einseitiger Dialektiker, wie man gesagt hat, nach anderer, mehr menschlicher und praktischer Richtung zu vervollständigen. Es mangelt diesen sogenannten „Memorabilien“ und dem „Gastmahl“ Xenophons nicht an einer gewissen Einheitlichkeit der Charakteristik. Aber das Bild, das der vielseitige Mann, der Sokrates' Umgang nur recht kurz genossen hatte, hier entworfen, zeigt meist trockene und wenig lebendige Züge. Xenophon hat zwar mehrfach die Schriften anderer Platoniker, auch die Platons benutzt, aber allem Entlehnten doch den Stempel seines wenig tiefen Geistes aufgedrückt. Wir empfangen von Sokrates den Eindruck eines guten, aber hausbackenen Kopfes, dessen klarer Sinn mit allen Fragen des Lebens, auch denen des allerpraktischsten Daseins merkwürdig schnell fertig zu werden versteht; er ist etwa eine Erscheinung, die man zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in vollem Ernste einen „Biedermann“ nannte.

Von kaum höherem Werte sind die Versuche anderer Sokratiker, ihrer Auffassung von ihrem Lehrer Ausdruck zu geben. Da wird Aspasia zur Lehrerin des Sokrates gemacht, wogegen Platon den Meister in einem außerordentlich feinen Dialog in Schutz nahm; da wird immer wieder das Verhältnis zu Alkibiades nach verschiedenster Richtung umgedichtet, da hat endlich der beginnende Kynismos Sokrates zum Schutzheiligen seiner eignen Lehrweise wie seiner Askese auszugeben versucht. So wird der große Mann im Laufe der Zeit immer mehr zu einer Figur der philosophischen Sage und Poesie. Aber selbst in dieser völligen Verzeichnung wirkte er noch auf Tausende von Gläubigen, die diese Gestalt phantasievoller Legende dem platonischen Sokrates-Evangelium nicht selten gleichstellten.

Platons Großtat ist es, das Bild des Mannes, von dessen Erscheinung der volle Individualismus der Zeit ausgeht, als ein wundervolles Rätsel vor uns hingestellt zu haben. Ein dämonischer Mensch, der vielen unbehaglich und ärgerlich, niemandem aber je unheimlich wird, der fast stets gelassen, nie kühl ist, der Inbegriff alles Guten und Schönen, der doch den Eindruck echtester Menschlichkeit macht! — Dieselbe Kraft gestaltet die anderen Persönlichkeiten dieses Kreises bis zu seinen letzten Vertretern herab. Die nüchterne antike Kritik hat von Protesten gewußt oder solche ersonnen, die die Originale der von Platon gezeichneten Gestalten gegen seine Entstellungen erhoben hätten. Uns läßt ein solcher Einspruch kalt: eine Dichtung wie die Platons ist im höheren Sinne immer wahr. Er bediente sich der dichterischen Freiheit mit stärkster Berechtigung. Seine Dialoge gleichen historischen Dramen, die gegen die geschichtliche Wahrheit verstoßen durften, weil sie die psychologische nie verletzten.

Denn was kennzeichnet schärfer seine unvergleichliche Kunst, als daß man seinen Sophistenporträts um ihrer Geschlossenheit willen bis in die neueste Zeit vollen geschichtlichen Glauben entgegengebracht hat? In der Tat ließ sich ja auch kaum etwas Überzeugenderes denken, als diese fein differenzierte Schar falsch berühmter, dünkelhafter Professoren, die hier Mann für Mann dem anspruchslosen athenischen Ironiker erlagen. Da stand der große Protagoras, dessen Gastrolle die geistige Gesellschaft Athens schon vor Morgengrauen in Bewegung setzt, dem seine Anbeter in lächerlicher Reverenz folgen, dessen eingebildete Größe bei scharfem Widerspruch leicht einer unsachlichen Verstimmung anheimfällt, der zuletzt aber doch eine vornehme Erscheinung bleibt. Neben ihm der etwas weniger anspruchsvolle und darum milder behandelte Gorgias, dem gleichwohl kein freundlicheres Schicksal die schwere Niederlage erspart. Weit

mehr Schonung findet Prodikos, der kränkliche Mann mit der tiefen Stimme, dessen Sprachstudien von erheblichem Nutzen bleiben. Unbedeutend ist der Sophist Polos, der sehr schnell im Streite abfällt, während Kallikles ehrlich und folgerichtig ein ganz unsittliches Programm aufstellt, das er nicht ohne Grobheit gegen den stets haltungsvollen Sokrates verteidigt. Eine Parallelgestalt zu diesem ist der Hitzkopf Thrasymachos im „Staate“, der wie ein Raubtier den Gegner überfällt, vor Sokrates aber, bezeichnender Weise zum ersten Male in seinem Leben, erröten muß. Als ganz leer erweisen sich der überaus eitle Hippias, der noch nie über die einfachsten sittlichen Begriffe nachgedacht hat, die törichten Klopffechter Euthydem und Dionysodor, der gottselige Seher Euthyphron, der Zionswächter Meletos und der Rhapsode Jon, der gern auf seinen vollen Beutel schlägt. – Eine Sonderstellung nimmt Kritias ein, Platons Verwandter. Wohl beschämt Sokrates auch diesen Sophisten, aber nicht dauernd; der heftige, aber ernste, um das Suchen der Wahrheit bemühte Mann, weder rechthaberisch noch auch ein bloßer Jasager — so kennzeichnet ihn Wilamowitz — erringt einen vollen Achtungserfolg.

Geringere geistige Ansprüche erheben andere Mitunterredner, die demgemäß denn auch besser wegkommen. Mit Liebe und Humor behandelt Platon seine Brüder, den ernst sinnenden Adeimantos wie den leichteren Glaukon. Laches ist ein alter Haudegen, wie man ihn treffend genannt hat; hitzig, angriffslustig, nicht sachlich, soldatisch derb, freut er sich über Sokrates' Niederlage, während der wegen seiner Vorsicht bekannte Nikias auch hier seine sonstige Haltung bewahrt. Wunderhübsch ferner ist der frische Greis Kephalos im „Staate“ geschildert. Wie langweilig lesen sich doch die Abhandlungen der späteren Antike über das Alter! Hier tritt uns ein bejahrter Lebenskünstler entgegen, dem die Klagen seiner Altersgenossen über das Schwinden der

früheren Freuden unverständlich bleiben, der dagegen an schönen Gesprächen sich ergötzt und nur durch eine gewisse gesprächige Mitteilsamkeit dem Alter seinen Tribut darbringt.

Glänzend erfaßt der Schüler des großen Pädagogen und Erotikers Sokrates das Wesen der Jugend in ihren verschiedenen Erscheinungsformen. Die netten, aufmerksamen Jungen Charmides, Kleinias, Lysis sind leicht verlegen und erröten schnell, zeigen aber, worauf J. Bruns mit Recht hinweist, einen sicheren, angeborenen Takt; Lysis und Menexenos werden in ihrer echt jugendlichen Freundschaft zu einander vorgeführt; Phaidros ist noch unentwickelt, optimistisch, stark beeinflußbar, verspricht aber bei guter Leitung ein tüchtiger Mensch zu werden; Theaitetos ist ebenso männlich wie liebenswürdig, eine verstandesscharfe, ruhige Persönlichkeit. Die Krone aller jugendlichen Erscheinungen aber bleibt Alkibiades; genial, liederlich, offen bis zur letzten Selbstentäußerung, ist er so recht das Schmerzenskind des vielseitigen sokratischen Eros.

So manche Erscheinung des großen, bunten Kreises könnte hier noch Berücksichtigung finden: der rätselhafte Aristophanes mit seinem tiefsinnigen Mythus, der aufgeregte Chairephon, der selbstvergessene Sokratesverehrer Apollodor — es mag an den bisher Betrachteten genügen. Wir sehen, daß keine Persönlichkeit ohne ein bestimmtes Wesen oder auch nur eine Marke bleibt, von Sokrates und den großen Sophisten an bis auf den sympathischen Kerkerschließer des „Phaidon“ und den brummigen Türhüter im „Protagoras“ herab.

Und wie stellte sich nun der große Charakteristiker zum Problem des Menschen selbst?

Bei seinen Definitionen sittlicher Eigenschaften, die der jugendliche Sokratiker, aber auch noch der selbständige Philosoph verfolgte, ist Platon Dialektiker und Idealist. Die

Erfahrungen des Lebens, die Beobachtung des menschlichen Einzelfalles spielen nicht entfernt die Rolle wie bei Aristoteles: beide Philosophen haben ja vollkommen verschiedene Ziele. Gewiß, auch Platon erläutert bei der Behandlung des Begriffes der Tapferkeit, die er streng von der Tollkühnheit und ihrer Unkunde der Gefahr scheidet, das Problem an Beispielen aus dem menschlichen Leben, aber ein Vergleich mit Aristoteles' gliedernder Psychologie zeigt den gewaltigen Unterschied des großen Ethikers, der auf Geist und Gemüt mit gleicher Wucht wirkt, und des sauber präparierenden psychologischen Anatomen. Dasselbe Bild tritt in einem zweiten Fall hervor. Platon ist es nicht entgangen, wie häufig die Söhne hervorragender Väter recht unbedeutende Persönlichkeiten gewesen sind; seine Erklärung dieser Erscheinung aber bleibt als eine wesentlich moralische ziemlich unvollkommen. Aristoteles dagegen arbeitet mit einem ganz anderen Beobachtungsmateriale und kommt daher auch zu Ergebnissen, die sich mit denen der heutigen Psychiatrie begegnen.[1] Das hindert jedoch nicht die Anerkennung Platons als eines bei gegebener Gelegenheit sehr scharfen Beobachters des gesamten menschlichen Daseins. Er hat zuerst in einem Jugenddialoge, dann auch in späteren Gesprächen die Tatsache der Inspiration oder, modern gesprochen, des seelischen Doppellebens, erkannt und dann erweiternd behandelt. Er illustriert sie anfangs durch das Beispiel des Dichters Tynnichos, der, sonst ganz unfruchtbar, einmal einen allgemein berühmten Paian geschaffen habe: eine glänzende Beobachtung, deren Wahrheit wir Modernen aus unserem Kulturkreise durch den Hinweis auf Rouget de l'Isle und Niklas Becker bestätigen können. Er kennzeichnet später diesen Zustand durch den Hinweis auf die Seher und Propheten, die ihrer Offenbarung sich selber nicht bewußt seien; indem er das gleiche Wesen bei großen Staats-

[1] Vgl. unten S. 180.

männern voraussetzt, leitet er ähnlich wie Thukydides' (S. 108) auf die Erkenntnis des intuitiv schaffenden Genies hin. Und er hat noch später mit Demokrit die musische Raserei für jeden wirklichen Dichter verlangt. — Fühlung mit dem Leben zeigen fast stets plastische Vergleiche. Wie überzeugend schildert da Platon in seinem „Menon“ die unmittelbare Wirkung der sokratischen Dialektik durch das Bild vom elektrischen Schlage des Zitterrochens!

Die angeführten Beispiele entstammen zum Teil den Dialogen, die man jetzt ziemlich allgemein zu den früheren zählt. Eine höhere Erfahrungsweisheit und psychologische Reife des großen Dialektikers zeigt der „Staat“, und zwar nicht etwa deswegen, weil sich auf seinem breiteren Raum auch zahlreichere Beobachtungen versammeln; denn ihrer Menge entspricht auch fast durchweg ihre Tiefe. Der Idealist hat sich im Leben umgesehen und entwickelt trotz der höchsten ethischen Forderungen einen gesunden Sinn für das Nötige. Er verwirft ein hypochonderes Dasein mit steter Rücksicht auf die tägliche Lebensweise, er rühmt dagegen die Handwerker, die keine Zeit haben, krank zu sein, und daher vom Arzte gleich eine Radikalkur verlangen. Um seine Lehre von den verschiedenen Seelenteilen zu illustrieren, erzählt er eine originelle Geschichte: „Leontios, Aglaions Sohn, ging vom Piräus aus zur nördlichen Mauer hinauf. Da erblickte er Leichen, die bei dem Henker lagen, und wollte sie sich gerne ansehen; anderseits ekelte es ihn doch und stieß ihn ab. So kämpfte er einige Zeit mit sich und bedeckte seine Augen. Schließlich aber konnte er es nicht mehr aushalten, zog das Kleid herunter und sprang auf die Leichen los mit dem Rufe: „Da, ihr verfluchten Augen, nun seht euch an dem schönen Anblicke recht satt.“

Fast den gleichen Wert eines erlebten Falles hat sein Versuch, die Entstehung der Timokratie aus der Aristokratie zu erklären. Auch dieser ist ja wie die anderen Ableitungen

der Staatsverfassungen aus einander eine Konstruktion. Aber wie lebendig ist die Entwicklung angeschaut! Ein vornehmer Mann lebt in einem schlecht verwalteten Staate, dessen Wesen ihn so abstößt, daß er sich lieber ganz fern von ihm hält. Das aber verstimmt seine ehrgeizige Frau, weil dadurch auch ihre Stellung unter ihres Gleichen vermindert wird, und nun bearbeitet sie ihren Sohn, hält ihm das abschreckende Beispiel seines Vaters vor, die Sklaven nehmen an der Verhetzung teil, und der junge Mann, die Beute solcher Einflüsse, wird zum ehrgeizigen Bürger.

Mit klarstem Blicke verfolgt der Philosoph die Entwicklung des Tyrannen. Gleich nach dem Antritt seiner Regierung lächelt der neue Herrscher allen zu, kommt freundlich ihnen entgegen, will davon nichts wissen, daß er ein Tyrann sei, erschöpft sich in Versprechungen, erläßt Schulden, nimmt Landverteilungen vor, aber er führt doch fortwährend neue Kriege, um die verarmten Bürger nicht zu allerhand rebellischen Gedanken kommen zu lassen — man glaubt Napoleon III. vor sich zu sehen.

Die Behandlung sittlicher Fragen zeigt jetzt einen bei weitem tieferen psychologischen Blick als früher. Im „Staate" wird die Frage aufgeworfen, ob der Mensch, wenn ihn ein Zauberring vor der Welt unsichtbar machte, noch den Weg der Gerechtigkeit wandeln würde, und dort wird auch das wundersame, ewigwahre Bild von dem vollkommenen Gerechten gezeichnet, der von den Menschen verfolgt werde, um zuletzt gegeißelt, gefoltert, gebunden, geblendet und nach allen Leiden ans Kreuz geschlagen zu werden. Niemals ist die Menschheit in ihrer Erbärmlichkeit schonungsloser entlarvt worden.

In diesem Staate der Gerechtigkeit aber, dessen Entstehung er, dem älteren Philosophen Demokritos folgend, aus der gegenseitigen menschlichen Hilfsbedürftigkeit ableitet, verkennt Platon völlig das Wesen der Frau. Eine Erscheinung,

auffällig genug! Der Leser des Euripides hat kein wirkliches Herz für das Weib, gerade weil er sie emanzipiert und zur reinen Männin macht. —

Im „Staate“ wird das Schicksal des Gerechten geschildert, der „Theätet“ führt uns die Verkennung des Philosophen durch den blöden Alltagsmenschen vor. Da stürzt der ionische Denker Thales, in tiefes Sinnen verloren, in eine Grube vor seinen Füßen und wird als Wolkenwandler von einer thrakischen Magd verspottet. Auch hier tritt uns ein Lebensbild von ewiger Gültigkeit entgegen. —

Mit der Wertung der Naturwissenschaften in seinen späteren Schriften, mit der Empfänglichkeit für praktische Künste und Fertigkeiten nimmt Platons Interesse am Leben überhaupt zu. Als erster schöpferischer Ästhetiker der Griechen hat er auf den bis auf den heutigen Tag so viel behandelten Widerstreit, den der Genuß der Tragödie errege, hingewiesen; er hat in weiterer Verfolgung der Pathologie der Seele in seinem Altersdialog „Timaios“ die psychischen Krankheiten auf ihre körperlichen Ursachen zurückzuführen gesucht und das Verhältnis zwischen Seele und Leib dargestellt. Schleimige und gallige Massen, sagt er, treibt das Blut durch die Adern und gibt so Anlaß zu geistiger Krankheit, zu Mißstimmung, Frechheit, Feigheit, Vergeßlichkeit, Stumpfsinn. Reden und Sitten der verdorbenen Gesellschaft steigern diese Übel, die die Pflege der Wissenschaft heilen könnte. Dagegen ist wieder gute Körperbeschaffenheit von bestem Einfluß auf die Seele. Es ist eben ein richtiges Verhältnis nötig; eine starke Seele und ein schwacher Leib schließen eine schlechte Verbindung. Denn die erregte Seele macht den Leib krank; rücksichtsloses Forschen schwächt, politische Aufregungen wirken schädlich, und die sogenannten Ärzte verordnen nur falsche Kuren. Also darf nicht Einseitigkeit herrschen, Körper und Geist bedürfen vielmehr der gleichen Pflege. Zu einer solch nüch-

ternen Erkenntnis ist der nun schon bejahrte Philosoph, der einst den Leib der Seele Grab genannt hatte und gerade im „Timaios“ den Menschen so wunderschön als eine Pflanze des Himmels bezeichnet, im Laufe der Jahre gekommen.

Nüchtern und vielfach kühl sind auch die Betrachtungen der „Gesetze“, jenes letzten, immer noch großartigen Werkes des greisen Platon, das so manche Anbequemung an die Wirklichkeit vollzieht, freilich auch recht engherzige Vorschriften enthält. Dafür aber liegt die reiche Erfahrung des Alters über das Ganze hin ausgebreitet. Da ist denn Platons Urteil über allerhand Gefahren, die dem sittlichen Leben der Menschen, der Familie und dem sozialen Dasein drohen, von großem Interesse. Der Gesetzgeber verspricht sich wenig von dem Verbot anderswo nicht untersagter Genüsse, weil ein solches den, dem die Übung der Selbstbeherrschung fehle, in die Gefahr der Verführung durch schlechte Menschen brächte. Ihm scheint es ferner durchaus notwendig, daß zukünftige Ehegatten sich vor der Hochzeit kennenlernen, um nicht in gegenseitige Enttäuschung zu verfallen; er widerrät den Jungvermählten, allzunahe bei den Eltern zu wohnen, da durch eine gewisse Trennung das freundschaftliche Verhältnis gefördert und Übersättigung verhindert werde. Und als genauer Menschenkenner hält er jeden scherzhaften Umgangston eines Herrn mit einem Sklaven und Sklavinnen für gänzlich unangebracht.

Wir haben früher die sokratisch-platonische Lehre von der Unmöglichkeit des freiwilligen Fehlens kennengelernt. Obwohl diese auch noch in den „Gesetzen“ behauptet wird, so bleibt doch die Unwissenheit hier nicht mehr als die alleinige Ursache der Ungerechtigkeit und der Verfehlungen bestehen. Entsprechend seiner früheren Einteilung der Seele in drei Teile scheidet Platon nun auch drei verschiedene Regungen unseres inneren Wesens: den schwer zu bekämpfenden Affekt, der sich in unvernünftiger Gewalttat

äußert; die Lust, die mit zwingendem Betruge zu überreden sucht; endlich die Unwissenheit. Diese letztere nun verursacht einfache Verfehlungen, oder sie ist eine doppelte, indem sie sich mit eingebildetem Wissen verbindet und so schlimmere Verstöße zur Folge hat. Gegen die Affekte und die Lust kann sich der Mensch stark oder schwach zeigen, gegen die Unwissenheit ist ihm das nicht möglich, und der Fehler bedeutet kein Unrecht, weil er unfreiwillig ist. So kommt der Philosoph durch eine systematische Betrachtung zu einer psychologischen Milderung jenes sokratischen Paradoxon.

Man hat den alten Platon der „Gesetze" nicht mit Unrecht wegen seiner schroffen Religiosität getadelt. Aber man übersieht vor der Strenge seiner Verfügungen gegen die religiöse Freiheit die Feinheit seines Denkens über die Entstehung eines unreligiösen Wesens in der jugendlichen Seele, man verkennt auch einen gewissen Liberalismus in der Behandlung gerade solcher Fälle. Gottlosigkeit, erklärt der Philosoph, entstehe durch die Kenntnis der alten wunderlichen Theogonien wie durch die der modernen Thesen. Nichts ist nun falscher, als darüber zu schelten; man muß vielmehr solch ungläubige junge Leute ruhig auf ihre Jugend hinweisen; später, soll man ihnen sagen, würden sie schon verwerfen, was sie jetzt glaubten. Denn dies ist der gewöhnliche Gang der Dinge: kaum Einer hat je die Anschauung seiner Jugend bis ins Greisenalter bewahrt. — Der platonische Vorschlag bedeutet kein Allheilmittel des Unglaubens, aber niemand darf leugnen, daß er auf tiefer psychologischer Erkenntnis beruht. —

Wir brechen hier ab, obwohl noch manche Erfahrung und Beobachtung, z. B. über das verschiedene Interesse der einzelnen menschlichen Altersstufen für Schaustellungen und Aufführungen, mitteilenswert erscheinen könnte. Es ist unverkennbar, daß Platon der größte Charakteristiker der Griechen gewesen ist; denn wie sollte man den anders

nennen, der das ewige Bild des größten Menschen unter den Hellenen geschaffen hat! Der Sohn einer Zeit, die sich über den Wert oder Unwert bedeutsamer Persönlichkeiten der Geschichte stritt, dichtete er philosophische Dramen voll historischer Gestalten, aus denen er psychologisch einheitliche Erscheinungen entwickelte, keine dem wirklichen geschichtlichen Leben ganz entsprechend und doch nur wenige ohne ein solches historisches Muster.

Entsprechend seinen besonderen ethischen Zielen konnte der Dialektiker und Idealist eine empirische Psychologie nur in bestimmten Grenzen treiben. Er hat auch hier seine Schöpferkraft bewiesen, wie wir gesehen. Und mit Recht hebt Wilamowitz hervor, daß Platon im „Geistigen des Menschen, der Seele, die zuerst nur Lebenskraft war, neben der Einheit die verschiedenen Triebe unterschieden hat“ und „auch das Unbewußte neben der Vernunft anerkannte.“



Die anderen von Sokrates ausgegangenen Schulen können uns hier nur kurz beschäftigen. Von einem tiefer gehenden Interesse für den Menschen kann bei den sogenannten Megarikern nicht die Rede sein. Anderes erwarten wir von Aristippos' Jüngern, den Kyrenaikern, und besonders den Kynikern, die beide, so von Grund aus verschieden ihre Anschauungen auch sind, doch in der Glückseligkeit des Menschen das Ziel der Philosophie finden wollen. Aber von beiden Schulen ist weder die eine noch die andere zu sehr tiefen Erkenntnissen gekommen. Ohne ein gewisses Studium des Menschen war freilich der Sensualismus der Kyrenaiker, jener Vertreter der Lustlehre, nicht möglich. Sie verlegten das Zentrum des Erkennens in die Empfindungen, die dann allein auch unser Handeln bestimmen könnten; sie gaben eine genaue Analyse der Lustgefühle und stellten auch wohl psychologische Untersuchungen an. Aber wenn sie die Ver-

schiedenheit unserer Empfindungen beim Anblick fremder Leiden im Leben und auf der Bühne bemerkten, so war eine solche Beobachtung damals, wie wir gesehen (S. 136), nicht mehr neu. Und die Betrachtung der wahren Lustgefühle, die Technik zu ihrer Erreichung blieb im letzten Grunde trotz der feinen und auf Menschenkenntnis beruhenden Lebenskunst des Aristippos selbst, trotz der auf die Befreiung des Menschen gerichteten Bestrebungen des Meisters und seiner Schule einseitig genug. — Dasselbe Wesen kennzeichnet die Kyniker, die sich gleich den Kyrenaikern bewußt sind, auf Sokrates' Bahnen zu wandeln. Auch sie haben über das Wesen der Lust nachgedacht und ein unbereutes Vergnügen für ein Gut erklärt. Aber ihr Ideal des Weisen als des gleich den Göttern völlig bedürfnislosen Mannes, ihre Ablehnung aller äußeren und auch vieler inneren Lebenswerte schuf keine Atmosphäre, in der eine wirkliche geistige Arbeit gedeihen konnte. Alles blieb bei ihnen auf die Praxis beschränkt; der Individualismus der Zeit diente nur dazu, dem kynischen Dasein den schrankenlosesten Ausdruck zu geben und jenes eine Originalität anstreben zu lassen, die auch den Zeitgenossen nicht mehr ganz echt erscheinen wollte. Die Kyniker spotteten über den Platonismus, sie erschöpften sich in mehr oder minder treffenden Witzworten über seine Ideenlehre, sein Vornehmtun, gleichviel blieb er ihnen kraft der scharfen Beobachtung, die er an seinen Gegnern übte, bei weitem überlegen. Denn aus den Kreisen der Platoniker stammt jenes glänzende Wort, mit dem nach der Philosophenlegende Sokrates den im zerrissenen Rocke einherstolzierenden Antisthenes abgefertigt haben soll: aus Deinem Kleide sieht die Eitelkeit hervor. Diogenes mochte angeblich am hellen Tage mit der Laterne Menschen gesucht haben, ein psychologisches Interesse am Menschen selbst hat er nicht genommen. —

Unendlich viele charakteristische Bemerkungen und Anek-

doten werden über die verschiedenen Philosophen erzählt. Sie gehören nicht mehr in den Kreis dieser Betrachtungen, sie entstammen einer späteren Zeit, in der man sich nicht genug tun konnte, dergleichen Kleinzüge zum Bilde einer Persönlichkeit zu versammeln. Wir werden diesem Wesen der griechischen Charakteristik weiter unten gerecht zu werden suchen.

Demokritos.

Athen hatte in Sokrates und Platon über die Jonier Protagoras, Gorgias, Prodikos gesiegt. Aber noch war die geistige Kraft des ionischen Stammes nicht erschöpft, noch einmal hat ein gewaltiger Denker, ein Landsmann des Protagoras, etwa zu Sokrates' Zeit, bleibende, entwicklungsfähige Werte der Philosophie geschaffen. Das war der Abderit Demokritos. Ein echter Nachfahre des alten reisefrohen Joniertums hat er viele Lande durchwandert, Völker und Individuen kennengelernt, als ionischer Naturforscher beschäftigte er sich eingehend mit dem Leben der organischen Welt, mit Tieren, Pflanzen, vor allem mit dem Menschen. Jonische Objektivität ließ ihn ja auch zum „grundsätzlichen Überwinder des geozentrischen Standpunktes" werden, wie man ihn mit Recht genannt hat.

Eben über diese Anschauungsweise hat sich ein frommer christlicher Apologet entrüstet, der auch besonderen Anstoß daran nimmt, daß Demokrit die Menschen gleich Würmern aus dem Schlamm habe hervorgehen lassen. Der Philosoph aber ist dabei nicht stehen geblieben, er hat in Verfolgung älterer ionischer Versuche[1] die erste umfassende Kulturgeschichte des Menschen gegeben, die eine wirklich wissenschaftliche genannt werden darf. Für ihn war der Mensch im Anfange ein vollkommen hilfloses Wesen, er lebte wie das

[1] Vgl. S. 53; 89.

Tier, allen Unbilden der Witterung preisgegeben, seine Sprache bestand in unartikulierten Lauten. Die große Bedürftigkeit zwang ihn, sich Hilfsmittel zu verschaffen, er fand das Feuer, er nahm das Tier zu seinem Lehrmeister, ahmte webend die Spinne, bauend die Schwalbe nach; Hand, Rede und Scharfsinn halfen weiter, es entstanden die Künste und eine gegliederte Sprache; die Beobachtung der Himmelserscheinungen endlich schuf die Anfänge der Religion. Dieser großartige Entwicklungsgedanke des ionischen Forschers ist von tiefem Einfluß auf die denkende Nachwelt geblieben, bis man es aus religiösen Bedenken als unwürdig empfand, daß der Mensch einst dem Tiere so nahe gestanden haben sollte.

Nüchternes Studium des Menschen, den der große Physiolog zum ersten Male einen Mikrokosmos, eine „kleine Welt" nannte, und ein warmes Empfinden für das Glück der Sterblichen bezeichnen Demokrits Wesen. Wohl macht manche seiner ethischen Beobachtungen und Forderungen keinen gerade neuen und originellen Eindruck, aber es kam ihm überhaupt nicht darauf an, schlagende Sätze mit anspruchsvoll funkelnder Pointe zu bilden. Sein ethisches Ziel war die Verbreitung der „Wohlgemutheit" unter den Menschen, die Herstellung einer harmonisch abgetönten Stimmung; dazu mußte er ihnen die Fehlgriffe, die sie in falscher Beurteilung der irdischen Dinge, in schlechtem moralischen Dasein begingen, zeigen, überhaupt ein Bild des Lebens vor ihnen aufrollen, wie es meistens ist und wie es besser zu gestalten wäre. So verfuhr er nicht unähnlich den Sophisten.[1] Da lesen wir denn bei ihm die schärfsten Urteile über das menschliche Dasein als Ganzes wie über seine einzelnen Erscheinungsformen. Demokrit meint, der Leib könne mit vollem Rechte einen Prozeß gegen die Seele anhängig machen, und diese müsse dabei

[1] Vgl. S. 90.

Verurteilung finden, weil sie den Leib durch Vernachlässigung zu Grunde gerichtet oder durch ungeregelte Triebe zerstört habe; er sieht, mit welcher Mühe der Mensch sich Edles erarbeitet, während das Unedle ihm von selbst zuteil werde und wider Willen den Schwachen zwinge; er beobachtet verachtungsvoll die Menschen in ihrer kläglichen Todesfurcht, rügt die Lebensgier selbst der Unglücklichen, die das Leben hassen; er nennt das Alter eine Verstümmelung am ganzen Leibe, weil an jedem seiner Besitztümer etwas fehle. Die menschliche Selbsttäuschung durchschauend, sieht er in der Anhäufung allzugroßen Besitzes für die eignen Kinder nur einen Deckmantel gewöhnlicher Habgier; er weiß, daß viele schändliche Gesellen sehr vernünftige Reden führen; er erkennt, daß Kinder karger Väter, wenn sie deren Vorbild nicht befolgten, regelmäßig zu Grunde gingen. Aber alle diese Ergebnisse sollen nur zur Vermeidung von Torheit und Schlechtigkeit dienen. Und anderseits weist er, nicht etwa nur aus Optimismus, auch auf höchst erfreuliche Erfahrungen am Menschen hin. Denn es zeugt von eindringender Beobachtung des wirklichen Lebens, wenn Demokrit Persönlichkeiten von wohlgeordnetem Charakter auch ein harmonisches äußeres Dasein nachrühmt, wenn er auch auf das Vorteilhafte der Wahrhaftigkeit hinweist und in der Selbstbeherrschung eines Vaters die beste erzieherische Beeinflussung der Kinder erblickt. Ethik und Psychologie führen so zu einem Lebensideal, dessen Erreichung der Philosoph in dieser Weise schildert: „Wohlgemutheit erringen sich die Menschen durch Mäßigung der Lust und Harmonie des Lebens. Mangel und Überfluß aber pflegt umzuschlagen und große Erregungen in der Seele zu verursachen. Die in starken Gegensätzen sich aufregenden Seelen sind weder beständig noch wohlgemut. Man muß also sein Denken auf das Mögliche richten und sich mit dem Vorhandenen begnügen, ohne der Beneideten und Be-

wunderten viel zu achten und in Gedanken ihnen nachzujagen. Vielmehr muß man auf die Lebensschicksale der Trübsalbeladenen schauen und sich ernstlich ihre Leiden vergegenwärtigen, auf daß Dir Deine gegenwärtige Lage groß und beneidenswert erscheine, und es Dir nicht begegne, Schaden zu erleiden an Deiner Seele über der weiterschweifenden Begier nach mehr . . . Hältst Du Dich also an diese Einsicht, so wirst Du wohlgemuter leben und in Deinem Leben nicht wenige Gespenster verscheuchen: Neid, Eifersucht und Verbitterung." (Übersetzung fast ganz nach Diels.) —

So redet Demokrit zu den Menschen und sorgt für das Glück des Individuums. Die Sophistik hatte das philosophische Denken auf den Menschen hingelenkt, Sokrates diesem Individualismus erst seine eigentliche feste Grundlage gegeben; Sokrates vor Augen schuf Platon das Bild des wahren Weisen, zu dem er die Porträts so mancher Weisheitskrämer in Gegensatz stellte; er wies dem Menschen, den er auf seine Weise beobachtete, hohe, überirdische Ziele. Demokrits Studium der Menschen ist wieder ionisch, naturwissenschaftlich, seine Ethik ist intellektualistisch, ohne den attischen Idealismus. Im Gegensatz zu Platons begrifflichem Denken hat dann Aristoteles gerade Demokrit gepriesen, er selbst der Schöpfer einer neuen Menschenkunde.

8. Die spätere Rhetorik, Geschichtschreibung und Rede.[1]

Wir haben für das 5. Jahrhundert die Wechselwirkung zwischen dem Auftreten bedeutender Persönlichkeiten und der Persönlichkeitsdarstellung betont; dasselbe gilt in noch

[1] Ich trenne hier mit bewußter Absicht die Rhetorik von der Rede durch die Geschichtschreibung, weil die Rhetorik nicht weniger auf die späteren Geschichtschreiber als auf die Redner gewirkt hat.

höherem Grade für das vierte. In diesem machen sich namentlich bedeutendere monarchische Erscheinungen geltend, von Agesilaos an bis auf die Zeiten Philipps; ihren Spuren folgt die Geschichtschreibung, die Rhetorik, die jene aufs schärfste zu beeinflussen beginnt und, wie wir gesehen haben, schon eine Reihe von Charakterschemen zum praktischen Gebrauche aufgestellt hatte, folgt ein neues Genre, die politische Broschüre.

Isokrates, der bedeutende und selbstbewußte Schöpfer dieser Literaturgattung, hat sich noch zu Beginn seiner Laufbahn in der Prozeßrede versucht. Aber ihm fehlte die unvergleichliche Biegsamkeit des Geistes, mit der es einem Lysias gelang, sich in die Lage und Persönlichkeit der jedesmal von ihm vertretenen Partei völlig hineinzudenken. Isokrates' Prozeßreden entbehren durchaus dieses persönlichen Reizes; in der Hauptsache weltfremd, sind sie in einem Tone gehalten, der Isokrates' Klienten in keiner Weise von Nutzen sein konnte. Der Redner hat derartiges selbst empfunden und von dieser seiner Tätigkeit, die ihm im Grunde unsympathisch war und blieb, bald Abschied genommen. Sein Gebiet wurde die politische Broschüre; hier schuf er sich eine hervorragende Stellung, deren große geschichtliche Bedeutung die Wissenschaft unserer Zeit mehr und mehr zu erkennen gelernt hat.

So wenig Isokrates Philosoph war, so mißmutig ihn später die gewaltige Entwicklung der platonischen Schule stimmte, so stark mußte doch auch auf ihn, wie man richtig beobachtet hat, die Menschendarstellung der sokratischen Dialoge wirken. Er vermißte prosaische Schriften, die sich mit dem ganzen Leben eines Mannes beschäftigten. Nicht mit Unrecht; denn die wunderbare Ausmeißelung des Sokratesbildes, wie sie Platon in einem Dialog nach dem andern schuf, blieb doch nicht der Hauptzweck des Philosophen. So unternahm es Isokrates, ein neues literarisches Genre

schaffend, eine geschichtliche Persönlichkeit aus der Gegenwart darzustellen.

Er hatte schon in einer Prozeßrede dazu eine Vorstudie gemacht, indem er dem vielfach angefochtenen Alkibiades, über dessen Wesen sich die damalige Zeit den Kopf zerbrach, eine Art Rettung widmete, die aus dem genialen Athener ein recht farbloses Idealbild schuf. Jetzt erklärte er seinen Entschluß, durch eine prosaische Lobrede die übliche dichterische Verherrlichung Verstorbener abzulösen, indem er einem auswärtigen Kleinkönige eine Schrift zusandte, die den Preis von dessen Vater verkündete.

Es ist ganz gleichgültig, daß dieser so gefeierte Fürst eine moralisch recht fragwürdige Gestalt war. Denn eine Lobrede kann nie eine Charakteristik sein. Sie geht immer, wie schon Aristoteles richtig betont hat, von abstrakten Forderungen aus, deren Erfüllung durch die Persönlichkeit, der die Rede gilt, gepriesen wird. Und Isokrates war, als echter Attiker wie auch vielleicht noch unter dem Einflusse der Sokratiker, mehr als geneigt, die höchsten sittlichen Ideale aufzustellen und alle Tugenden in reinster Form bei diesem kyprischen Könige Euagoras zu entdecken. Dazu wird die preisende Biographie auch noch unter die Herrschaft eines Grundsatzes gestellt, den Isokrates der Sophistik verdankte und in seiner eignen Tätigkeit bestätigt finden konnte. Hatte jene, wie wir früher gesehen, die notwendige Verbindung einer guten Anlage mit gründlicher Erziehung betont, so sucht der Rhetor hier den Nachweis zu führen, wie gut es dem von ihm Gepriesenen gelungen sei, seine trefflichen Gaben durch Selbsterziehung zu entwickeln. Damit wird nun, wie J. Bruns vorzüglich ausgeführt hat, ein Schritt von kulturhistorischer Bedeutung vollzogen: die geschilderte Persönlichkeit erscheint als eine gewordene. So übertrieben und unplastisch die Lobrede, im Grunde ja nur eine Karikatur des Gefeierten, auch bleibt, so war doch mit

diesem Vorgehen ein neues Mittel zur Veranschaulichung eines Lebensbildes gewonnen, ein Mittel, dessen sich denn auch die Folgezeit bedient hat.

Es bezeichnet das Wesen dieser Lobrede, wenn ihr Autor bekennt, daß ihm eigentlich jede Leistung seines Helden wahllos als die größte erscheinen wolle. Nur ein Preis ist individueller. Isokrates rühmt den in Wahrheit sehr nüchternen und grundsatzlosen Tyrannen, weil er als erster unter seinen Standesgenossen in Reichtum und Wohlleben zu philosophieren verstanden habe. Damit wird die Forderung der gleichzeitigen Philosophie, der Ruf nach dem philosophierenden Könige, als erfüllt und befolgt erklärt.

Isokrates hat das einmal gefundene Genre der Lobrede selbsttätig noch weiter ausgeführt und verfeinert. Denn es darf nicht geleugnet werden, daß er im Laufe der Zeit der an sich ja sehr fragwürdigen Schriftengattung neue Züge zu geben verstanden hat. Im Preise des athenischen Feldherrn Timotheos wird auch einmal ein Fehler, eine Kehrseite seiner Tugenden, nicht unerwähnt gelassen und somit ein Anfang zu einer wirklichen Charakteristik gemacht. Auch in seiner Zuschrift an den makedonischen König Philippos gelingt es ihm, freilich kein Wunder einer solchen Persönlichkeit gegenüber, individuellere Töne zu finden. Mit vollem Recht weist er auf den Herrscher als den Mann der unerwarteten Handlung hin; er faßt seinen ganzen geschichtlichen Persönlichkeitswert in dem schlagenden Worte zusammen, daß er Staatsmann und Feldherr in einer Person sei. Und wenn er auch die Vorwürfe der Feinde des Makedoners, den Tadel seiner gänzlichen Unzuverlässigkeit, nur anführt, um solches zu widerlegen, so wird doch auch dadurch das ganze Bild lebensvoller ausgestaltet.

Vom Enkomion, dem Lobe geschichtlicher Gestalten, führte nun kein sehr weiter Schritt zur Selbstdarstellung, zur Anpreisung des eignen Ichs. Isokrates hat hier aus der Not

eine Tugend gemacht. Stets um seinen Ruhm besorgt, glaubte er sich gegen persönliche Angriffe verteidigen zu müssen: so ward er durch die eingehende Abwehr dieser Polemik zum Schöpfer der Selbstbiographie, die ja noch so oft im Laufe der Zeiten zur Selbstrettung geworden ist. In unselbständiger Anlehnung an die platonische Apologie gibt der Rhetor ein Bild der eignen geistigen Persönlichkeit, um durch die breite Ausmalung seiner Vorzüge der von ihm schon so lange quälend empfundenen und gelegentlich auch schon bekämpften Verkennung seiner Eigenart ein Ende zu bereiten: auch dies ein Fortschritt des Individualismus der Epoche, wenn auch in ziemlich unerfreulicher Erscheinungsform.

Auch der sogenannten Mahnrede hat Isokrates eine neue Verwendung gegeben. Richteten sich diese „Paränesen“ mit ihrer Spruchweisheit ausschließlich an den Menschen überhaupt, so wendete sich Isokrates mit seinen politischen Mahnungen an eine bestimmte Persönlichkeit, an den kyprischen König Nikokles, der ebensowenig ein geneigtes Ohr für solche Sprüche der Monarchenerziehung besaß, wie sein Vater Euagoras jene Lobrede verdiente.[1] In solchen Mahnsätzen, wie sie die Moralliteratur der Griechen schon kannte, zeigte sich in der Regel eine gute Kenntnis des menschlichen Daseins. Diese besitzt nun Isokrates sonst nicht gerade in hervorragendem Maße. Aber er ist ein Politiker von ebenso starkem Ahnungsvermögen wie von feiner Empfindung für das Notwendige. Und beides gibt ihm hier ein scharfes Auge auch für das Dasein und die Stellung eines Monarchen. So rät er ihm nicht verschwenderische Großmut im Einzelfalle, sondern vielmehr allgemeine Großzügigkeit an; er sieht im sittlichen Leben am Hofe das maßgebende Beispiel für die Untertanen; er verlangt von Nikokles

[1] Ich bemerke, daß ich hier nicht in chronologischer Reihenfolge vorgehe, denn die Mahnrede geht dem Enkomion auf Euagoras voraus.

Freundlichkeit mit Ernst gepaart, so daß dieser nicht zur Kälte, jene nicht zur unwürdigen Herablassung führe.

Diesem Versuch einer Monarchenerziehung läßt Isokrates einen pädagogischen Aufruf an das beherrschte Volk in der Form einer Mahnrede des Nikokles an seine Untertanen folgen. Hier haben wir nun, höchst charakteristisch für die ganze Zeit, ein volles Bekenntnis nicht nur zur Monarchie, sondern auch zu dem durch sie gewährleisteten Individualismus; denn mit dem Wesen des Alleinherrschers sieht der Autor eine tiefere Schätzung des Einzelmenschen verbunden.

Wie schon hervorgehoben, haben wir in unserer Zeit die Bedeutung des Isokrates als des Verfassers politischer Broschüren mehr und mehr zu würdigen gelernt. Es gilt in der Tat, sich nicht auf den rollenden Wogen der schönen Beredsamkeit des Rhetors in ein behagliches Denknichts hineinschaukeln zu lassen, sondern zu erkennen, wie stark bei dem Kunstgewaltigen auch der psychologische Scharfsinn des Politikers, der Völker, Menschen und Dinge oft so richtig wertet, entwickelt ist. Wie versteht er doch sein größeres Vaterland und seine Zeit, wenn er Griechenland schon im Jahre 380 mehr einen Kulturbegriff als einen völkischen nennt; wie trefflich kennzeichnet er den Besitzhunger der Spartaner und den athenischen Ehrgeiz; wie richtig vergleicht er die spartanische Verfassung mit einem wohlgeordneten Kriegslager. Derselbe Mann, der als Advokat sich in die Seele seiner Klienten nicht umzudenken vermochte, redet in seinem „Archidamos“ überzeugend aus der Rolle eines jungen lakonischen Prinzen heraus. Und die Stimmung seiner Zeit erkennt oder schildert er wenigstens mit großer Energie. Eine tiefe Bitterkeit ergreift ihn beim Anblick der griechischen Zustände. Keiner, klagt er, empfindet darüber Entrüstung; wohl weint man über dichterische Schilderungen des Elends, aber über wirkliches Unglück jammert man

nicht, im Gegenteil, man freut sich sogar noch mehr über die einander zugefügten Schäden als über eignes Glück. Und dem Patrioten, der mit seinem Vaterlande lebt und leidet, entfallen weitere scharfe Worte über die anspruchsvollen Weisen, die solche Empfindungen nicht teilen. —

Sein menschliches Ideal findet er in den wohlerzogenen Persönlichkeiten, die er uns, noch im höchsten Alter von 97 Jahren, ebenso liebevoll wie treffend charakterisiert hat. Wahre Bildung sieht er da vorhanden, wo Menschen mit dem täglichen Leben fertig würden und einen Blick für das Nützliche hätten, wo sie sich freundlich in den Nebenmenschen schickten, den Freuden des Daseins nicht untertan würden noch Schicksalsfällen unterlägen, vor allem aber dort, wo der Mensch sich nicht durch äußeres Glück über seinen Stand überheben ließe.

Isokrates sucht einer neu heraufziehenden Zeit als ihr politischer Pfadbereiter gerecht zu werden. Er ist ein höchst merkwürdiger Vertreter einer Übergangszeit. Weder Redner im eigentlichen Sinne noch Geschichtschreiber, hat er doch Redner und Historiker ausgebildet; kein Philosoph, war er doch echter atheniſcher Ethiker; ohne wirkliche Menschenkunde, arbeitete er am Ausbau der Charakteristik und der Biographie. Und der hochentwickelte Individualismus der kommenden Epoche findet eine seiner Wurzeln auch in Isokrates.



An Isokrates' „Euagoras" hat Xenophon in seiner Lobrede auf den König Agesilaos Anschluß genommen. Daß wir dieses Enkomion trotz der Geringwertigkeit des ganzen Genres menschlich soviel zusagender finden als die Schrift auf jenen Ehrenmann von Cypern, liegt in dem nahen persönlichen Verhältnis des Spartanerkönigs und des

athenischen Offiziers begründet. Wir haben es gegenüber jenem trüben Regentenspiegel hier mit einer Reihe individueller Züge, mit der Zuverlässigkeit, Unbestechlichkeit, der sittlichen Enthaltsamkeit, den militärischen und staatsmännischen Leistungen und anderen Vorzügen des Gefeierten zu tun, die noch durch persönliche Mitteilungen aus seinem Leben unterstützt werden. Die Feder führt ein Durchschnittssokratiker, der, wie auch seine Schriften über seinen Lehrer zeigen, ein dankbares und auch selbstbewußtes Gefühl dafür besaß, mit einem großen Manne verkehrt und ihn beobachtet haben zu dürfen. Aber ein geschichtliches Beurteilungsvermögen fehlt Xenophon durchaus.

In seiner „Anabasis“ hat Xenophon als der erste Attiker geschichtliche Lebensbilder gegeben; es handelt sich um vier Persönlichkeiten, deren Schicksale er vorübergehend teilte. Eben darum aber, weil er ihre Wege nur gekreuzt hat, geben diese Schilderungen keine wirklich allseitige Wesenserfassung, geschweige denn eine objektive, geschichtliche Darstellung. Es ist bezeichnend für Xenophon, daß eins dieser Bilder eine reine Lobrede, ein anderes eine Invektive ist. So ist denn das Porträt des Kyros nach dem Muster des Enkomion entworfen; man fühlt zudem wieder Xenophons Freude, daß er selbst dem verschwenderisch freigebigen, ritterlichen Herrn so nahe gestanden. Der Söldnerführer Klearchos wird nur als Soldat gezeichnet, weil ihn Xenophon allein von dieser Seite kennengelernt hatte. Freilich, in dieser Beschränkung ist's eine glänzende Charakteristik: ein Feldhauptmann, der, ganz und gar Soldat, die Truppe in festester Hand hält, der für seine Untergebenen emsig sorgt, aber auch bei ihnen gefürchtet ist und gefürchtet sein will, der, stets finstern Antlitzes, durch eben diese Strenge selbst die Gefahr zu beschwören scheint und dann weniger abstoßend wirkt, von dem man sich aber in ruhigerer Zeit gern wieder abwendet. Denselben wesentlich militärischen

Maßstab legt Xenophon an die Persönlichkeit eines anderen Offiziers an, dessen Unsicherheit den Soldaten gegenüber er tadelt. Über den vierten seiner Feldzugsgenossen aber hat er eine Schmähschrift im kleinen verfaßt, die uns das Bild eines vollendeten Schurken vorführt. Es handelt sich hier um einen Typus, um den des vollkommenen Ungerechten, wie sich die sokratische Schule ihn vorstellte. Herrschbegierde und Habsucht erfüllen ihn gänzlich; zur Erreichung seines Zieles dient ihm völlige Grundsatzlosigkeit. Er liebt niemanden, gegen seine sogenannten Freunde intrigiert er, verlacht sie, bestiehlt sie aufs schamloseste; Schurken meidet er, Ehrliche und Brave benutzt er; die Soldaten gewinnt er durch Teilnahme an ihren Freveltaten. Die diese Invektive schließende Hervorhebung des unsittlichen Lebenswandels des Angegriffenen beweist uns, daß Xenophon eines der gewöhnlichen Charakterschemen kannte, dergleichen die Rhetorik jener Zeit aufgestellt hatte. Der echte fromme Attiker aber läßt ganz zuletzt jenen Elenden schwere Strafe für seine Sünden finden.

Der Offizier und Gutsbesitzer, den ein unruhiger literarischer Ehrgeiz zur Entwicklung großer schriftstellerischer Tätigkeit trieb, hat eine Fortsetzung des Thukydides zu schreiben gewagt. Ja, er versucht sogar, wie man beobachtet hat, dessen Objektivität nachzuahmen, indem er alles Persönliche nach Möglichkeit wegläßt und wesentlich die indirekte Charakteristik verwendet. Diese findet zunächst Ausdruck in den Reden der einzelnen Persönlichkeiten. Dabei läßt der Historiker in einem Falle mit besonderem Geschick zwei politische Gegner sich gegenseitig charakterisieren, hier durch Kritias den Theramenes als Vertreter einer Schaukelpolitik, dort Kritias durch diesen als den stets nur verneinenden Geist. Bei anderer Gelegenheit versteht er es, das zwiespältige Wesen des Alkibiades, des Vaterlandsfeindes und Vaterlandserretters, in den erregten Reden des seine Rück-

kehr erwartenden Volkes sich spiegeln zu lassen. Aber nicht selten durchbricht sein Subjektivismus, seine Liebe namentlich zu Agesilaos, von dessen Stimmungen und seelischen Zuständen überhaupt er gar zu gern Kunde gibt, durchbricht seine Freude am Beiwerk das ehrgeizige Streben, sein großes Vorbild zu erreichen.

Aber noch andere Hemmungen erlauben ihm nicht, den tiefgrabenden Griffel wahrer Geschichtschreibung zu führen. Das gilt zuerst von seiner bekannten Bigotterie. Die verzweifelte Tapferkeit z. B., mit der ein in seinem Dasein schwer bedrohter Volksstamm sich seiner Feinde erwehrt, erklärt er nicht oder doch nur mit tiefem Widerstreben psychologisch; lieber aber führt er diese Erfahrung auf die Eingebung der Gottheit zurück. — —

Den echten Xenophon finden wir dann in seinem großen moralischen Tendenzroman, der Kyrupädie. Dieses Werk sollte den Griechen das Bild eines bedeutenden, rechtzeitig und gut erzogenen Königs vor Augen führen. Aber einen wirklichen Werdegang des Kyros hat Xenophon, der sich so tief für Sokrates' Erziehungswerk an den Menschen begeisterte, nicht entwickelt. Er schildert den König in seiner Kindheit als einen altklugen Jungen und läßt ihn nur als Jüngling stiller und ernster werden; später ist er dann fast ebenso schnell, wie die Mitunterredner des xenophontischen Sokrates von ihren Irrtümern geheilt werden, zu einer erhabenen Persönlichkeit herangereift. Wirkliche Menschen und Menschenwerte erscheinen nicht vor uns. Ein sentimentaler Roman stellt die Liebe eines vornehmen persischen Paares dar; eine lustige Figur, die uns die Moralien des Buches etwas versüßen soll, spielt eine sehr gezwungene Rolle, und nur da wirkt der Schriftsteller besser, wo er als alter Soldat seine Ansichten über kriegerische Moral mitteilt oder als Kenner des Auslandes von den Sitten der Perser, z. B. ihrem feinen Benehmen bei Tische,

berichtet. Wie wenig aber Xenophon psychologische Probleme überhaupt erkannt hat, bezeugt besonders seine Einführung des Krösus, der hier gleich von vornherein der Weise ist, den Herodot doch erst vor unseren Augen entstehen läßt.

Eine politisch-moralische Schrift ist Xenophons „Hieron“, in der man wohl eine Vorstudie zur Kyrupädie gesehen hat. Ihr Thema, die Frage nach den Vorzügen und Nachteilen der Tyrannenherrschaft, beschäftigte damals die sokratischen und sophistischen Kreise und ward in der Regel, wo nicht subjektive Anschauungen und Wünsche wie bei Isokrates sich geltend machten, zu Ungunsten der eigentlichen Tyrannis beantwortet. Mit Nachdruck hob man da besonders die allgemeine Unsicherheit und Unaufrichtigkeit in der ganzen Umgebung eines solchen stets vom Mörderdolch und von Familientücke bedrohten Herrschers hervor. Diese typischen Züge scheint der Moralist Xenophon vertieft zu haben. Er zeigt uns den Tyrannen in gleicher Furcht vor der Einsamkeit wie vor der Menge, weist uns auf die Angst auch der dem Throne Nahestehenden hin und vergleicht plastisch die Untertanen eines solchen Selbstherrschers mit einem wilden Rosse, das man sich zwar scheue zu reiten, aber auch nicht töten möge. — Derartige Betrachtungen über das Wesen der Monarchie, über den guten und schlechten König, solche Herrscherspiegel haben bis auf die letzten Zeiten des Altertums in steter Erneuerung Darsteller und Leser gefunden.

Xenophon ist ein fesselndes Individuum, aber ein Individualist nur insofern, als er sich dem Eindrucke großer und bedeutsamer Persönlichkeiten seiner Zeit nicht entziehen konnte noch wollte. Das quellende Leben seiner Epoche hat er nur quantitativ zu erfassen vermocht, eine wirkliche, qualitative Würdigung ihrer menschlichen Erscheinungen wurde ihm unmöglich gemacht durch seinen gedankenlosen Götter-

glauben, seine hausbackene Moral, seine persönliche Eitelkeit. — —

Es kennzeichnet, wie schon angedeutet, die ganze Zeit und ihren Individualismus, daß die Frage nach Alkibiades' Wesen nicht zur Ruhe kommen will. Wie die problematische Natur des Themistokles das 5. Jahrhundert beschäftigt und endlich durch Thukydides ihre Deutung gefunden hatte, ebenso, ja noch weit mehr suchte man im vierten die dämonische Erscheinung des Alkibiades zu ergründen. Wir haben die Spuren dieses Studiums schon mehrfach gefunden. Aber noch ein Zeugnis liegt vor. Wir besitzen etwa aus dieser Zeit eine fingierte Rede, die man im Altertum dem Andokides zugeschrieben hat, eine Invektive gegen Alkibiades, die die Ruchlosigkeit seines ganzen Treibens grell beleuchtet. Man hat sie nicht ernst nehmen wollen und in diesem Pamphlet eine Art versteckter Lobrede, die gerade dem zwiespältigen Charakter des Genies gerecht werde, erblicken wollen. Schwerlich mit Recht; denn der ungeheure Mutwille, von dessen Einzelbetätigungen der Redende hier Bericht gibt, hat kaum auf den Sprecher so erheiternd gewirkt wie auf die Bewunderer des Angegriffenen. Die Rede ist trotz ihrer Fiktion durchaus ernst gemeint; sie soll gerade die widerlegen, die im Hinblicke auf die gewaltigen Leistungen des Mannes ihm seine Exzentrizitäten gern verziehen. Eine solche Stimmung war vorhanden; seit den Zeiten der Sophisten und des Euripides hatte man gelernt, den Menschen individuell zu betrachten. Diese Rede aber wandelt in den Bahnen rein attischer Ethik.



Der individualistische Trieb der Zeit gewinnt in der Geschichtschreibung verstärkte Macht durch Theopompos von Chios, den Sohn eines Stammes, dessen psychologische

Studien wir ja so oft verfolgt haben. Für ihn gibt es fast nur noch einzelne gebietende Persönlichkeiten, leitende Männer, in deren Seelen der Jonier zu lesen sucht, überall nach den Beweggründen ihres Handelns spähend. Zugleich aber ist der Historiker der Schüler des Isokrates. Bei ihm gewinnt er seine moralisierende Betrachtungsweise, legt er die Scheuklappen des Lob- und Tadelredners an. Eine geschichtliche Beurteilung im eigentlichen Sinne kannte er nicht, er behandelte die von ihm geschilderten Persönlichkeiten nach ihren rein menschlichen Seiten, er lobte den Makedoner Philipp, in dem er einen der wundersamsten Männer Europas erkannte, laut, ohne ihm auf der andern Seite Vorhaltungen über seine Sittenlosigkeit und Roheit zu schenken. Aber er tadelte überhaupt weit häufiger als er lobte, namentlich auch da, wo er nach ionischer Weise die Individualität einzelner Völker schilderte: hier war er groß in der Ausmalung unsittlicher fremder Gebräuche. So steht er schon in einem gewissen Zusammenhange mit den Peripatetikern, für die solche Themen eine starke Anziehungskraft besaßen (Vgl. S. 206). Aber die feine Kunst der aristotelischen Charakteristik scheint ihm trotz allen Seelenspürens nicht eigen gewesen zu sein; der individualistische Trieb der Zeit erscheint in ihm auf falschem Wege. --



Wie Isokrates es bald aufgab, mit dem Ausländer Lysias im Zivilprozesse zu wetteifern, so hat überhaupt die ganze private Beredsamkeit der Athener niemals die Bedeutung des Sikelioten auf diesem Gebiete erreicht. Dies zeigt auch wieder Isaios, von dem noch ein Demosthenes gelernt hat. Man kann diesen Advokaten, dessen erhaltene Reden mit nur einer Ausnahme ihren Tummelplatz in Erbschaftsangelegenheiten finden, nur einen keineswegs immer sehr gewandten Rechtsverdreher nennen. Denn ob-

wohl er jeden Nerv anstrengt, um der von ihm vertretenen, zuweilen sehr üblen Sache durch den Preis seines unvergleichlich guten und selbstlosen Klienten wie durch die schonungslose Herabsetzung des Gegners zum Siege zu verhelfen, so verhüllen alle solche Verkleidungen doch oft genug nicht das wahre Wesen der Parteien. Es kann dementsprechend geschehen, daß dabei eine Charakteristik wider Willen herausspringt, wenn z. B. ein Erblasser, dessen sich der Sprecher mit besonderer Liebe annimmt, sich als eine ganz schwache Persönlichkeit herausstellt. Aber der Begriff der Charakteristik darf überhaupt nicht auf diese Reden angewendet werden, die ganz andere Zwecke verfolgen, hier dem Wesen des pietätvollen Verwandten gerecht werden wollen, dort nach bekanntem Schema den Rechtsgegner beschimpfen. Nur die Erbschaftsjäger, jene plötzlich auftauchenden trauernden Hinterbliebenen oder Adoptivsöhne eines Verstorbenen, sehen wir gelegentlich glänzend charakterisiert. Aber das Leben selbst trug Isaios solche Bilder entgegen, und er verdient darum kein besonderes Lob: als Diener und wiederum auch Feind der Habsucht hat er bald seine Augen fest geschlossen, bald weit geöffnet.



Nur in ganz äußerlichem Zusammenhange darf hier Demosthenes auf Isaios folgen. Denn selbst in seinen Privatreden ist er eine durchaus andere, höhere Erscheinung. Er hat zwar auch schlechte Sachen vertreten, wie damals fast jeder attische Advokat, und sogar kurz nacheinander denselben Mann nachdrücklich verteidigt wie heftig bekämpft, aber der Ernst, mit dem er alles anfaßt, die für ihn charakteristische Bitterkeit, die er auch bei diesen Sachen betätigt, läßt uns darüber hinwegsehen, daß Demosthenes neben seinem hohen politischen Berufe auch ein keineswegs immer einwandfreies Gewerbe trieb.

Man hat dem größten attischen Redner geringe Menschenkenntnis nachgesagt. Das ist unzweifelhaft in der Hauptsache richtig. Weder Beobachtungen über das Menschenleben noch Einzelschilderungen überragen bei ihm irgendwie das Mittelmaß der rednerischen Praxis, der ja, wie wir mehrfach betont haben,[1] eine Menge derartiger Schemen zu Gebote stand. So haben denn Gemeinplätze wie der über das große Übel eines bösen Nachbars, Charakteristiken wie die eines Mannes, der gleich einem Skorpion mit aufgehobenem Stachel über den Markt geht, eines Menschenfeindes, der sich mürrisch an den Häusern entlangdrückt, nichts von demosthenischer Originalität. Und derselbe traditionell moralische Anklägerton begleitet den Redner selbst dann, wenn das Betragen der Gegenpartei einmal eine recht erheiternde Seite zeigt. Demosthenes vertritt einen Kläger, der von einer Gesellschaft betrunkener junger Leute durchgeprügelt worden ist. An diesem Akt hat sich auch ein mutwilliger Greis beteiligt, der seinem triumphierenden Spott über den Niedergeschlagenen nach Art eines siegreichen Hahnes Ausdruck gab. Diese Albernheit nimmt nun Demosthenes tief tragisch und hält wahrhaftig jenem verruchten Alten sein Benehmen als ein erzunsittliches vor. Wie ganz anders fand sich ein humoristischer Hypereides mit solch einem Falle ab![2]

Aber Demosthenes blieb in der Beschränkung Meister. Sein heldenhafter Kampf gegen Philipp, die dazu notwendige Aufrüttelung des athenischen Volkes verlangten von ihm die Kenntnis von Freund und Feind. Und die Kennzeichnung beider wird zu einer Ruhmestat attischer Charakteristik.

Ob das von Demosthenes entworfene Bild des Makedonerkönigs der Wirklichkeit entspricht, ist hier ebenso gleichgültig, wie es uns die Frage nach der Echtheit des Euagoras-Por-

[1] Vgl. oben S. 111; 152.
[2] Vgl. S. 162.

träts war. Denn das Bild ist einheitlich und hat tausende von Athenern immer wieder überzeugt, ja bis auf den heutigen Tag seine Wirkung noch nicht verloren. — Der Redner schildert den Gegner in seiner ganzen Gefährlichkeit. Er ist der schlimmste Feind der hellenischen Freiheit, er will herrschen und wird sovieler Gegner dadurch Herr, daß er immer gleich mit seiner stets fertig gerüsteten Macht zur Stelle ist. Er greift mutig nach den bereitliegenden Kampfpreisen, er weiß Natur und Klima zu benutzen. Jeden, der ihm traut, betrügend, gibt er bald nach, bald — und das ist sein wahres Gesicht — droht er, bald spielt er den Menschenfreund, um wieder, wenn er als Herr auftreten darf, große Roheit zu zeigen. Diese ist seines Wesens Kern; dafür zeugt sein wildes Privatleben mit seinem wüsten Gefolge, sein Mangel an Verständnis für wirkliche Güter des Geistes. So hat Demosthenes' hellseherischer Haß die Gestalt Philipps vielleicht zu einem plastischeren Gebilde herausgearbeitet, als es seinem Zeitgenossen Theopomp gelungen sein mag. Die Liebe aber, diese oft so zornige Liebe zu seinem athenischen Volke, hat ihm eine nicht weniger geschlossene Charakteristik seiner Vaterstadt eingegeben. Wieder betonen wir, daß ihre objektive Wahrheit hier für uns nicht in Frage kommt. Demosthenes verkennt zunächst nicht die alten Tugenden Athens, der große Strafprediger will nicht ungerecht sein. Er preist den Idealismus seines Volkes, das nie Wert auf Reichtum, wohl aber stets auf den Ruhm gelegt habe, er sieht daher in den Leichenreden, den Ehren, den Agonen das rechte Wesen der Stadt; er weiß, daß die Athener in der hohen Geltung stehen, Griechenlands Rechte nicht um des Gewinnes willen preisgegeben zu haben. Und so appelliert er denn wohl an das stolze Bewußtsein seiner Landsleute, um sie zum Kampfe gegen Philipp als zu einer Ehrensache anzuhalten. Aber dies geschieht freilich selten genug. Denn in der Hauptsache zeigt ihm der athenische Volkscharakter recht dunkle

Seiten. Da sitzen sie zu Hause, hören die Redner auf einander schimpfen, bilden sich auf die eifrige Besorgung städtischer Angelegenheiten, auf die Herstellung von öffentlichen Anlagen und dergl. Gott weiß wieviel ein, zanken sich, tauschen ihre Überzeugungen aus, rühmen ungemessen ihre Vorfahren und verschieben die Pflichterfüllung, „um die Dinge erst aus der Nähe anzusehen". Solche Untätigkeit hat in steter Fortsetzung Philipp erst groß gemacht. Natürlich aber: man prüft in diesem faulen Athen herbe die Leistungen der Anderen, nur über sich selbst ist man in tiefster Unklarheit und freut sich selbstgefällig an den Rednern, die dem Volke nach dem Munde sprechen. Auf eine Alarmnachricht hin wird dann freilich in krampfhafter Eile eine starke Rüstung beschlossen, aber dabei bleibt man denn auch stehen, man wartet, schwächt das Unternehmen ab, weil Philipp krank gesagt wird, und der richtige Zeitpunkt ist wieder einmal dahin. Dann heißt es freilich nachher: Ach Gott, wer hätte das geglaubt, man hätte dies und jenes tun müssen! Aber so geht es, wenn man den sonst bei den Menschen üblichen Brauch, sich vor dem Handeln zu beraten, ins Gegenteil umkehrt. Der ganze Kampf mit dem Feinde macht den Eindruck einer Boxerei unter Barbaren, die sich stets nach der von der Faust des Gegners getroffenen Stelle fassen. Die Stimmung Athens gegen den Feind ist denkbar kläglich; in voller Harmlosigkeit vergißt man Philipps Frevel und sieht in ihm einen Freigebigen, traut seinen Versprechungen; bezeichnet jemand ihn als die schuldige Ursache des athenischen Unglücks, so widerspricht man dem Redner zwar nicht, aber ärgert sich über ihn. Allein bei den Athenern herrscht Straflosigkeit für den, der sich zu Gunsten des Feindes ausspricht. Dagegen zürnt man bei Fehlschlägen immer dem, der zuletzt über die Sachlage geredet hat, und hält sich an die unglücklichen Feldherren. Athen ist krank, genießt eine Kost, bei der man weder leben noch sterben kann. — —

Oft genug haben Patrioten und namentlich Satiriker ihr Volk als Einzelindividuum geschildert resp. karikiert. Niemals aber ist wohl mit tieferer Hingabe und einheitlicherer Kunst das Bild des eignen niedergehenden Volkes gemalt worden. — —

Dagegen vermag Demosthenes weder seinen Feind Aischines noch andere politische Gegner zu schildern. Sie erscheinen bei ihm als wahrhafte Scheusale, d. h. ohne jede wirklich charakteristische Linie und Farbe. Nicht viel besser ist es ihm mit der eignen Person gelungen. Sein stetes Selbstlob bleibt zuletzt nichtssagend, und nur, wenn er einmal den Spott seiner Feinde über den „verdrießlichen Wassertrinker" anführt, fällt ein flimmerndes Licht auf die starren Züge seines Selbstporträts. —

Dem nicht ganz rassereinen Demosthenes steht der echte Grieche Aischines gegenüber, der als früherer Schauspieler einen scharfen Blick für das Charakteristische und die Fähigkeit zu dessen Darstellung besaß. So gelang es ihm, ein Porträt seines Feindes Demosthenes zu geben, das man nicht mit Wilamowitz als ähnlich zu bezeichnen braucht, um es doch als ein durchaus künstlerisch geschlossenes zu empfinden.

In der Tat kommt ein Charakter heraus, wie man ihn selbst in der griechischen Komödie und auch Geschichtschreibung nur selten trifft. Eine Vielseitigkeit im Schlechten findet meisterhafte Darstellung. Demosthenes ist taktlos und aufdringlich, dazu ein gewaltiger Renommist, der sich verschwört, Philipp bei der Audienz den Mund zuzunähen, dann aber vor dem Könige selbst in die allerschwerste Verlegenheit gerät, sich und seinen Staat aufs peinlichste blamiert, ein Mensch ohne alle Selbstachtung, durch und durch perfide, heute ein erbitterter Feind des Makedonerkönigs, morgen sein würdeloser Schmeichler.

Prahlsucht, Plumpheit, Feigheit, Verlogenheit werden in ihrer Verbindung hier aufs glänzendste charakterisiert.

Der Individualismus der Zeit gewinnt in beiden höchst ungleichen Gegnern verschiedenen Ausdruck. Aischines schildert eine ihm verhaßte Persönlichkeit mit feinster Psychologie und hoher Kunst bis in kleine Züge hinein; Demosthenes kommt es nur auf die Charakteristik des großen Feindes seines Volkes und dieses Volkes selbst, dem er einen hellen Spiegel vorhält, an. Beide Redner haben, jeder auf seine Weise, ein Meisterwerk geschaffen.

Auch noch in der Erscheinung eines dritten Redners gewinnt der Zeitgeist Ausdruck. Das ist Hypereides, ein eleganter und geistreicher Mann. Wie er ganz gegen die bisherige Gewohnheit der attischen Leichenredner am Grabe der gefallenen Athener auch den Ruhm des getöteten Feldherrn verkündete, so machte er auch den allgemeinen Brauch nicht mit, sich vor Gericht ganz mit der Sache seiner Klienten zu identifizieren. Auch er läßt es in einer Klage gegen ein abgefeimtes Schurkenpaar an sittenrichterlichem Ernste nicht fehlen, aber man merkt seiner individuellen Schilderung nur allzu deutlich ein geheimes humoristisches Behagen an jenen Übeltätern an. Wir begreifen, warum die Athener dem feinen Lebemann, der uns fast schon wie der Sohn einer späteren Zeit erscheinen will, eine sehr gewagte Verteidigung seiner schönen Klientin, der Hetäre Phryne, zutrauten.



Seit der Sophistenzeit beherrscht die Persönlichkeit das Interesse der Historiker, Redner, Philosophen: die Gestalten des Alkibiades, Agesilaos, Euagoras, Hieron, Philipp, Demosthenes — Sokrates beschäftigen das Nachdenken; charakteristisch ist dabei, wie die Streitfrage über einzelne Erscheinungen fortgesetzt nicht zur Ruhe kommen will. Dieses

attische Zeitalter kennzeichnet nun, wie öfters bemerkt, ein stark ethisches Wesen, das gegenüber der intellektualistischen Anschauungsweise der Sophisten sich siegreich behauptet, während wieder der große Jonier Demokrit in der Weise seines Stammes Menschenforschung treibt. — Die Kunst der Charakteristik wächst schnell heran. Die Sophisten, Platon, die Geschichtschreibung, die Rhetorik und Rede entwickeln sie, die, obwohl sie bei den Rhetoren auch schon als ein Handwerk betrieben wird, in ihren besten Leistungen immer noch eine Kunst bleibt; zu einer Wissenschaft wurde die Charakteristik erst in der Folgezeit.



Hellenistische Zeit



1. Die Philosophie.

Die griechische Wissenschaft ist eine Schöpfung der Jonier und der Peripatetiker. Umfassend waren die Jonier, auf vielen Gebieten tätig, vorgegangen; noch in Demokrit tritt der gleiche Trieb hervor. Auch ihre Kunde vom Menschen zeigt die ihnen eigne umspannende Arbeitsweise. Der Erbe dieser Vielseitigkeit ist Aristoteles, Demokrits Bewunderer, der in seiner Person die von den Joniern geschaffenen und entwickelten Einzelwissenschaften umschließt und auch die Menschenkunde, fern vom reinen Ethizismus der Attiker, auf eine neue Grundlage gestellt hat. Von ihm und seinen Schülern ist das Studium des menschlichen Wesens und die Charakterkunde bis auf späte Zeiten beeinflußt worden.

Aristoteles und seine Schule.

Der kühle Weise von Stagiros, der ruhige Beurteiler der Menschen und Dinge, der in seinen prosaischen Schriften nur für wissenschaftliche und philosophische Erkenntnisse warme Worte findet, hat, gerade weil seinem naturforschenden Blicke der Mensch wie das Tier von gleichem Interesse war, dem Dasein der Sterblichen allereingehendste Betrachtung gewidmet. Mit seiner Tierkunde verbindet er eine Anatomie des Menschenleibes; wie sein großes Werk über die Tiere durch viele Spezialstudien unterstützt wird, so wendet er in mannigfachen Schriften seine Aufmerksamkeit allen Seiten des menschlichen Wesens, physiologisch, psychologisch, ethisch, geschichtlich forschend zu. Im Gegensatze zu Platons Dialektik und Idealismus ist er hier reiner Empiriker und Morpholog; in immer wieder erneutem Nachdenken prüft er des Menschen Eigenart; ohne einen Abschluß vorauszusehen, beleuchtet er das große Problem bald von dieser, bald von jener Seite.

Mit ruhigstem Herzschlage verweilt er bei seines Gleichen, von keinem menschlichen Affekt, den er untersucht, ergriffen, nur ganz selten einmal ironisch lächelnd. So schreitet er von Erscheinung zu Erscheinung, von Symptom zu Symptom, voller Interesse für die Einzelheit und gern durch erlebte Fälle und auch wohl durch Anekdoten die Erkenntnisse illustrierend.

Aristoteles' große Ruhe und überlegene Objektivität darf uns jedoch nicht über die nur bedingte Tragweite seiner Beobachtungen täuschen. Denn mit vollem Rechte hat man ihn als Naturforscher vielfach primitiv, als Empiriker keineswegs vollendet genannt, ihm eine wirklich durchaus exakte Forschungsweise noch abgesprochen, ihm manche Folgeunrichtigkeit vorgehalten, in seiner übergroßen Polymathie eine Quelle verhängnisvoller Fehler erkannt und auch seine Neigung zu übereinfachen Erklärungen wie zur Annahme populärer Anschauungen getadelt. Auch wir werden ähnliche Mißgriffe auf dem von uns hier behandelten Gebiete bei Aristoteles wahrnehmen. Und doch wird uns die Bekanntschaft mit seinem Studium des Menschen den gewaltigen, den letzten Fortschritt zeigen, den die nun wirklich wissenschaftliche, methodische Erforschung des ganzen Menschendaseins bei den Griechen gemacht hat.

Wir wollen hier nicht in die Tiefen von Aristoteles' Psychophysik tauchen, auch nicht seine oft sehr feinen Beobachtungen über die Erinnerung und Wiedererinnerung, über die Physiologie der Träume verfolgen noch auch die Seelenlehre des Meisters aufrollen. Wir kämen damit nur in eine abschweifende Betrachtung seines Systems oder wenigstens großer Teile seiner Philosophie hinein. Es gilt vielmehr in der Hauptsache sich mit der Behandlung seiner empirischen, den Menschen beobachtenden Psychologie zu begnügen.

Ein paar Bemerkungen aber über Aristoteles' An-

schauungen von der menschlichen Seele müssen vorausgeschickt werden. Wie er zuweilen den Menschen den Bluttieren beizählt, so redet er auch von einer Tier-, ja sogar einer Pflanzenseele. Der alternde Platon hatte einen festen Zusammenhang zwischen Leib und Seele schon nicht mehr ableugnen wollen (vgl. S. 136); Aristoteles' Methode erwies nach ionischem Vorgang eine sehr viel innigere Verbindung beider. Nach ihm kann die Seele nicht ohne den Leib beeinflußt werden, noch überhaupt eine Tätigkeit äußern: Zorn, Mut, Begehren ist ohne diesen nicht möglich. Nicht die Seele zürnt, sondern der Mensch vermittelst der Seele. Wie jede Kunst ihre eignen Werkzeuge gebrauchen muß, so muß die Seele ihren eignen Leib haben, von dem sie untrennbar ist; nicht ohne Körper, ist sie selbst kein Körper. Selbstverständlich aber wird sie durch diese ihre enge Verbindung mit dem Leibe nicht herabgedrückt. Sie ist ähnlich wie die Hand, die das Werkzeug aller Werkzeuge ist (vgl. S. 53), die Form aller Formen; nach Maßgabe ihrer Kräfte verleiht ihr Aristoteles eine größere Menge von einzelnen Teilen, als Platon ihr gegeben hatte.

Dieselbe Nüchternheit, die Aristoteles' Seelenlehre auszeichnet, tritt in seiner Ethik hervor. Es gilt eine Betrachtungsweise, die, weil sie ruhig der Stimme der Natur folgt, ohne sich doch dem Rufe der Moral ganz zu versagen, für manche Menschen etwas Befreiendes haben dürfte. Welch weltfremde Torheit lag doch in jener philosophischen Überschwenglichkeit, den Tugendhaften selbst in schweren Qualen immer glückselig sein zu lassen. Auch Aristoteles ist von der Standhaftigkeit des Tugendhaften im Unglück sicher überzeugt; er setzt das menschliche Gut in eine der Tugend gemäße Tätigkeit der Seele oder in eine der besten und vollkommensten Tugend gemäße Tätigkeit, die ein volles Leben hindurch dauern müsse. Aber für den wahrhaft Glücklichen fordert er doch, im Gegensatze

zum moralischen Superlativ der Kyniker, einige äußere Glücksgüter.

In gleichem Sinne sieht der Denker in der Tugend ein gewisses Mittelmaß und hat dementsprechend eine Reihe von sittlichen Eigenschaften und von Affekten aufgestellt, deren Übertreibungen nach beiden Seiten hin die mittlere Linie als die allein richtige erscheinen lassen. Seine Untersuchungen müssen oft von sehr elementaren Voraussetzungen ausgehen, weil seinen Lesern diese Fragen vielfach noch wenig bekannt waren, aber er kommt auf diesem Wege ebenso häufig zu feinen Erkenntnissen, die er, charakteristisch genug, auch der Rhetorik dienstbar machen will. In der Tat, diese konnte solche Ergebnisse brauchen, sie, die bisher von recht schematischen Charakteristiken gelebt hatte. — Aristoteles behandelt nun, ohne immer genaue Scheidung, Affekte und Charaktere, die er beide auf das allein tugendhafte Mittelmaß zurückführt. Schon Platon hatte der Definition der Mannhaftigkeit eine tief eindringende, dialektische Betrachtung zugewendet (S. 133); Aristoteles' Empirie wandelt andere Wege. Er schließt die Furcht durchaus nicht als nur fehlerhafte Eigenschaft gänzlich von der Tugend aus, sondern hält ein Bangen, z. B. vor der Schande, für sehr notwendig; denn der Schamlose sei nicht in Wahrheit mutig, auch wenn er zuweilen dafür gelte. Überhaupt aber hat Aristoteles den Beweggründen und Objekten der Furcht gründlich nachgespürt; entscheidend ist unter jenen das Bewußtsein, in jemandes Hand zu sein. Besonders gefährlich bedünkt ihn schimpflich behandelte Tüchtigkeit, wenn sie nun ihrerseits zum Besitze der Macht gelangt; gefürchtet aber werden auch Mitbewerber, ferner solche, die Stärkeren, als wir es sind, Bangen einflößen, Leisetreter, „Ironiker“, Tückische unter unseren Feinden; furchtbar ist das, was, bei Anderen erlebt, unser Mitleid erregt. Furcht jedoch empfinden nicht die sehr Glücklichen, daher Über-

mütigen, wie anderseits die durch das Unglück schon Abgebrühten. — Mut verleiht dagegen der Besitz von Mitteln zur Wiederherstellung eines Unheils, von machtvollen Freunden, Mut geben tröstende Erfahrungen, die Erkenntnis, daß Schwächere als wir sich nicht fürchten, die Sicherheit göttlicher Hilfe. Mut im eigentlichen Sinne erprobt sich angesichts eines rühmlichen Todes; der Stumpfsinn und die Unwissenheit der Barbaren ist kein wirklicher Mut: aus beiden Urteilen hören wir hier den echten Griechen heraus. — Auch Platon hatte die Tollkühnheit nicht zur Tapferkeit rechnen wollen, weil ihr die Kenntnis der Gefahr fehle; Aristoteles sieht in ihr eine Nebenerscheinung der Prahlerei, die den Mut nur affektiere; in wirklicher Gefahr, erklärt er, sind die meisten Tollkühnen Feiglinge; vor ihr voll Entschiedenheit, versagen sie mitten in ihr, während die Mutigen zuerst ruhig, dann bei der Tat wacker sind. — Auch dem Zorn will der Denker einen Anteil am Mute geben, er kann dem Mutigen helfen, nur wer allein aus Zorn kämpft, kann höchstens streitbar heißen. Der Zorn selbst findet nun sein Hauptmotiv in einer Geringschätzung durch Andere. Uns empört Übermut, Verachtung dessen, was wir schätzen, besonders, eine Beobachtung von größter Feinheit, wenn wir uns in diesem Urteil nicht recht sicher fühlen; wir erbittern uns, wenn wir in Gegenwart solcher, die wir ehren, übersehen werden, wenn uns Unbedeutende rücksichtslos begegnen, wenn wir Schadenfreude erfahren, wenn Angriffe auf uns bei Anderen Gleichgültigkeit finden; besonders ärgert uns dementsprechend die Unaufmerksamkeit unserer Freunde gegen uns. Der Zorn selbst aber ist durchaus nicht ohne ein Lustgefühl, das der Hinblick auf die kommende Rache erregt. Er hat eine ganze Anzahl verschiedener Erscheinungsformen. Die Zornmütigen beruhigen sich schnell, weil sie ihre Gefühle nicht verschließen, sie haben noch allenfalls ein Ohr für die Vernunft, etwa

wie ein allzu hastiger Diener für einen Befehl. Höchst aufgeregt sind dagegen die Jähzornigen; lange zürnen die Bitteren, weil sie sich in sich selbst zurückziehen, keinen Trost annehmen, sich und ihren Freunden zur Last. Wieder eine andere Gruppe bilden die Grimmigen, die unbegründet und zu lange zürnen. Der Zorn aber allgemein will nur wehetun, während der Haß Schaden beabsichtigt. — Vom Zorn, der in gewissen Lebenslagen notwendig oder berechtigt ist, trennt der Systematiker die dem Edlen wohlanstehende Entrüstung, die er gegenüber dem unverdienten Glücke geradezu als sittliche Pflicht bezeichnet. Dieses unverdiente Glück setzt der Philosoph besonders in die Neuerwerbung von Reichtum, durch dessen Hilfe sein Besitzer zur Macht gelangt, aber auch die Übervorteilung, fügt er hinzu, des Besseren durch den Geringeren, z. B. die Verdrängung des Gerechten durch einen Musiker — wie modern mutet uns dies an! — erregt Entrüstung.

Von großem Interesse ist die individuelle Behandlung der Reihe: Verschwendung — Freigebigkeit — Geiz. Der Philosoph charakterisiert den Freigebigen, er billigt auch dem Verschwender noch die Erreichung der Mittellinie zu, deren Berührung der Geiz nie gewinne. Denn dieser ist unheilbar; tiefer in der menschlichen Natur als die Verschwendung begründet, ist er mit dem Alter, aber auch mit jeder Schwäche verbunden. Er hat verschiedene Erscheinungsformen. Knicker, Knauser und Filze halten ihr Gut zusammen, begehren aber kein fremdes, aus einem Rest von Rechtsgefühl und Anstand oder aus Scheu vor Vergeltung; andere aber, z. B. Wirte schlechter Kneipen und Wucherer sind eifrig auf jeden Gewinn aus. Gemeinsam ist beiden die Gleichgültigkeit gegen ihren Ruf und gegen jedes Lebensverhältnis um des Gewinnes willen. — Der „Großartige" — wir würden heute: Großzügige sagen — zeigt dagegen schicklichen Aufwand im Großen. Er gibt mit besonderer Absicht und vollem Be-

wußtsein; das Werk, für das er spendet, muß des Aufwandes würdig sein; ihm kommt alles auf eine schöne Ausführung in seinem Tätigkeitsfelde, bei Weihegaben, Tempelbauten, Opfern, öffentlichen Schenkungen an. Aber auch diese Tugend kann eine Ausartung erleiden. Es ist das Protzentum, das sich, nur um Reichtum zu zeigen, z. B. die Ausstattung einer Komödie mit Purpurdecken leistet. Die Kehrseite der Großartigkeit ist die Kleinlichkeit, die von der Manie, überall billig zu kaufen, getrieben über jede Ausgabe klagt.

Ein verwandtes Paar bilden Hochsinn und „Kleinsinn". Jener läßt seinen Träger sich mit Recht Großes zutrauen. er beruht auf Größe. Hohe Ehren nimmt er mit maßvoller Freude als nach Gebühr, aber auch wohl als unter seinem Verdienste erwiesen entgegen; geringe Anerkennung oder gar Verunglimpfung berührt ihn nicht weiter. So strebt er nicht nach der Ehre und macht daher wohl einen hochmütigen Eindruck. Nur um Großes setzt er sich der Gefahr aus. Vor allem sucht er Wohltaten nicht zu empfangen, sondern vielmehr zu erweisen; empfangene vergilt er reichlicher, er hat für erwiesene Wohltaten ein gutes Gedächtnis, ein schwächeres für empfangene. Hochstehenden und Reichen gegenüber zeigt er eine vornehme Haltung, während er gegen gewöhnliche Menschen ein schlicht freundliches Benehmen bekundet. Er gibt sich nicht mit Dingen ab, bei denen Andere die erste Rolle spielen, er beschäftigt sich nicht mit vielerlei, er ist wahrhaftig, nur vor der großen Menge liebt er seine Verdienste zu verkleinern. Unabhängig von Fremden, abhängig nur von Freunden, bewundert er nicht oft, spricht selten von Anderen oder von sich, redet den Feinden nichts Schlimmes nach, jammert auch nicht über die Not des Lebens, sondern strebt nur nach dem Besitze des Schönen, das keinen Gewinn bringt. Man denkt sich seinen Gang langsam, seine Stimme tief, seine Rede ruhig.

— So schildert Aristoteles eingehend einen Typus, für den selbst dieser nüchterne Weise eine gewisse Liebe zu empfinden scheint, einen durchaus antiken Charakter, dessen Züge aber auch uns Modernen, trotz einer gewissen Fremdheit, in der Hauptsache sympathisch sein dürften.

Der „Kleinsinn“, der Mangel an Seelengröße läßt den Menschen sich niedriger, als er verdient, einschätzen. Er kennt sich selbst nicht, ist aber darum durchaus nicht dumm; solche Personen machen sich nur zuviele Gedanken und zeigen ein ängstliches Wesen. Aber damit ist denn doch auch ein sittlicher Schaden verbunden. Diese Menschen geben es auf, schöne Taten zu vollziehen und geistigen Bestrebungen zu huldigen. — Als echter antiker Mensch sieht Aristoteles diesen Fehler für schlimmer an als die Aufgeblasenheit, die die christliche Denkweise weit weniger verzeiht. Ihm scheint die Selbstüberschätzung, die in der Unternehmung von an sich rühmlichen und hohen Dingen besteht, denen der Aufgeblasene nur nicht gewachsen ist, und ihr geziertes äußeres Wesen minder bedenklich als die Selbsterniedrigung — mit Recht.

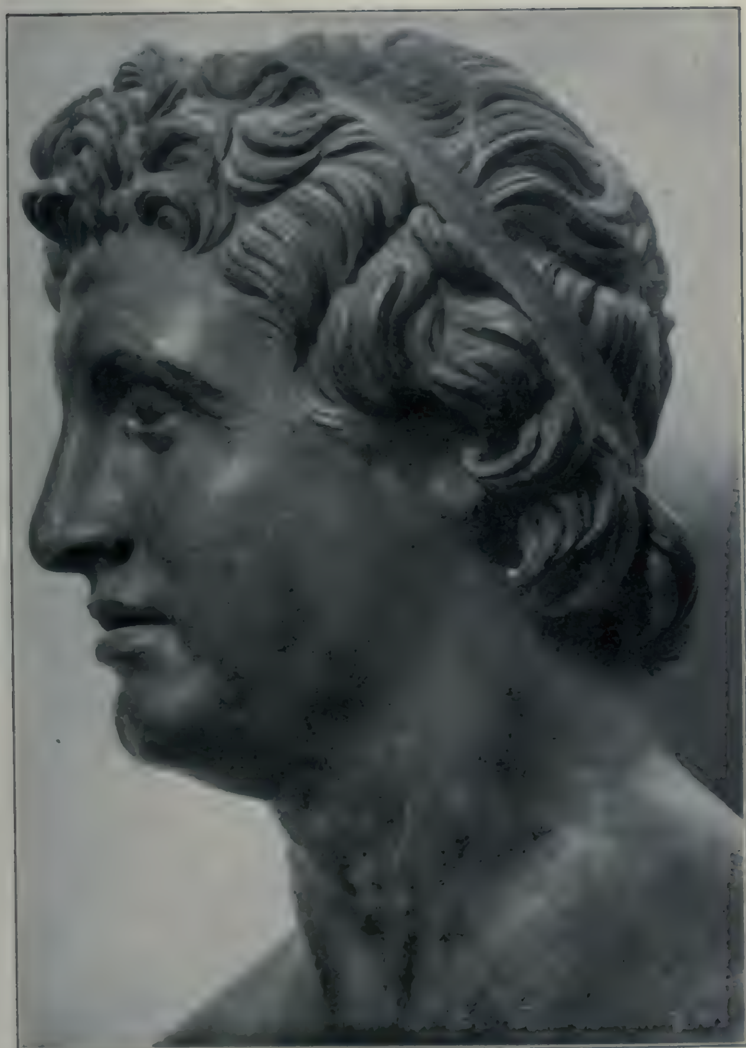
Nicht immer kann der Philosoph das Mittelmaß genau mit Namen nennen. Er scheidet den Liebediener vom Mürrischen, kennt aber keinen Ausdruck, um die mittlere Linie, die einige Beziehung zur Freundschaft habe, zu bezeichnen. Der Liebediener vermeidet jeden Konflikt; geht er dabei auf seinen Nutzen aus, so wird er zum Schmeichler. Zwischen ihm und dem alle schlecht Behandelnden steht nun die Persönlichkeit, die ohne warme Freundschaft jedem das Seine zu erteilen sucht, ohne sich dabei selbst und dem sittlichen Urteil etwas zu vergeben. — Ebenso hat die Prahlerei und die „Ironie“ kein benennbares Mittel. Von beiden Ausartungen aber ist jene die üblere, sie verdient mehr Tadel als diese, ist aber gleichwohl mehr leer und eitel als böse. Auch um des Gewinnes willen prahlt man wohl, indem

man sich, wie Wahrsager und Ärzte es tun, Eigenschaften zuschreibt, von denen die Nebenmenschen Vorteil haben sollen, und deren Nichtvorhandensein sich verbergen läßt. — Mit der Ironie ist es ein eigen Ding. Die so ihre Verdienste Herabmindernden suchen alle Eingebildetheit zu vermeiden, namentlich, gleich Sokrates, zu verleugnen, was für sie besonders ehrenvoll ist. Aber dahinter kann sich auch allerhand Hochmut verstecken; der übertriebene Mangel zeigt gelegentlich auch Prahlerei: wir fühlen uns hier etwas an das aus platonischen Kreisen stammende Wort über Antisthenes erinnert (S. 140).

Tief in die Feinheit des griechischen Empfindens führt uns Aristoteles mit seiner Analyse des Schamgefühls, die, wie so oft dergleichen Betrachtungen, sich in seiner Rhetorik findet. Man vermeidet aus Scham mannigfachste Handlungsweisen, als da sind: feiges Benehmen, zügellos sinnliche Tat, schmutzige Gewinnsucht in der Annahme der Hilfe von Minderbemittelten. Man scheut sich, jemanden, der uns bitten will, um ein Darlehen anzugehen oder den, der im Begriffe ist, von uns eine Schuld einzufordern, um ein neues zu bitten. Man lobt somit auch nicht das, was man haben möchte, rückt dem Nebenmenschen nicht die eignen Wohltaten vor, beklagt einen Trauernden nicht zu laut. Vor wem aber schämt man sich nun? Vor solchen, die wir schätzen oder deren Meinung uns wichtig ist, besonders vor denen, die uns immer umgeben, vor allgemein sehr streng Denkenden, auch vor Klatschsüchtigen und Satirikern, die vom Skandal leben, endlich auch vor denen, die uns noch nie etwas verweigert haben, vor Fremden jedoch nur wegen konventioneller Dinge. —

Ein umfangreiches Kapitel hat der Stagirit der Freundschaft gewidmet, die gerade dieser nüchterne Mann in seinem Leben so besonders betätigt hat. Seine Anschauungen kennzeichnen wieder das griechische Empfinden wie nach

seiner Feinheit, so auch nach seiner Sonderstellung. Individuell wie oft vorgehend, kennt er mehrfache Erscheinungsformen und zahlreiche Motive freundschaftlicher Verbindungen unter den Menschen. Wir lieben demnach in der Hauptsache die, die sich über das uns zuteil werdende Gute mitfreuen, über unser Leid mitbetrüben; die Wahrnehmung des Interesses des Anderen ist entscheidend, ist nicht etwa eine Begleiterscheinung des Verhältnisses. Wir lieben aber auch die, die uns selbst oder unserm Nächsten Gutes erwiesen haben, mag die Wohltat bedeutend gewesen oder auch nur besonders freudig oder in entscheidenden Stunden erwiesen worden sein; manchmal aber wird unser Gefühl auch nur durch den Glauben an solche Gesinnung bei Anderen bedingt. Wir befreunden uns ferner mit den Feinden unserer Gegner, mit solchen, die leben und leben lassen, die Vorzüge an uns loben, in deren Besitz wir uns doch nicht so ganz sicher sind, mit denen, die uns nur nicht tadeln; wir schließen uns an Versöhnliche, an anspruchslose Leute, die wir ohne Unbequemlichkeit unterstützen möchten, und an die an, die ihre eignen Schwächen gern eingestehen. Spricht hier schon unser Interesse mit, so ist vollends eine Freundschaft, die nur auf Nutzen und Lust beruht, nichts anderes als Begleiterscheinung. Solche Freundschaften, gelegentlich auch durch das Schwinden der Schönheit des Anderen beeinträchtigt, sind leicht lösbar. Nur diese Interessenfreundschaften sind unter bösen Menschen möglich, nur sie lassen Klagen und Vorwürfe aufkommen. Solche Vorhaltungen entstammen dem Bewußtsein, daß Leistung und Gegenleistung sich nicht entsprechen; diese Verbindung kennzeichnet reinen Krämergeist. Dabei kann auch einmal der Fall eintreten, daß jemand sich wegen seines Charakters geliebt glaubt, wo doch allein der Nutzen tätig ist; der hat sich dann diesen Irrtum selbst zuzuschreiben und mag dem Anderen ob seiner Heuchelei Vorwürfe machen.



Geffcken Tafel 3

Hellenistischer Herrscher

Überhaupt kann man einen sich verschlechternden Freund nicht mehr lieben, sondern muß sich von ihm scheiden. Denn der wahre Freundschaftsbund ist nur zwischen Guten und an Tugend sich ähnlichen Menschen möglich; nur solche Verbindungen bleiben von Bestand; freilich kann man vollkommene Freundschaft nicht mit vielen schließen, eine derartige Verbindung hieße, mit niemandem Freund zu sein. — Für den Menschen ist nun wahre Freundschaft ein besonders im Unglücke notwendiger Besitz, ein sittlich schönerer allerdings im Glück. Trostreich nahen uns die Freunde im Leide, wissen sie doch, was uns wohltut. Aber wiederum will man seine Nächsten doch auch nicht gern mitleiden sehen. Und so ersparen Mannhafte ihnen das, halten sich alles Mitjammern fern; nur Weiber und Weichlinge freuen sich an gemeinsamer Klage und lieben die ihnen diesen Gefallen Tuenden. — Eigenartig genug hält Aristoteles eine Lockerung auch der ethischen Freundschaft für möglich. Wie man den, der sich verschlechtere, nicht mehr lieben könne, so sei, erklärt er, unsere feste Verbindung mit einer Persönlichkeit nicht mehr möglich, die wachsend eine besondere Tugendhöhe erreiche, während wir selbst zurückblieben. Da muß denn ein gewisses Kompromiß eintreten.

Natürlich sieht der Philosoph in der Mutterliebe etwas Besonderes. Aus ihrer Beobachtung gewinnt er den Allgemeinsatz, daß die Liebe mehr im Lieben als Geliebtwerden bestehe. Zum Beweise dient ihm eine schlagende Erfahrung des Lebens. „Manche Mütter," sagt er, „lassen ihre Kinder von Anderen ernähren und schenken ihnen bewußte Liebe, ohne Gegenliebe zu verlangen, wenn beides zusammen nicht angeht; es genügt ihnen dann, wenn sie sie wohlaufgehoben wissen, und sie haben sie lieb, auch wenn diese aus Unwissenheit ihnen nichts von dem erweisen, was der Mutter gebührt."

Über die Jugendfreundschaft urteilt Aristoteles wohl etwas zu stark ab. So klar sein nüchterner Sinn die Grundlage einer solchen im reinen Behagen erblickt, so treffend er die Sehnsucht der Jugend nach möglichst intensivem Zusammensein kennzeichnet, so ungerecht läßt er diese Verbindungen ausnahmslos sich ebenso schnell lösen wie schließen. Glänzend beobachtet er aber, welche Ansprüche Günstlinge des Glücks und Hochgestellte an Freundschaft machen; diese wie jene suchen stets nur das Angenehme oder Nützliche bei diesen Verbindungen: man fühlt sich lebhaft an die bequemen Freundschaftsbegriffe der Fürsten erinnert.

Gründlich wird das Wesen des Wohltäters betrachtet. Wer eine Wohltat erweist, ist, so paradox dies auch klingen mag, freundschaftlicher für deren Empfänger gestimmt, als dieser für jenen. Der Grund dieser Erscheinung liegt nicht etwa in dem drückenden Gefühl der Dankespflicht begründet, die der Eine dem Andern schuldet, sondern darin, daß der Wohltäter, dessen Geben mühevoll ist, während der Empfänger mühelos annimmt, diesen liebt wie ein Dichter sein Werk, oder wie die Mütter den Kindern, um die sie Schmerzen erlitten haben, mehr als die Väter zugetan sind.

Noch fragt es sich nach der Bedeutung der zumeist verworfenen Selbstliebe. Aber die ethische Selbstliebe ist etwas durchaus Lobenswertes; am meisten aber liebt sich selbst — wir würden hier mehr von vornehmer Selbstachtung sprechen —, wer stets das Gute tun will. Dieser beansprucht für sich selbst das Schönste und Beste, dient besonders gern dem vorzüglichsten Teile seines Selbst, dem er in allem folgt.

Nahe stehen dem die Bemerkungen über den Verkehr des Tugendhaften mit sich selbst. Diesem erwachsen daraus angenehme Erinnerungen an seine Vergangenheit, gute Hoffnungen auf die Zukunft; Leid und Freude teilt er am

liebsten mit dem eignen Ich. Dagegen verlangt der Schlechte nach Gesellschaft und flieht vor sich selbst; denn die Einsamkeit bringt ihm böse Erinnerungen, er kann nicht sein eigner Freund sein; voll von Reue, fühlt er seine Seele zerrissen.

Daß der Beobachter aller Lebewesen mit scharfem Blicke auch die Besonderheiten der menschlichen Altersstufen erkennt, ist selbstverständlich. Natürlich setzt er sich dabei wieder für die Mittelstufe der Lebensalter ein, der unteren und oberen wird Tadel zu teil, doch weit mehr dieser als jener. Junge Leute sind nach Aristoteles erotisch, veränderlich, zornwütig, begierig nach Erfolgen, dagegen ohne Lust am Gelde, eher gutmütig, leichtgläubig, rasch getäuscht, optimistisch. Tapferkeit eignet ihnen, ein lebhaftes Ehrgefühl; höher als das Nützliche steht ihnen das Schöne, vor allem die Freundschaft. So sind ihre Fehler mehr solche des Übermaßes und der Übertreibung, wie die Jugend denn auch mehr aus Übermut als aus Böswilligkeit verletzt. Von den Alten dagegen weiß Aristoteles nur Übles zu melden. Vorsichtig im Urteil, sprechen sie ihre Meinung immer nur in sehr bedingter Weise aus, sie sind hinterhältig, mißtrauisch, ohne eigentliche Liebe noch Haß, knickerig, feige, voller Lebenshunger, selbstsüchtig, nur für das Nützliche eingenommen, schamlos (!), pessimistisch. Sie leben in Erinnerungen, schwatzen viel von der Vergangenheit, zürnen schnell, aber ohne Dauer; ihnen fehlen die Begierden, daher sie denn auch als Weise erscheinen; sie berechnen nur, ohne sittlich zu empfinden; beleidigen sie Andere, so geschieht es in der Absicht zu schaden; ihr Mitleid ist nur das der Schwäche; keine Freunde der Heiterkeit, neigen sie zu Klagen. Den schönen und doch keineswegs seltenen Typus des „tatenumgebenen“, abgeklärten, keinem menschlichen Eindrucke sich versagenden Greises zu erfassen, hat der große und sorgsame Charakteristiker merkwürdigerweise nicht vermocht. Sein einmal gewonnenes Gesetz von der wahren

mittleren Tugend macht ihn zu Gunsten des kräftigen Mannesalters, dessen höchste Blüte er in das 49. Jahr setzt, ungerecht gegen das Greisenalter.

Auch nicht ganz ohne verallgemeinernde Einseitigkeit, obwohl wieder von bewundernswerter Klarheit der Beobachtung sind Aristoteles' Anschauungen über Adlige und Reiche. Der Adel stellt meist unbedeutende Vertreter, da er selten eine wirklich gute Generation hervorbringt. Geniale Geschlechter aber entarten rasch; Wahnsinn stellt sich bei ihnen ein, wie bei Alkibiades' Nachkommen; minder begabte haben stumpfsinnige Enkel[1]. Die Reichen sind hochmütig, üppig, prahlerisch, protzenhaft; am schlimmsten aber gebärden sich die Parvenus, denen, wie der Charakteristiker sehr fein sagt, die Erziehung des Reichtums fehlt.

Ein langes Kapitel hat der Philosoph der Lust gewidmet, ja, man kann sagen, daß die Frage nach dem möglichst großen Wohlbefinden, wie dies in der Natur der Dinge liegt, eine Menge seiner ethischen Erörterungen durchzieht. Wir wollen hier nur ganz weniges, besonders Bezeichnendes hervorheben. Einen Ursprung der Lust sieht er in einem gewissen Siegesbewußtsein: Spiele, Kampf, Jagd, Prozessieren, Disputieren sind die Erreger dieses Gefühls. Ein anderer Entstehungsgrund wieder liegt im Lernen und Sichverwundern, aus dem, ein berühmter Satz, alles künstlerische Schaffen hervorgeht.

Vieles ließe sich hier noch anführen; von nicht geringem Interesse würde z. B. der Hinweis des Philosophen auf manche krankhafte Erscheinung unseres Seelenlebens, unnatürliche Triebe und dergleichen sein. Indessen genüge das Gesagte; eine auch nur kurze Darstellung der aristotelischen Ethik muß hier unterbleiben. Daß uns Modernen mancher aristotelische Satz nicht besonders originell erscheinen will, daß der Denker es mit einer erst werdenden Wissen-

[1] Vgl. oben S. 133 Platons Betrachtungsweise.

schaft zu tun hatte, darauf haben wir oben hingewiesen. Wichtiger ist, daß bei allerfeinster Schärfe der Beobachtung im kraftvollen Streben nach Zusammenfassung großer Gruppen eben manchmal das Individuum zu Gunsten der Typik doch noch nicht völlig genügend berücksichtigt wird.



Es kennzeichnet, wie bemerkt, die wissenschaftliche Anschauung des Naturforschers Aristoteles, daß er in seiner Tierkunde auch des Menschen gedenkt. Es geschieht dieses nicht nur in anatomischem Sinne. Der Stagirit ist nach Anfängen, die in die sokratische Zeit fallen[1], der eigentliche Begründer der physiognomischen Lehre, ja, man hat ihm fälschlich ein ganzes Buch über dieses Thema zugeschrieben. So will er denn in seiner Tierkunde aus dem menschlichen Antlitz das Wesen der Persönlichkeit erkennen. Eine große Stirn deutet auf Schwerfälligkeit, auf Beweglichkeit eine kleine, Menschen mit breiter Stirn sind leicht erregbar, solche mit runder nachgiebig. Gerade Augenbrauen sind ein Zeichen weicher Gemütsart, nach der Nase zu gebogene einer finsteren und mürrischen; nach den Schläfen zu sich krümmend, deuten sie auf hämisches und „ironisches" Wesen; langgeschlitzte Augenwinkel lassen auf Bosheit schließen; haben die an der Nase liegenden eine Art fleischiger Falte, so liegt Schlechtigkeit vor. —

Naturwissenschaftlich ist zum Teil auch seine Anschauung von der Dichtung orientiert. Die berühmte Lehre von der Tragödie, deren Wirkung der Philosoph in der Reinigung von den ihren höchsten Spannungsgrad erreichenden Gefühlen der Furcht und des Mitleids erkennt, zeigt nicht nur einen bewundernswerten psychologischen Tiefblick, wie man es genannt hat, sondern auch die alte physiologische Betrachtungsweise des Forschers. Aristoteles hat denn auch

[1] Vgl. S. 123.

mit vollkommener Klarheit, in Verfolg eines platonischen Gedankens, die Nachahmung als einen jener zum dichterischen Schaffen führenden Triebe bezeichnet. Diesen sicht er mit Recht in der Natur des Menschen von Kindheit an vorhanden; der Mensch lernt zuerst, indem er nachahmt; er hat, fügt der Philosoph hinzu, auch die Freude der Wahrnehmung von Nachahmungen; man sieht Bilder gern, weil man dabei lernt und den Gegenstand der Darstellung errät. Aber trotz aller Schärfe bleibt diese Lehre von der Nachahmung, die er selbst und die Nachwelt noch weiter ausgebaut haben, doch einseitig und kurzsichtig. Denn begreiflicherweise schüttelt man in jetziger Zeit den Kopf darüber, daß hier der ebenso natürliche Drang nach Gemütsbefreiung, daß der Gestaltungstrieb vollkommen übersehen worden ist, und gar die Kunstfreude äußerst verstandesmäßig nur auf Lernfreude zurückgeführt wird. Die gleiche Einseitigkeit beweist endlich auch die Zurücksetzung der Charaktere der Tragödie vor der Fabel des Stückes: bei dem wahrhaft großen Charakteristiker ein fast unbegreifliches Vorgehen, das auch nicht die mindeste Begründung durch Aristoteles' Hinweis auf die Charakterarmut der meisten neueren Tragödien erfährt. —



„Eine Pflanze des Himmels“ hatte noch des alten Platon Idealismus den Menschen genannt; Aristoteles sprach das weit berühmtere Wort vom Menschen als dem „staatlichen Lebewesen“. Er hat denn auch die Entstehung des Staates auf einem ganz anderen Wege als Platon zu erklären gesucht, indem er von der Familie und den Hausgenossenschaften ausging, die sich allmählich zu einer „Polis“ ausgewachsen hätten: so „entstand der Staat um des Lebens willen, er blieb bestehen um des Gutlebens willen“. Fesselnd und treffend schildert der Denker dann die Weiter-

entwicklung, das Aufkommen des Verkehrs unter der Form des Tauschhandels, die Erfindung des abgestempelten Geldes zur Ersparung des Abmessens des Metalles, im weiteren Verlaufe den Wechsel der Staatsverfassungen mit einander, Dinge, die wir hier nicht weiter zu behandeln haben. Denn Aristoteles' Betrachtungen über das Staatswesen besitzen überhaupt für uns nicht dieselbe Bedeutung wie seine Ethik und Physiologie. Man hat längst bei diesem Weisen eine gewisse politische Weltfremdheit erkannt, der gegenüber der beschwingte platonische Idealismus denn doch eine ganz andere Daseinsberechtigung besitzt. Freilich dürfen die großen Vorzüge des Werkes dabei nicht übersehen werden. Die feinen Unterschiede, die der Stagirit innerhalb der großen Staatsgebilde macht, die trefflichen Ratschläge für die körperliche Erziehung der Jugend, die er auf Grund seiner Beobachtungen in Olympia gibt, die Erkenntnis der Zusammenhänge zwischen Land und Volk, die er nach dem Vorgange der ionischen Mediziner (vgl. S. 55 f.) vorlegt, zeigen den Philosophen von den ihm eignen besonders starken Seiten. Und auch den Typus des Tyrannen hat der Sohn des Arztes aufs sauberste präpariert. Wir haben beobachtet, wie eingehend sich die ganze Zeit mit der Frage nach dem rechten Herrscher beschäftigte, wir sahen, welch treffliche Skizze Platon und auch Xenophon von der Gestalt des Tyrannen entworfen haben. Aber das Bild, das Aristoteles gibt, bedeutet doch eine höhere Leistung. Es ist, wie bei diesem Philosophen nicht anders zu erwarten, durchaus objektiv, ohne einen grollenden Unterton, der sonst griechische Darstellungen der Tyrannis begleitet. Aristoteles fragt sich ganz nüchtern, durch welche Mittel sich eine solche Alleinherrschaft erhalten könne. Dies geschieht zuerst durch die Schwächung hervorragender Bürger, durch die Beseitigung charaktervoller Männer, durch die Überwachung des gesamten Lebens der Untertanen, die sich bis in ihre wissen-

schaftlichen Unterhaltungen erstreckt, zu dem Zwecke, bei allen dauernd eine gedrückte Stimmung wachzuhalten. Der Tyrann achtet darauf, daß die Einwohner alles offen betreiben und sich möglichst vor ihren Türen aufhalten; er läßt sie durch Spione behorchen, verhetzt sie unter einander, duldet keinen privaten Reichtum, lähmt alle Unternehmungslust. Auch fängt er gern Kriege an, um die Untertanen zu beschäftigen und an seine Führung zu gewöhnen; Freunde kennt er nicht, sondern liebt nur die Schlechten, die er eben zur Ausführung seiner bösen Pläne braucht; zu Tischgenossen macht er nur Fremde. — Aber der Philosoph kennt auch noch andere, bessere Mittel des Alleinherrschers. Da die Tyrannis nicht immer aus einer Oligarchie durch die Gewalttat eines Einzelnen hervorgegangen sein muß, sondern sich auch aus dem Königtum entwickelt haben kann, ist wiederum eine Überführung in eine königliche Herrschaft möglich. So wird ein solcher Herrscher seine Stellung durch Sorge für das Staatsvermögen, durch Sittlichkeit, beides wenigstens zum Scheine, durch ein ehrwürdiges Auftreten, Fürsorge für das Äußere der Stadt und den Kultus wahren; Verdiente wird er ehren, Ehrgeizige schonen, im Notfalle die stärkere soziale Schicht heben. Er darf endlich kein Schurke sein, sondern muß sich, wenn er nicht gerade tugendhaft ist, doch auf mittlerer moralischer Linie halten. — Es mag sein, daß Aristoteles bei dieser individuellen, jedem sittlichen Übereifer, jeder Rhetorik fernen Wesensschilderung der Gedanke an Peisistratos geleitet hat, dessen Walten er in seiner „Staatsverfassung der Athener“ so treffend dargestellt hat.

Noch manche Seiten des menschlichen Daseins, manche seiner Zustände hat der Weise behandelt; er hat in einem seiner Dialoge über den Adel gesprochen, ein Buch über die Trunkenheit geschrieben und in seinen „Homerischen Fragen“ auch zuweilen psychologische Lösungen versucht, die

allerdings durchaus nicht immer sehr überzeugend klingen. Lebhaft haben ihn ferner gleich Theopomp Völkersitten beschäftigt. Er schilderte die Bräuche griechischer Stämme wie fremder Völker; das Vorgehen beider Forscher gab Anlaß zu den überaus zahlreichen ähnlichen Unternehmungen der Historiker der Folgezeit. Charakteristisch ist bei diesen aristotelischen Arbeiten das Interesse für Sprichwörter, in denen sich ja nicht selten ein Stück der Volksseele zu erkennen gibt. Auch hier ist die Nachwelt auf seinen Spuren fortgeschritten. —

Auch gedichtet hat Aristoteles. Doch selbst in der Poesie bleibt er trotz der tiefen Empfindung, die ihn zu diesem Schaffen trieb, nüchtern, sachlich, ja beinahe systematisch. Welcher Rausch des Gefühls in Platons wundersamen Epigrammen, welches Lieben und Leiden! Aristoteles feiert Platon, oder besser: er charakterisiert ihn in einer Elegie, die von einem zu Ehren des Philosophen gesetzten Altare berichtet. Platon ist ihm der Mann, den die Bösen nicht einmal loben dürfen; als Inhalt dessen, was er „in seinem Leben und in methodischer Darstellung allein oder zuerst gelehrt habe“, bezeichnet es Aristoteles, daß der Gute auch zugleich ein Glücklicher sei. Dies alles drückt er, wie man sieht, sehr prosaisch aus, aber auf Kosten der Poesie hat er doch das Wesen seines Lehrers auf eine durchaus charakteristische Formel gebracht.

Wir nannten Aristoteles den Erben der Jonier. Die objektive Ruhe und die Vielseitigkeit der Betrachtung, die den Forschern dieses Stammes eignete, hat vergleichsweise zu ähnlichen Ergebnissen geführt. Die Kunde des Menschen ward wissenschaftlich neu begründet; die Charakteristik, die die Attiker zu einer hohen persönlichen Kunst entwickelt hatten, ward zu einer ausgebildeten Wissenschaft, die man nach der Absicht des Meisters in ihrer neuen Erscheinungsform den Rhetorenschulen vermitteln sollte und die nun in

der Tat dort wie in der von der Rhetorik abhängigen Geschichtschreibung Boden faßte. Zunächst aber erkennen wir Aristoteles' Wirkung in ihrer nachhaltigen Kraft am deutlichsten daraus, daß ihn einer seiner nächsten Schüler auf dem Gebiete der Charakterkunde übertroffen hat.



Theophrast ist der wahre Jünger des Aristoteles; er ist Zoologe, Botaniker, Mineralog, Physiolog, Mediziner, Metaphysiker, Theolog, Historiker, Ethiker. Unvergänglich bleibt der Ruhm des Schöpfers der Geographie der Pflanzen, des Entdeckers ihrer Eigenbewegung, ihres Schlafes. Vor allem ist er ein ebenso vielseitig tätiger wie erfolgreicher Psycholog. Dieses sein Schaffen setzte kräftig schon bei den Tieren ein. Er untersuchte ihre Intelligenz und Gemütsart, schrieb über den Glauben an die Mißgunst der Tiere, wobei er natürlich zahlreiche beobachtete Fälle mitteilen mußte.

Natürlich gab es für den Peripatetiker keine genaue Scheidelinie zwischen Tieren und Menschen noch zwischen physischen und rein seelischen Zuständen. Er verfaßte, unter häufiger Anführung von Belegfällen, Schriften über die Schwindelerscheinungen, über Melancholie, Wahnsinn, Enthusiasmus, Rausch, Liebe[1]. Seine Forschung berührt die tiefsten Fragen des Menschendaseins, z. B., wie weit der Einfluß großer Schmerzen auf den edlen Charakter reiche; er spürte den Motiven des Hasses, der Wirkung des Neides nach; er schrieb kulturgeschichtliche Bücher wie über das schon

[1] Um des Stoffes nicht zuviel werden zu lassen, verzichte ich auf eine auch nur kurze Behandlung der mit solchen Themen sich beschäftigenden pseudoaristotelischen „Probleme", die nach ionischem Vorgang wesentlich die physiologische Seite der Gemütsbewegungen und einzelner Charaktere behandeln. Wie interessant diese Untersuchungen sind, möge daraus hervorgehen, daß hier Platon und Sokrates mit anderen Geistesgrößen als „Melancholiker" bezeichnet werden.

von den Sophisten angebaute Gebiet der menschlichen Erfindungen. Er schilderte geschichtliche Charaktere, darunter wieder den Alkibiades, bis in ganz intime Wesenszüge hinein, wie sie bis dahin von den Historikern noch nicht oder nur äußerst selten verwertet waren, und brachte so ein ganz neues Wesen der Geschichtschreibung auf. Der Anregung seines Meisters folgend behandelte Theophrast in gesonderten Schriften die Komödie und das Lächerliche. Ein von ihm überliefertes Witzwort, in dem er die Barbierstuben Gelage ohne Wein nannte, zeigt uns dabei den heiteren Weltmann, das Ideal der Peripatetiker. Und wir glauben ihn lächeln zu sehen, wenn er uns von den Schmeichlern des Tyrannen Dionysios erzählt, die alle ihres Herrn Kurzsichtigkeit nachahmten.

Dieses sein Wesen tritt nun vielleicht nirgends so deutlich wie in seinen zu rhetorischen Zwecken bestimmten hochberühmten „Ethischen Charakteren" hervor, einer der köstlichsten Schriften des Altertums überhaupt. Man hat sie, durch eine eindringende, aber leider nie ganz gründlich nachgeprüfte Untersuchung des großen Philologen Casaubonus verleitet, in der Hauptsache auf die Vorbilder, die die Charaktere des neuen griechischen Lustspiels boten, zurückgeführt, ohne zu erwägen, daß die vielfachen Situationen der einzelnen theophrastischen Charaktere in der Komödie keinen Raum fanden, noch auch das Lustspiel für alle diese Schattierungen der Charaktere Interesse besaß. Unzweifelhaft ist eine gewisse Ähnlichkeit des Empfindens und Darstellens vorhanden, aber sie hat ihre Wurzeln in dem gleichen Zeitbewußtsein; auch kann der große Komödiendichter Menander sehr wohl von Theophrast, dessen Umgang er genoß, gelernt haben.

Aristoteles' Sittenschilderungen boten typische Bilder als Illustrationen zu seinen ethischen Sätzen; Theophrasts Charaktere machen, obwohl sie, wie bemerkt, der Rhetorik

dienen sollen, den Eindruck des Selbstzwecks; jener will, wie O. Immisch sagt, nur den Begriff, dieser die leibhaftige Persönlichkeit illustrieren; bei Theophrast herrscht gegenüber ganzen Menschengruppen, wie sie sein Lehrer vorführt, die Einheit der Person; „dort spricht der Gelehrte, hier der Künstler“, der den Charakter in einer Unmenge von erlebten Situationen hervortreten läßt, in denen nur er sich gerade so benehmen kann. Immerhin bieten die „Charaktere“ ein Problem, wie man wohl erkannt hat. Der Humor, von dessen Wirkung, z. B. auf Damen von feinstem Geschmack, sich der Verfasser des vorliegenden Werkes selbst überzeugt hat, erscheint dementsprechend beabsichtigt, ja sogar als der Hauptzweck des Ganzen, und doch ist jeder Zug nur dem Leben abgelauscht. Dieselbe Erfahrung machen wir ja auch mit modernen Charakteristikern: ich erinnere an Th. Manns und Fr. Huchs meisterhaft ruhige und oft so tief erheiternde Schilderungen ihrer Helden und Heldinnen. Auch Theophrast kam es nur darauf an, den einzelnen Charakter zur Lebensfülle herauszuarbeiten; der ernste Forscher verschmähte es nicht, seinen Hörern im Kolleg das Wesen des Feinschmeckers in sehr drastischer Gebärdensprache vorzuführen. Jeder Einzelzug sitzt an richtiger Stelle; jedes dieser sauber geschliffenen Mosaikstückchen versammelt sich mit den anderen Steinen zum überzeugenden Bilde des menschlichen Daseins.

Wir sahen bereits, daß Aristoteles mannigfache Gruppen der einzelnen Charaktere schied. Es geschah dies zuweilen in noch ziemlich elementarer Weise, doch öfters auch mit hoher Feinheit. Theophrast aber entwickelt noch größere Schärfe. So trennt er den aufdringlich Redseligen vom Schwätzer und Herumträger von Geschichten; das Plappermaul spricht von allbekannten oder ganz gleichgültigen Dingen; der Schwätzer wieder redet die ganze Welt nieder, vor ihm läuft alles weg, er kommt vom Einen ins

Andere, kann seiner Zunge nicht gebieten, obwohl er seinen Zustand selbst leidlich gut kennt und es seinen Kindern nicht weiter verargt, wenn sie ihn bitten, sie durch sein Gerede einzuschläfern. — Ferner wird sehr treffend der Unverfrorene vom bewußt Unverschämten und „Unausstehlichen" — ein treffender deutscher Ausdruck fehlt uns hier — geschieden; der Knauser ist, diesmal auf gut aristotelisch, natürlich ein anderer als der schmutzige Geizhals, aber auch als der Unnoble. — Die Feinheit der Differenzierung aber zeigt sich auch, worauf mit Recht aufmerksam gemacht worden ist, in der Ableitung derselben Handlungsweise aus ganz verschiedenen Motiven der einzelnen Charaktere. So hemmt der bewußt Unverschämte einen an ihm vorübereilenden Bekannten nur, um ihm einen Schabernack damit zu spielen; der Taktlose will mit jemandem, der alle Hände voll zu tun hat, gründlich beraten; der Unausstehliche wieder ist rücksichtslos genug, Leute, die sich eben auf See begeben wollen, anzuhalten.

Theophrasts „Charaktere" verdienen, ja erfordern, daß wir hier noch einige größere Proben von ihnen geben. Wir lassen dabei die einleitenden Definitionen des Einzelcharakters, die, zuweilen Aristoteles widerspiegelnd, keineswegs immer mit dem Sittenbilde selbst völlig stimmen, fort. Wir beginnen mit dem „Taktlosen", mit der Kennzeichnung eines Wesens, das man gerade in der damaligen Zeit, wie uns die attische Komödie zeigt, besonders unangenehm empfand:

„Er kommt zu jemanden, der sehr beschäftigt ist, und muß ihm durchaus etwas mitteilen. Ist seine Geliebte fieberkrank, so bringt er ihr ein lustiges Ständchen. Er bittet jemanden, der bei einer Bürgschaft Unglück gehabt, sich doch für ihn zu verbürgen, als Zeuge stellt er sich ein, wenn die ganze Verhandlung schon erledigt ist. Zu einer Hochzeit eingeladen, hält er eine Standrede gegen das ganze weibliche Geschlecht. Leute, die von einem langen Marsche zurückkehren, fordert er

zu einem Spaziergange auf. Hat jemand einen Verkauf schon abgeschlossen, er bringt es fertig, noch einen Käufer, der mehr bietet, heranzuschleifen. Wenn alle eine Sache gehört haben und nun genau Bescheid wissen, steht er auf und setzt die Angelegenheit noch einmal von Anfang an auseinander. Und er ist immer bereit, mitzuhelfen bei Dingen, die man gar nicht beabsichtigt, ohne daß man ihm doch darüber deutlich die Wahrheit sagen mag. Feiert jemand ein Opferfest, das ihm ein Stück Geld kostet, so ist er da und fordert Zins ein. Wird ein Sklave ausgepeitscht, er steht daneben und erzählt lang und breit, wie sich bei ihm einmal ein so durchgeprügelter Sklave aufgehängt habe. Ist er bei einem Schiedsgerichte zugegen, so hetzt er die Parteien, die sich vertragen wollen, gegen einander. Und wenn er tanzen will, so faßt er einen noch ganz Nüchternen bei der Hand."

Auch die alte Komödie hatte schon die Gestalt des Schmeichlers zur Darstellung gebracht, freilich selten, ohne dabei nach ihrer Art bekannte öffentliche Persönlichkeiten vor Augen zu haben; schon frühe war, wie wir gesehen, der Typus des Schmarotzers aufgekommen, um sich dann, in fast unendlichen Wiederholungen und mannigfachen Abwandlungen, bis auf späte Zeiten zu erhalten. Theophrast, der gleich Aristoteles den Schmeichler vom Liebediener genau zu trennen weiß, hat den so häufigen Typus durch Vermeidung aller grellen Farben schlicht, aber durchaus plastisch vor uns hingestellt:

„. . . Der Schmeichler ist etwa ein solcher, der, wenn er jemanden begleitet, ihm dabei sagt: Merkst Du auch wohl, wie alle auf Dich bewundernd hinblicken? Das geschieht allein Dir in der ganzen Stadt. Gestern war in der Stoa alles Deines Lobes voll. Über mehr als dreißig Leute hätten da, sagt er ihm weiter, gesessen, und als man darauf gekommen, wer denn wohl der Beste sei, ja, da hätte man allgemein seinen Namen zuerst genannt und sei bei ihm stehen

geblieben. — So spricht er und nimmt ihm eine Faser vom Mantel, und wenn von einem Lufthauch ein Hälmchen auf sein Haar geweht ist, liest er es sorgsam ab, lacht und sagt: „Siehst Du wohl? Ich habe Dich nun zwei Tage nicht getroffen, und da ist Dein Bart schon voll grauer Haare; freilich hat kaum jemand für sein Alter so schwarzes Haar wie Du." Und wenn jener spricht, gebietet er den Anderen Ruhe und lobt ihn ins Gesicht und ruft, wenn er aufhört, laut: Bravo! Macht jener ferner einen öden Witz, so lacht er und stopft sich den Mantel in den Mund, als ob er sich das Lachen gar nicht verbeißen könnte. Die Begegnenden heißt er stille stehen, bis der Herr vorüber sei. Dessen Kindern kauft er Äpfel und Birnen, bringt sie mit und gibt sie jenen vor seinen Augen, küßt die Kinder dabei und sagt: Welch braven Vater hat doch das kleine Volk! Er begleitet ihn beim Einkauf von Schuhwerk und findet dabei, sein Fuß sei für den Schuh viel zu zierlich. Geht jener auf Besuch zu einem Freunde, so läuft er voraus und ruft: Er kommt zu Dir; zurückgekehrt: Ich habe Dich angemeldet. Selbstverständlich bringt er es fertig, atemlos auf dem Frauenmarkte die nötigen Besorgungen zu machen. Unter den Gästen lobt zuerst er den Wein, und fährt fort, indem er sagt: Diese feine Küche! Er nimmt einen Bissen von der Tafel mit den Worten: Nein, wie vorzüglich! Dann fragt er den Wirt, ob er nicht etwa friere, ob er sich nicht zudecken lassen möge, ob er ihn ein bißchen einhüllen dürfe, und dabei drängt er sich flüsternd bis dicht an sein Ohr. Spricht er mit Anderen, so verwendet er keinen Blick von ihm. Dem Diener nimmt er im Theater die Kissen ab und breitet sie selbst unter. Und sein Haus, rühmt er, sei äußerst stilvoll, sein Landgut prachtvoll bestellt und sein Bildnis treffe das Original." — —

In seinem Falstaff hat Shakespeare den Typus des Feiglings in genialster Auffassung individualisiert und, wenn der

Ausdruck hier erlaubt ist, vertieft. Es ist von besonderem Interesse, die typischen Züge eines solchen Gesellen, wie sie ja schon einem Homer geläufig waren (vgl. S. 10), auch bei dem großen Psychologen Theophrast wiederzufinden. Wenn irgend ein Charakter, so setzt sich dieser aus lauter erlebten Eindrücken zusammen:

„ . . . Auf der Meerfahrt sieht er in den Felsenriffen Piratenschiffe; gibt es stärkeren Wellengang, so erkundigt er sich, ob etwa einer unter den Passagieren ein Uneingeweihter sei, und er fragt rückwärts zum Steuermann hinauf, ob er auch die hohe See halte, und wie ihm der Himmel oben vorkomme; zu seinen Nachbarn äußert er dann, ihm mache doch ein Traumgesicht allerhand Sorgen; danach zieht er seinen Rock aus und gibt ihn seinem Diener; zuletzt bittet er, man solle ihn an Land bringen. — Und wenn er einen Feldzug zu Lande mitmacht, so ruft er Kameraden heran, heißt sie zu ihm zu stehen und vor allem Umschau zu halten. Dabei erklärt er, es mache wirklich Mühe, den Feind richtig zu erkennen. Und nun hört er Geschrei, sieht Leute fallen: da sagt er zu seinen Nebenmännern, er habe vor lauter Eifer vergessen, seinen Säbel mitzunehmen, läuft nun zum Zelte, schickt seinen Waffendiener fort mit dem Auftrage, er solle den Standort der Feinde erspähen, verbirgt das Schwert unter dem Kopfkissen und tut danach lange Zeit so, als ob er es suche. Und sieht er dann in seinem Zelte, wie ein Verwundeter aus der Zahl seiner Freunde herangetragen wird, so läuft er hinzu, spricht ihm Mut ein, faßt mit an und trägt ihn. Dann pflegt er ihn, wäscht die Ränder der Wunde und scheucht dabei sitzend die Fliegen von ihr, höchst eifrig beschäftigt, nur um Gottes willen nicht mit dem Kriege. Bläst aber vollends die Trompete zum Angriffe, dann ruft er von seinem Stand im Zelte her: Zum Kuckuck mit dem Kerl, kann er denn den armen Mann da nicht schlafen lassen mit seinem ewigen

Getute![1] Und bespritzt vom Blute aus der fremden Wunde geht er den aus der Schlacht Zurückkehrenden entgegen und erzählt ihnen von seinen tapferen Taten: seht, einen von meinen Freunden habe ich gerettet! Er führt sie, Demen- wie Phylengenossen, an das Lager, damit sie den Verwundeten sähen, und erzählt dabei einem jeden, wie er selbst ihn mit seinen Händen ins Zelt geleitet habe." — —

Auch wo einzelne Züge dem Augenblicksdasein des athenischen Volkes, unter dem Theophrast seine Charaktere fand, entnommen zu sein scheinen, blickt doch das ganze große Menschenleben hervor. Der „Entenjäger", der immer die neuesten politischen Ereignisse, natürlich aus den besten Quellen, kennt, der sich bei skeptischen Fragen an ihn auf die ganze Welt beruft, die davon wisse, und der das Ereignis auch aus den Gesichtern der Regierungsleute herausliest — diesen Typus hat auch uns der Weltkrieg nur allzu deutlich kennen gelehrt. Der Unverfrorene, der niemanden an einem Opfer teilnehmen läßt, sondern sich an dem Tage noch zu jemandem einlädt und vom fremden Tische sogar seinen Diener versorgt, ist seiner ganzen Gesinnung nach auch bei uns zu finden. Der Übereifrige, der allenthalben dabei sein muß, auch wo er die Sache durchaus nicht übersieht, der sich zum Führer auf einem Richtwege anbietet und dann sich nicht zurechtfindet, der dem Arzt in seine Kur hineinpfuscht und meint, man solle es doch einmal mit einem anderen Mittel probieren, wird alle Zeit wiederkehren. Der Prahlhans, der mit seinen Geldgeschäften renommiert, während er auf der Bank vielleicht eine Drachme liegen hat, der sich mit seiner Kenntnis fremder Länder brüstet, ohne je seine Vaterstadt verlassen zu haben, der ehrenvolle An-

[1] Diese Übersetzung eigne ich mir aus der humoristischen, aber sonst philologisch sehr wenig sorgfältigen Übertragung M. Oberbreyers in Reclams Universalbibliothek an.

erbietungen des Makedonerkönigs abgelehnt haben will — ein derartiger ist auch ein moderner Typus, den z. B. Fr. Huch in seinem „Pitt und Fox“ unvergleichlich schildert. Der schmutzige Geizhals, der das Theater nur bei freiem Eintritt aufsucht und dann noch seine Kinder mitnimmt, der diese im Monat Februar, „weil es da soviel zu sehen gibt“, nicht in die Schule schickt, um das Geld für den Unterricht zu sparen, der bei einer Hochzeit im Hause seiner Freunde verreist, um sich um das Hochzeitsgeschenk herumzudrücken, — ein solcher und noch manche andere, der Lumpenprotektor, das Lästermaul, der Mißtrauische, Niezufriedene, der alte Geck, der Bäurische, der Murrkopf usw., sie leben alle und werden fürder leben.

Anders liegt der Fall bei anderen Typen. Der bewußt Unverschämte mit seiner ausgesuchten Freude an der Brüskierung seiner Nebenmenschen — belustigt er sich doch höchlichst an Handlungen von übler Vorbedeutung — steht uns ziemlich fremd gegenüber, namentlich aber besitzen wir kein rechtes Verständnis für Theophrasts „Ironischen“. Weitab von Sokrates' humoristischer Selbstverkleinerung und halb gutmütiger Mystifizierung, auch anders als Aristoteles (vgl. S. 175) ihn faßt, verhehlt dieser „proteusartige Charakter“, wie man ihn richtig bezeichnet hat, im Verkehr mit der Außenwelt seine eignen Empfindungen, ja, bringt sie vielmehr zu entgegengesetztem Ausdruck. Er nimmt stets eine gezwungen ablehnende Haltung an, läßt sich unter allerhand Ausreden nie auf irgend etwas ein, leugnet eigne Absichten, leugnet grundsätzlich die Richtigkeit fremder Behauptungen und Mitteilungen. Daher könnte man ihn wohl als den rein negativen Charakter bezeichnen, wenn nicht auch eine gewisse boshafte Absicht der Verstellung in das Bild einen schwer verständlichen Zug einfügte. So macht dieser Typus, der, wir wiederholen es, aus dem Rahmen der sonstigen Auffassung des Griechen von der Ironie

fällt, fast den Eindruck eines unangenehmen Individuums, das einmal Theophrasts Weg gekreuzt hat. — — —



Noch besitzen wir eine mit dem Geiste der „ethischen Charaktere“ nahverwandte Betrachtung Theophrasts über die Frage, ob der „Weise“ heiraten solle, ein Schriftstück, uns durch den Kirchenvater Hieronymus überliefert, der das gesamte Werk, dem es entnommen ist, „über die Ehe“ benannt, als ein goldenes Buch bezeichnet. Der Peripatetiker hält die Vermählung des Weisen, auch im besten Falle, wo das Weib und der Mann alle Bedingungen für den Ehestand erfüllen, für entschieden unratsam. Der Gatte kann nicht zugleich seinen Büchern und seiner Frau dienen; der Aufwand für kostbare Kleider, Gold, Edelsteine, für Dienstboten, Hausgerät, Sänfte, Equipage ist zu groß. Dazu steht die weibliche Zunge die ganze Nacht nicht still: „Frau N. N. hat ein viel schöneres Straßenkleid; sieh mal die dort, der kommen alle besonders ehrerbietig entgegen, ich armes Ding sitze in Damengesellschaft unten an. Sage mal, Du guckteſt ja heute unsere Nachbarin so an! was hattest Du eigentlich mit dem Dienstmädchen zu sprechen? Hast Du mir vom Markte etwas mitgebracht? Man darf keinen Freund, keinen guten Bekannten haben. Jedes Interesse für jemanden anders gilt ihr als Abneigung gegen sie selbst. — — — Man muß immer nur sie anblicken und ihre Schönheit rühmen. . . . Du mußt sie Herrin nennen, ihren Geburtstag feiern, bei ihrem Wohle schwören, wünschen, daß sie dich überlebe, ihre Amme in Ehren halten, ihre Zofe, den Erbsklaven, das Pflegekind“ usw.

Auch in dieser Diatribe scheint der Humor des Verfassers der „Charaktere“ eine Hauptrolle zu spielen. Aber wieder ist dieser Humor nicht subjektiv, sondern der in den Tatsachen, im Leben selbst liegende. Was wir heutzutage

oft so gedankenlos „komisch“ nennen, das bietet Theophrast nicht. Deshalb steht er auch nur mit dem Komödiendichter in näherer Beziehung, der das Leben am unmittelbarsten getroffen hat, mit Menander.

Die späteren Peripatetiker.

Aus der platonischen Akademie hervorgegangen, hatte Aristoteles in weiter Umspannung fast aller wissenschaftlichen Arbeitsgebiete, in sammelnder, kritischer, spekulativer Tätigkeit, als Historiker, exakter Forscher und Metaphysiker einen Riesenbau aufgeführt. Seine Schüler suchten die gewaltige Vielseitigkeit des Meisters fortzusetzen, und, wie wir sahen, mit nachdrücklichstem Erfolge; ethische, literaturgeschichtliche, historische, naturwissenschaftliche Bücher hat nicht selten die Hand eines und desselben Philosophen geschrieben. Nicht immer aber sind diese Männer im eigentlichen Sinne Philosophen; es stehen manche unter ihnen, die keineswegs mehr ein wirklich spekulatives Denken zeigen, sondern nur ein äußerst fruchtbares, öfters auch unheilvoll ausgebreitetes Schriftstellertum auf allen möglichen Wissensgebieten entwickeln. Aber alle diese Persönlichkeiten: Philosophen, Gelehrte und bloße Literaten, sind verbunden durch das Interesse für den Menschen, für sein physisches oder psychisches Dasein, für das Individuum oder die größere Gemeinschaft.

Die ethischen Studien hatten wir durch Theophrast zur höchsten Blüte kommen sehen. Sie erfuhren noch weitere Fortsetzung, freilich jetzt durch Persönlichkeiten, die nach dem weltmännisch feinen Theophrast nun als Lebemänner von reinstem Wasser erscheinen. Da wird denn wohl, und zwar bezeichnenderweise in einem Lehrbuche der Rhetorik, das Wesen des Katzenjammers geschildert. Wohl soll das Bild dieses Elends zunächst moralisch abstoßend wirken, aber die

einzelnen Züge sind doch so lebenswahr, daß man deutlich die Absicht reiner Beobachtung als die ursprüngliche erkennt. — Theophrastischer Geist lebt ferner in einer guten Charakteristik des Unhöflichen fort, der sich für keine Einladung revanchiert, freundliche Fragen nach dem eignen Befinden überhört, alle Formen des Briefstils vernachlässigt. Noch treffender ist die Schilderung des Doktor Allwissend, der alle Handwerke verstehen will und auch ausübt, ein Testament ohne Advokaten schreibt, sich und Andere ärztlich kuriert, Gärtnerei und Handel nach seiner Fasson treibt und den, der ihn auslacht, für einen törichten Laien hält. Und aus gleicher Schule stammt die ergötzliche Darstellung dessen, was alles dem Schwindler geschieht, der den Reichen spielt; es ist eine Beobachtung des Lebens, die uns an Charakterschilderungen Daudetscher Romane erinnert.

Kraft ihrer die Natur in ihrer Ganzheit erfassenden Beobachtung haben die Aristoteliker denn auch das Wesen des Weibes wieder etwas mehr gewürdigt. Wir lasen kürzlich jene aristotelische Stelle über die mütterliche Liebe. Aus späterer Zeit, aber gleicher Schule kennen wir Betrachtungen über die Wesensunterschiede von Mann und Weib sowie über den Typus der sanften und klugen Frau, die im Unglück dem Gatten zur Seite stehe, in Krankheiten sein bitteres Wesen ertrage, um für alles — echt griechisch — hohen Ruhm zu finden. — —

Wir haben peripatetisches Denken und Gestalten in seinen Hauptleistungen kennengelernt. Betonen wir noch einmal das erreichte Ergebnis: Aristoteles und seine Schule haben die Entdeckung des Menschen, die die Jonier begonnen, die Sophisten bewußt entwickelt hatten, zum allseitigen methodischen Studium des Lebens an sich, des „Bios“, ausgebildet, dessen Kenntnis sie auch durch ihre Charakterschilderungen wieder dem Leben selbst, der gerichtlichen

Praxis zuführten. Indem nun der Meister zugleich mit der Frage nach dem Wesen des Menschen auch die nach seiner sittlichen Aufgabe beantwortete, suchte er das ganze menschliche Dasein in einen umspannenden Rahmen zu fassen. — —

In der peripatetischen Epoche, noch durch Aristoteles' Wirken gefördert, beginnt nun auch die eigentliche griechische Moral-Literatur. Schon unter die Schriften des Isokrates hat sich ein solcher Traktat mit guten und von einiger Menschenkenntnis zeugenden Ratschlägen verirrt. Alles zielt also auch hier auf den Menschen ab. Viel Gutes, auch manch trefflicher Witz begegnet in dieser sehr umfangreichen, besonders von der kynischen Schule vertretenen Literatur, aber ebenso oft auch die seichteste, platteste Traktatenweisheit. Auf eine eingehendere Beschäftigung mit diesem Genre können wir hier füglich verzichten.

Die anderen Schulen.

Vom Kynismos und seinem Menschenideale haben wir schon gehört (S. 140). Das handfeste Wesen dieser Schule machte sich nicht viel Kopfzerbrechen über Natur und Charakter des Menschen; der Kyniker war Moralist, nicht Ethiker. Der Mensch sollte lernen und treiben, was zu seinem wahren Heile und seiner innerlichen wie äußeren Gesundung frommte. Da Wohlleben, Wissenschaft und überhaupt fast alles, was sonst auf Erden im Preise stand, für diese Sekte „Dunst" war, so begnügte sie sich mit ganz einfachen Elementarbegriffen und Forderungen. Darüber hinaus sind selbst die geistreichsten Vertreter der kynischen Lehre nicht gekommen. Ein Menippos mochte, soweit wir von seinen Anschauungen Kunde haben, das Menschenleben mit einem Bienenschwarm vergleichen, in dem Eines immer das Andere steche; der große Humorist mochte seinen bitteren Empfindungen über dieses Dasein noch manch anderen

Ausdruck geben: er brachte damit die Gesamtanschauung der Kyniker nur auf eine schöne Form, ohne etwas besonders Originelles zu sagen. Und ebenso enthalten die vielen Aperçus der einzelnen Vertreter der Sekte zwar manchen guten und auch wohl etwas gezwungenen Witz, aber nie eine schlagende Beobachtung über das Menschenleben. —

Weit mehr Anteil nahm die Stoa an der Frage nach dem Wesen des Menschen. Freilich war sie von der Nüchternheit und wissenschaftlichen Vorurteilslosigkeit der Peripatetiker weit entfernt, ihre ganze Anschauung blieb aprioristisch und doktrinär; stellten doch die Stoiker den Menschen, das „vernunftbegabte Wesen“, schon vermöge seines aufrechten Ganges hoch über das Tier, das sie gar nicht mehr recht kannten. — Deutlich zeigt den eingetretenen Rückschritt eine Betrachtung der stoischen Anschauung über die Triebe und Leidenschaften. In diesen erkannten, wie bemerkt, die Aristoteliker naturgemäße Regungen, Keime des Guten, die auf die mittlere Bahn gelenkt werden müßten. Der Stoiker tut, trotz seines lauten Bekenntnisses, der Natur entsprechend leben zu wollen, gerade der Natur Zwang an, wenn er dekretiert, daß alle Leidenschaften nur auf unvernünftigen Vorstellungen, sei es über Güter oder Übel, beruhten. Von ihrer abstrakten Höhe herab überreichte die stoische Schule ihren Jüngern ein Verzeichnis der lediglich intellektuell gekennzeichneten Tugenden wie Fehler und hat denn auch die Affekte auf gleich vernünftelnde Weise in scholastischen Tabellen untergebracht. Da wird denn z. B. der Zorn charakterisiert als die Begierde nach Rache an einem vermeintlichen Beleidiger; der Unwille ist beginnender, die Bitterkeit sofort ausbrechender Zorn, Groll eine zornige Stimmung, der man Dauer geben will, und was dergleichen Bestimmungen mehr sind, in deren elementarschulmäßiger Aufstellung die Stoa ein unerfreuliches Genüge fand.

Auch die Versuche der Sekte, auf ihre Weise die Affekte physiologisch zu charakterisieren, haben nicht sehr weit geführt und können demnach hier unberücksichtigt bleiben. Dagegen hat die Betrachtung eines Triebes oder einer Leidenschaft, eben die des Zorns, bezeichnend genug für das Wesen der Griechen, das Interesse der Stoa wie auch weiterer philosophischer Kreise bis auf spätere Kirchenväter herab so nachhaltig beschäftigt, daß wir diesem Gegenstande noch einige Aufmerksamkeit schenken müssen.

In der peripatetischen Lehre von einer gewissen Zulässigkeit des Zorns erkennt die ältere Stoa eine Art Attentat auf die hohe Stellung des Menschen. Wie die Affekte Störungen und Krankheiten des Seelenlebens sein sollten, so sieht die Sekte im Zorn nur eine völlig unsinnige Regung, die sie in aller und jeder Äußerung glaubte bekämpfen zu müssen. Eine Reaktion dagegen leitete nun Poseidonios ein, der weitblickende Philosoph, der mit Platon[1] im Menschen einen unvernünftigen Seelenteil feststellte, in unserem Innern den Samen der Schlechtigkeit fand. Er erklärte mit den Peripatetikern die Neigung zum Zorn als ein Ergebnis körperlicher Zustände, er kennzeichnete, für unsere Kenntnis vom Altertum völlig vereinzelt, die Verstimmbarkeit unseres ganzen Nervenlebens. Diesen Menschen, sagt er, ärgern Kinder, Frauen, Tiere, jenen ein ungeschickter Dienstbote, ein schlecht liegendes Kissen, ein schief gestellter Tisch, eine verschlossene Tür, das Knarren eines Möbels, Husten oder Niesen des Nebenmenschen. Der Ausdruck des Zorns tritt in brutaler oder unsinniger Form hervor: schimpfend will der Erboste einen Stein, an den er gestoßen, zerschmettern oder er wirft ihn weit fort, er stößt einen Sklaven mit dem Griffel ins Auge, wirft einen Tisch um oder schmeißt mit Trinkgefäßen um sich. Wütende Worte fallen, das Antlitz des Zornigen wird bald rot,

[1] Vgl. oben S. 139.

bald blaß, seine Adern schwellen an, die Brust — in ihr sah die Stoa den Sitz dieses Gefühls — hebt und senkt sich ungestüm, heiser wird die Stimme, die Hände fahren hin und her, der Fuß stampft den Boden. — Aber Poseidonios ging mit den Peripatetikern noch einen Schritt weiter. Er, der als Psycholog den körperlichen Vorbedingungen so weite Konzessionen machte, der echt aristotelisch zwischen Seelenleben und Physiognomie nächste Zusammenhänge feststellte, wollte auch die Neigung zum Zorn durchaus nicht gleich der Stoa nur verwerfen. Er sah mit Aristoteles in einem cholerischen Temperament ein Zeichen einer kraftvollen Natur, er erkannte darin eine Verbindung von Tapferkeit und Feuer. Er berief sich dafür auf die wilden nördlichen Völkerstämme, die ihre Freiheit bewahrten, aber freilich im Unterschiede zu den besser sich beherrschenden Völkern der milderen Zone der Fähigkeit zu regieren entbehrten. — So liegt hier ein letzter Erfolg des peripatetischen Denkens vor Augen. Aber auch noch auf anderen Wissensgebieten ist ein solcher gewonnen worden.

2. Biographie, Ethnographie und Geschichtschreibung.

Schon Aristoteles hatte in seiner „Staatsverfassung der Athener" lebendige Bilder der einzelnen geschichtlich schöpferischen oder handelnden Persönlichkeiten gegeben; etwa gleichzeitig charakterisierte Theopomp in seinem großen Geschichtswerke den seine Epoche bestimmenden Mann, den Makedoner Philipp, wie die athenischen Volksführer. Auf Philipp folgte sein weit größerer Sohn Alexander, dessen zauberhafte Persönlichkeit die Federn der Dichter, Philosophen, Historiker, Biographen, Redner, Romanschreiber in Bewegung setzte, dessen Werden, Wollen und Vollbringen

das Altertum bis auf seine letzten Zeiten beschäftigt hat. Und mit ihm wie nach ihm betrat den Boden der Geschichte eine unendliche Fülle von bedeutenden oder bedeutsamen Menschen: Könige, Feldherren, Staatsmänner, Gelehrte und Künstler. Das bis auf jene Makedonerkönige noch verhältnismäßig ruhige und in feste Schranken gebannte griechische Leben geriet in tiefe Erregung und verwandelte sich in ein Theatrum Europaeum, dessen Bühne nun auch Völker betraten, von denen die Hellenen bis dahin nur den Namen gekannt hatten. Ein Wirbelsturm durchfegte die ganze Zeit; Reiche entstanden und versanken, stolze Könige von gestern waren heute heimatlose Flüchtlinge; wer noch eben seinen Feind auf Leben und Tod bekämpft hatte, ward gleich danach sein bester Freund. Der Gatten- und Verwandtenmord durchraste die Paläste; die Königshallen durchschlich der Ehebruch. Bruder und Schwester lebten in offener Ehe, die von Hofdichtern gefeiert ward; hohes Lob ward einer Berenike zuteil, die ihren Bräutigam, da er Buhlschaft mit ihrer Mutter trieb, ermordete. Denn in diesen Zeiten spielen nun auch die Frauen eine bevorzugte Rolle. Wir sehen einmal einen furchtbaren Frauenkrieg vor uns, gleich leidenschaftlich wie der zwischen den Fränkinnen Fredegunde und Brunhilde; einem Weibe zu Liebe entsagte der alte König Ptolemaios dem Thron; drei spartanische Königinnen gehen für die Sache ihres Vaterlandes in den Tod. Die Persönlichkeit gewinnt unermeßliche Bedeutung; es muß damals, wie J. Burkhardt in seiner schlichten Weise sagt, für Individuen eine aparte Sonne geschienen haben. Dagegen sind die Völker, die Untertanen, ausgeschaltet. In dieser Zeit entsteht die griechische Biographie im eigentlichen Sinne.

Der schwere Verlust, der die griechische Literatur gerade des hellenistischen Zeitalters betroffen, hat uns auch um eine genauere Kenntnis der Biographie jener Epoche ge-

bracht; doch hat es die Wissenschaft verstanden, die weiten Lücken der Überlieferung auszufüllen und uns ein Entwicklungsbild bis auf die Zeiten des berühmten Biographen Plutarch zu zeichnen.

Der Begründer der literarischen Biographie, die die lange Reihe dieser Schriften eröffnet, ist Aristoteles' Schüler Aristoxenos. Ein mehr als temperamentvoller, öfters höchst ungerechter Schriftsteller, hat er dem ganzen Genre durch seine Neigung, da, wo die gute Überlieferung versagte, die Fabel wirken zu lassen, auf lange Zeiten hin geschadet. So ward er der eigentliche Schöpfer jener Legende von Pythagoras, von dem man damals so verschwindend wenig mehr wußte. Ihn modellierte er zu einer Gestalt aus, die auf die griechische Phantasie mehr als ein halbes Jahrtausend wirken sollte. Die gleiche Lebenskraft betätigte seine Biographie des Sokrates mit ihrer intimen Kenntnis von der angeblich überaus cholerischen Anlage des Weisen, mit dem häßlichen Klatsch von seiner Bigamie.

Eine neue biographische Hintertreppen-Literatur schoß auf. Sie wußte alles, sah hinter jede Falte des Daseins. Sie kannte die Todesarten der ganz alten wie der späteren Philosophen, sie brachte die schöne Geschichte von Herakleitos' Ende auf einem Misthaufen auf; sie gab genaue, porträtartige Auskunft selbst über das Äußere des Nationalheros Herakles. Sie übernahm jeden Klatsch, der ihr aus Gott weiß welchen Quellen zufloß. Nun erzählte man die törichtesten Geschichten von Euripides' Lebensverhältnissen; Perikles hatte nur wegen Aspasia Krieg geführt; ja, auch Demosthenes, er, der bittere, schmallippige Wassertrinker, sollte ein ganz zügelloser Gesell gewesen sein. Es war sehr nötig, daß ernstere Forscher den Charakter bedeutender Dichter und Schriftsteller durch gründliche Prüfung der Tradition von solchen Flecken befreiten und das alte Bild der Persönlichkeit wiederherstellten. Es gelang denn auch, die

pikante Richtung mit ihren sensationellen Enthüllungen zurückzudrängen, die Gestalten eines Euripides, Perikles und Demosthenes gereinigt aus dem Schlamme jener Biographien hervorgehen zu lassen.

Größte Bedeutung für den alles Charakteristische erspähenden Biographen hat selbstverständlich die Anekdote, womöglich die scharf gepfefferte. Ganz sparsam von Platon, häufiger schon von Aristoteles verwendet, wird sie das eigentliche Gewürz der späteren peripatetischen Biographen. Ja, sie entwickelt sich sogar zum Selbstzweck. Noch besitzen wir im Auszuge eine ganze lange Reihe von meist recht schmutzigen Witzworten berühmter Hetären; auch von anderen Sammlungen wissen wir, ja, damals wie heute bildete sich um Person und Aussprüche einiger Sonderlinge, wie es z. B. Timon gewesen, und um bekannte Spaßmacher eine dichte Legende. — —

Erhalten ist uns von den älteren peripatetischen Biographen nichts; wir kennen nur ihren Nachzügler Plutarch, dessen ganze Zeit hier außerhalb unserer Betrachtung liegt; so bedeutsam er als Historiker bleibt, hat er doch die Geschichtschreibung nicht um neue Anschauungswerte bereichert. Denn wenn er seine Helden in ihrem Werden schildert, ihre Fehler nicht verschweigt, seiner Neigung zu Einzelheiten durch die Mitteilung individuellster Züge genügt, und auch das Äußere der Persönlichkeiten bis zur Gestalt eines Herakles hinauf nicht unberücksichtigt läßt, so sind dies, wie wir sahen, keineswegs ihn allein kennzeichnende Eigentümlichkeiten, sie bilden vielmehr ein Erbe der Vergangenheit. Aber Plutarch hat diese Überlieferungsstücke durch den Zauber seines Wesens zu einem neuen organischen Ganzen zusammengefügt, „als Hüter“, wie Hirzel sagt, „immer neu lebendiger Schätze“.



In dieser Zeit, wo die Beobachtung des Menschenlebens in der Philosophie, der Geschichtschreibung, der Dichtung so breiten Raum beansprucht, wird nun der Begriff des „Bios“, des Lebens, vom Individuum aus auf ein großes Ganze angewendet: der Peripatetiker Dikaiarchos, ein Aristotelesschüler, ein durchaus exakter Forscher, schreibt unter dem Titel: „Das Leben Griechenlands“ eine hellenische Kulturgeschichte, die, obwohl sie im Gegensatze zu Demokrits großartiger Betrachtungsweise noch ein anfängliches goldenes Zeitalter kannte, doch im weiteren Verlaufe des Werkes sachgemäß das Nomadenleben vom Dasein des Ackerbauers trennte. —

Die Peripatetiker nahmen auch das alte ionische Studium der Länder und Völker wieder auf. Man bereiste den Osten, Westen und Norden und machte den freilich nicht immer glückenden Versuch, einmal ohne die gewöhnlichen griechischen Scheuklappen das fremde Volkstum zu erkennen. Eine Fülle von Monographien entstand; der letzte hochbedeutende Ausläufer dieser von den Peripatetikern nachdrücklich geförderten Interessen ist Tacitus' Germania.

Was für das Ausland recht war, mußte auch für Griechenland billig erscheinen. Im 3. Jahrhundert führt uns eine kleine Schrift, die man „griechische Städtebilder“ genannt hat, von Stadt zu Stadt, von Volk zu Volk. Da lesen wir noch etwas mehr über einzelne Stämme, als wir bis dahin wußten. Zwar, daß die Thebaner mit ihrer Vorliebe für plumpe Athletik als zumeist gewalttätig und rauflustig erscheinen, nimmt uns nicht weiter wunder, aber daß ihr Wesen besonders optimistisch sei, ist etwas ganz Neues, und auch das hohe Lob thebanischer Frauenschönheit steht vereinzelt da. In Athen scheidet der scharfe Beobachter zwischen den eigentlichen Bewohnern der Stadt und den Attikern. Diese setzt er sehr herunter: sie sind geschwätzig, geriebene Gesellen, intrigante Aufpasser; dagegen ist der

Athener hochsinnig, von einfachem Wesen, ein treuer Freund, dabei wißbegierig; doch müsse man sich, fügt der Verfasser hinzu, vor den Hetären in der Stadt in acht nehmen.

Zum Wesen des eigentlichen Volkes, für das man jetzt ein so lebhaftes Interesse hat, dessen Typen auch die Dichtung und Kunst so gerne darstellt, gehören auch die Sprichwörter. Schon Aristoteles hatte allerhand Erklärungen von diesen gegeben (S. 185). Jetzt wird dieses Studium ganz allgemein, und auch die realistische Dichtung spiegelt die Freude daran wider. Dementsprechend beschäftigte man sich auch mit dem Volksgut der Rätsel und veranstaltete Sammlungen dieser. —

Die peripatetische Eigenart äußert sich nun auch in der eigentlichen Geschichtschreibung aufs kräftigste. Zwar für die Lösung des Rätsels von Alexanders widerspruchsvoller Persönlichkeit, des jugendlichen Welteroberers und des Mörders seiner Freunde, genügte vielleicht die Geschichtsbetrachtung des Isokrates, der einen Charakter im Werden dargestellt hatte. So konnte des Makedonerkönigs Wesen als Ergebnis einer Entwicklung vom hochherzigen Jüngling zum tückischen Tyrannen aufgefaßt werden. Aber der Wirbel, der nach ihm das ganze griechische Dasein erfaßte, die Fülle neuer Persönlichkeiten erforderte andere Darstellungsmittel als die rhetorischen der Isokratesschüler. Die Schilderung soll jetzt Nachahmung der Begebenheiten bringen, soll also drastisch sein, dem wirklichen Leben angemessen. So wird die einzelne Persönlichkeit in unmittelbarer Charakteristik vorgeführt, ihr Wesen geschildert, treffende Worte des Individuums werden zitiert, das Intimste nicht unberührt gelassen. Mit besonderem Vergnügen vertieft man sich dabei, selbstverständlich mit hochmoralischer Miene, in Schilderungen üppigen Lebensgenusses, sei es der Einzelnen oder ganzer Völker. Namentlich aber beanspruchen jetzt, in der Zeit erotischer Skandalgeschichten an den Königs-

höfen, Liebesepisoden einen breiten Raum. Aber eben durch diese bis ins Einzelne gehende Charakteristik des Individuums, durch die Lust am Pikanten verliert der geschichtliche Sinn so manches Historikers der Zeit an Weite des Blickes. Dafür sind dann allerdings einzelne Charakterzüge historischer Persönlichkeiten, die wir auf diesem Wege kennenlernen, von hohem Werte. Denn ein wahres Bild spätgriechischen Königselends steht vor uns, wenn wir lesen, wie der Ägypter Ptolemaios II., der hochgebildete und doch wildem Genuß fröhnende Herrscher, am Podagra leidend von der Höhe seines Palastes voll Neid auf die armen Eingeborenen herabblickte, die sich unter seinen Augen fröhlich und gesund im Sande wälzten! —

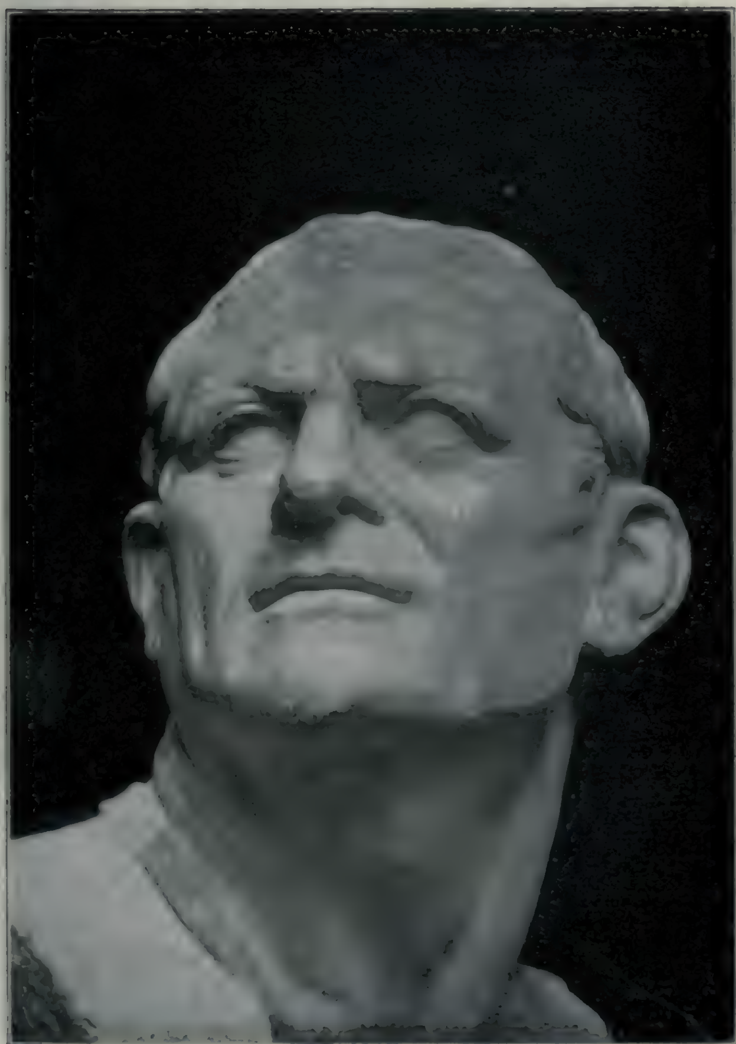
Aber noch einmal kam der so sich zersplitternden griechischen Geschichtschreibung Hilfe, ja Rettung durch einen Mann von ebenso gesundem Wesen wie wissenschaftlichem Sinne, der nur den Fehler besaß, im Bewußtsein jener Vorzüge den Erzieher etwas zu deutlich hervorzukehren. Das war Polybios, der Staatsmann und Soldat, der Pragmatiker und leidenschaftliche Freund der Wahrheit.

Polybios ist der erbitterte Gegner der vor ihm waltenden Sucht, überall mit schlecht bezeugten Charakteristika zu arbeiten, er ist der Feind der Anekdotenjäger, er hat die Geschichtschreibung vom verderblich wuchernden Klatsch befreit. Ohne jegliche Mohrenwäsche gelingt es ihm, heftig angefochtene Persönlichkeiten durch ruhige Erwägung der Tatsachen und verstandesklare Prüfung der ihnen feindlichen Literatur von entehrenden Anwürfen zu reinigen. Namentlich aber bekämpft er die moralischen Superlative. Er rügt die Neigung, aus einem halt- und sittenlosen Herrscher nun gleich einen Wüterich zu machen, er warnt vor der allzu freigebigen Erteilung des Namens „Verräter“, wie anderseits vor der Ausstaffierung eines braven und ein-

fachen Mannes zum Heros. Besonders nachdrücklich aber betont er immer wieder die Unzulässigkeit umfassender Charakteristiken, dergleichen die Eitelkeit antiker Seelenkündiger — nicht weniger als die moderner Psychologen — zu entwerfen sich gefiel. Demnach vermeidet Polybios die sonst gleich beim ersten Auftreten eines Mannes gegebene Gesamtcharakteristik und begnügt sich, jedesmal bei passender Gelegenheit nur seine einzelnen Handlungen zu kritisieren. Er konstruiert nicht, sondern läßt eine besonnene Synthese walten. Denn er glaubt deutlich zu erkennen, daß, wie ein Mensch von seiner Abkunft und Erziehung in starkem Grade abhängig sei, so auch auf ihn noch viel später andere Einflüsse, seine Umgebung, der Rat seiner Freunde wirke, daß besondere Lebenslagen ihn zu sehr verschiedener Handlungsweise bestimmen können. So kann derselbe in der gleichen Lage sich einmal klug, aber auch wieder schwerfällig, einmal tollkühn, dann wieder feige benehmen. — Auch gibt es Persönlichkeiten, deren sprunghaftes Wesen Lob oder Tadel ausschließt. Ähnliches hatten schon andere Denker gelehrt,[1] aber allem Anschein nach keiner so weitausholend wie Polybios. Diese sorgsame, die Persönlichkeit mit ruhiger Beobachtung begleitende Methode läßt ihn dann auch auf den Unterschied zwischen angeborenen und angewöhnten Eigenschaften hinweisen, ein Vorgehen, das uns an die heutige medizinische Scheidung zwischen ererbten und erworbenen Leiden erinnert.

Wie lockend mag es doch für manchen Historiker gewesen sein, mit pathetischer, weitausholender Gebärde ein Riesenbild des großen Karthagerfeldherrn Hannibal zu entwerfen. Polybios verschmäht alle solche Drastik. Auch bei dem Punier beobachtet er die Wirkung der verschiedensten Umstände, die ihn bald so, bald so handeln lassen, aber gerade dadurch gibt er ein richtiges Bild dieser Persön-

[1] Vgl. S. 91.



Geffcken Tafel 4

Hellenistischer Krieger

lichkeit, über deren militärische Leistung, die Fähigkeit, ein Heer, aus disparaten Truppen bestehend, unter den verschiedensten Schicksalen fest zusammenzuhalten, er sich in ausführlicher Charakteristik ergeht. — Zur Warnung vor summarischer Beurteilung rätselhafter Persönlichkeiten hatte ihn besonders die Betrachtung des Makedonerkönigs Philipps V. veranlaßt, dessen wechselndes Wesen der Historiker gut kennzeichnet. Zuerst ein anziehender und allem Guten zugetaner Mensch, verdirbt der Herrscher mit wachsender Macht, erhebt sich dann wieder im Unglück, ohne doch nun diesen Zustand seines Inneren zu bewahren; indem er vielmehr später aufs neue die schlimmsten Taten begeht, spottet seine Entwicklung jeder nach landläufigen Regeln rechnenden Psychologie.

Um so tieferen Eindruck machen bei Polybios einzelne Bilder aus dem Leben bedeutender oder merkwürdiger Persönlichkeiten. Bekannt ist jene schöne Episode, die uns den Schriftsteller selbst im Verkehr mit dem jüngeren Scipio vorführt. Der noch ganz junge Römer klagt seinem älteren griechischen Freunde seine Vereinsamung unter den Standesgenossen, die ihn als einen Träumer ansähen, weil er sich bisher der sachwalterischen Tätigkeit fern gehalten habe, und ihm die Fähigkeit absprächen, seinem Hause einst Ehre zu machen. Gerade in dieser Klage erkennt nun Polybios den hohen Sinn seines jungen Genossen und verheißt ihm seine kräftige Hilfe, um ihn seiner erhabenen Vorfahren würdig zu machen. Da ergreift Scipio den Freund bei der Hand, die er heftig drückt, und ruft aus: „Ach, käme doch der Tag, da du ganz allein nur mir lebtest, mit mir dein Dasein teiltest. Dann glaube ich wirklich meines Hauses und meiner Ahnen würdig zu sein.“

Und nun ein ganz anderes Bild! Polybios schildert uns das Wesen des halbverrückten Syrerkönigs Antiochos. Der entläuft als Prinz gern seinem Hofstaat, treibt sich unter den

Juwelieren herum, mit denen er klugschwatzt, kneipt mit allerhand Gesindel, drängt sich bei jedem Trinkgelage auf und umschmeichelt die Bürger, um irgend ein städtisches Amt zu erhalten. Als König interessiert er sich zu aller Verwunderung gewaltig für das Leben der Börse, macht bald schäbige, bald überschwengliche Geschenke und badet am liebsten, wenn die Badeanstalt so recht voll ist. Er salbt sich dort ausgiebig; da ein Badegast sich nach gleichem Genuß sehnt, läßt er ihm ein großes Gefäß Myrrhenöl über den Kopf gießen und will sich, wo nun auch die anderen Anwesenden sich in der wohlriechenden Essenz herumwälzen und, in der schlüpfrigen Feuchtigkeit ausgleitend, durcheinander purzeln, vor Lachen ausschütten. — Solche Bilder des Königslebens in den verkommenden griechischen Staaten wirken überzeugender als die schmutzigen Anekdoten der peripatetischen Historiker früherer Zeit.

Wohl verfolgt Polybios' Darstellung des römischen Wesens eine erziehliche politische Absicht: er will die Griechen darüber belehren, mit welchem Volke sie es zu tun haben. Aber wir vergessen diese Tendenz über dem wahrheitsgetreuen Bilde, das der Historiker von Rom und der römischen Rasse gibt. Kein Grieche hat je ein fremdes Volk schärfer beobachtet als dieser klare Betrachter. Wir glauben ihm aufs Wort, daß die Römer von Cannä gewissenhaft und gottesfürchtig waren, daß sie nicht Eide brachen noch den Staatssäckel bestahlen. Aber wir sehen auch die ganze Brutalität dieser Rasse von Eroberern vor uns, wenn wir lesen, wie die Römer in einer eroberten Stadt nicht nur die Menschen töten, sondern auch alles Getier zerstückeln. Und wie das Volk durch die fortgesetzten Kriege die Ehrenhaftigkeit seines Wesens zu verlieren begann, ist aus den späteren Teilen des polybianischen Werkes zu erkennen. So liegt hier ein Stück von Roms innerer Lebensgeschichte vor uns. —

Die Eigenart der alten peripatetischen Geschichtschrei-

bung, die Verwertung auch der kleinen individuellen Eigentümlichkeiten, verband nach Polybios mit großer historischer Anschauung der schon genannte Poseidonios, der als Philosoph wohl der Stoa zugezählt wird, obgleich er, wie bereits bemerkt, in synkretistischem Geiste auch manches aus Platon und Aristoteles entnahm, dessen Universalismus in ihm den letzten mächtigen Erben fand. Er ist als Geschichtschreiber Kulturhistoriker, Ethnolog wie auch feinster Psycholog. Freilich war seine Anschauung von den Anfängen der menschlichen Kultur im Gegensatze zu Demokrits klarer Erkenntnis eine Konstruktion, hielt auch er doch noch an der Idee eines goldenen Zeitalters fest. Dafür aber verdankte ihm das Altertum die treffliche Sittenschilderung des zum gefährlichen Feinde des Römerreiches gewordenen Parthervolkes, die Kenntnis der Iberer und Ligurer, deren völkische Eigenart er selbst gründlich mit dem Auge des Naturforschers studiert, endlich die Kunde der Kelten und Germanen, die für uns noch heute so wichtig bleibt. Das sensationslustige, duellwütige Wesen der Gallier, deren Beschreibung Cäsar dem Poseidonios entnommen, hat hier zum ersten Male eine glänzende Schilderung gefunden; die wilde Kraft der Germanen wird von dem Geschichtschreiber des Cimbern- und Teutonenkriegs in ihrer Furchtbarkeit erkannt. Aber derselbe entwarf auch die Schreckensbilder jener Greuel an den kleinen hellenistischen Fürstenhöfen, ließ in das Chaos der sozialen Kämpfe Roms, sei es der Sklavenaufstände oder der gracchischen und sullanischen Unruhen blicken, Menschen und Dinge in dramatisch bewegter Sprache vorführend. Da fand sich ein C. Gracchus mit gleich individueller Sorgfalt charakterisiert wie jener alberne Syrerkönig, den uns Polybios soeben geschildert hat, da ein in seinem Fette erstickender Ptolemäer. Wundervolle Bilder von Volksversammlungen entrollten sich, bis ins Kleinste, bis in die Beobachtung einzelner Gebärden eines Dema-

gogen ausgeführt. So wirkte seine Darstellungsweise, die im Unterschiede zu Polybios' vorsichtiger und wissenschaftlicherer Methode wohl wieder große Vollbilder geschichtlicher Persönlichkeiten gab, tief auf seine Zeit und die Nachwelt ein. Um so beklagenswerter ist der Verlust seiner Werke, der Schöpfungen des Historikers und Philosophen, dessen Forscherauge sich das europäische Völkerindividuum, die Einzelpersönlichkeit, das Wesen des Menschen erschloß. — In der Hauptsache hat also auch die peripatetische Geschichtsbetrachtung gesiegt. Freilich war aus ihr etwas Neues geworden, der Widerspruch des Polybios gegen die frühere Betrachtungs- und Darstellungsweise hatte die peripatetische Historiographie reifer werden lassen; Poseidonios betrat die alten bösen Irrwege nicht wieder. Sein pathetischer Stil gewann ihm die Leserwelt, seine lebensvollen Bilder geschichtlicher Persönlichkeiten und fremder Völker übten tiefe Wirkung aus und regten zur Nachbildung an. Aber die wirklich wissenschaftliche Ergründung historischer Gestalten, wie sie Polybios übte, hat allem Anscheine nach zu Gunsten des künstlerischen Abrundungsbedürfnisses, das freilich ein Polybios nicht empfand, doch einige Einbuße erlitten.

3. Die Dichtung.

Die mittlere und neue Komödie.

Das Altertum hat uns die Einteilung der Komödie in die alte, mittlere und neue selbst überliefert. Aber eine strenge Scheidung ist unmöglich. Denn das rein politische, aktuelle Lustspiel hat zwar die alte Komödie beherrscht, aber nicht mit unumschränkter Gewalt: das haben wir schon früher festgestellt (S. 116). Auch schon damals sah man auf der Bühne Charaktertypen wie den „Einsiedler“, bereits zu jener Zeit gab der attische Dichter Bilder des athenischen Familien-

lebens. Ungenügend sind freilich unsere Vorstellungen von der „mittleren“ Komödie, trotz eines in Plautus' Übersetzung erhaltenen Stückes aus ihr, trotz der großen Menge von Bruchstücken, die wir von ihr besitzen; wir sehen nur soviel, daß ihre Verbindung mit dem „neuen“ Lustspiel sehr eng war. Allerdings scheint sie diesem in der Ausarbeitung der Charaktere, in der Lebensanschauung und auch im ganzen Milieu weit nachgestanden zu haben.

Die wenigen Charaktertypen der alten Komödie, die zur selbständigen Darstellung kamen, haben in der mittleren zugenommen. Der Menschenfeind Timon, der früher nur gelegentlich genannt ward, wird jetzt zur Hauptgestalt eines Lustspiels, es erscheint der Kuppler, der Koch, der Wucherer, ja schon der Offizier, jene immer wieder auftretende, oft recht groteske Gestalt auch der neuen Komödie, der „Niezufriedene“, den Theophrast so lebendig schildert, endlich der mürrische Geizhals, der um Gottes willen nicht um Fische und Gemüse, sondern nur um „Fischchen“ und „Gemüschen“ gebeten sein will. Eine ganz besondere Rolle aber spielt jetzt der schon der alten Komödie bekannte Parasit. Diese Gestalt, einmal geschaffen, erscheint nun in allen möglichen Formen, etwa wie der Hanswurst des deutschen Volksspiels, wie der italienische Arlecchino oder der moderne Pierrot. Der Schatten seines Herrn, dem er fast immer aufs niedrigste schmeichelt, stets hungrig und gefräßig, auf Einladungen erpicht, an Mißhandlungen gewöhnt, für seine Speisung durch Possenreißerei sich erkenntlich zeigend, macht er voll Zynismus gar kein Hehl aus seinem Wesen. Diese Selbstoffenbarungen genießen eine erstaunliche Beliebtheit, sie begegnen später auch in der neuen Komödie, sogar bei Menandros, und werden an Menge nur durch die tiefsinnigen Betrachtungen der Köche über ihre Kunst übertroffen, Ausführungen, die uns von der Originalität jener Dichter einen recht geringen Begriff geben könnten. — Neben

dem Parasiten und jenen furchtbar redseligen Köchen finden wir die Hetäre, deren ganzes Handwerk mit vollkommenster Sachkenntnis und Lebenswahrheit geschildert wird. Über viele dieser Stücke aber breitet sich der dicke Dunst des athenischen Fischmarktes mit seiner erdrückenden Fülle der frutti di mare aus; nur selten tauchen daraus die kräftigen Gestalten der plumpen und brummigen Fischhändler auf, die ihre Ware unter verdrießlich abgerissenen Worten unerschwinglich teuer verkaufen.

Äußerungen des Gemütes, wie wir sie später namentlich bei Menander, Euripides' würdigem Nachfolger, nach Fülle und Wert gleich erfreulich finden, begegnen hier äußerst selten. Die Liebe spielt natürlich schon eine gewisse Rolle, tritt aber noch nicht entfernt in so vielfältige Erscheinung wie in der folgenden Epoche; über die Ehe als Behinderung der männlichen Freiheit, über die Fehler der Frauen scheint man sich nur in allgemein üblicher Weise ausgesprochen zu haben.

Ein einziges Stück, bemerkten wir, ist uns aus dieser Zeit voll erhalten geblieben: es ist der von Plautus übersetzte „Perser". Ist es ein Zufall, daß schon der Personenzettel dieser Komödie nur Menschen niedrigsten Standes vorführt: einen Parasiten mit seiner Tochter, einen Kuppler, eine Hetäre, zwei Sklaven, eine Magd, einen verschmitzten Bengel? Schwerlich; aus diesen Kreisen, mit ihren geringwertigen Neigungen, setzte sich in der Hauptsache das Gestaltenpersonal der mittleren Komödie zusammen, bis eine neue Bildung den alten Typen frischeres Leben gab und neue Figuren schuf.

Und doch leuchtet auch in dieser Atmosphäre der Adel menschlicher Gesinnung auf. Eine anziehende und ganz wahre Gestalt innerhalb dieses „Bedientenstückes" ist die liebenswürdige Tochter des elenden Parasiten, der dieses sein Kind verkauft. Sie wehrt sich gegen die entwürdigende

Handlungsweise ihres Vaters, auf dessen Ehre sie nicht weniger als auf die eigne hält; fein und moralisch erklärt sie, der Arme solle nicht auch noch schlecht sein. Dann aber, als sie sich endlich unterwirft, geht sie mit keckem Humor auf den ganzen Plan ein, in ihrer Anmut fast einer shakespeareschen Gestalt vergleichbar.

Weit genauer kennen wir dank der emsigen philologischen Arbeit an Plautus und Terenz, dank den Papyrusfunden der letzten Zeit die „neue" Komödie, die, mit Diphilos und Philemon kräftig einsetzend, in dem unvergleichlichen Menandros gipfelt. Diphilos hat die bekannten Typen des Parasiten und Offiziers behandelt, vielleicht aber auch schon in seinem „Vielgeschäftigen" einen neuen Charakter entworfen; sicher weht in seinen Stücken trotz eines gewissen auch hier zu verspürenden Fischgeruches eine weit frischere Luft als in denen der mittleren Komödie. Hie und da begegnen auch ernste, die Sätze der Tragödie erweiternde Worte:

Ich bin ein Mensch, und das bedeutet Leid,
Das für und für des Lebens Losung bleibt,

sagt Diphilos in einer schönen Sentenz. Immerhin ist der Tribut, den dieser übrigens keineswegs ganz selbständige Dichter gelegentlich dem burlesken Wesen der älteren Komödie darbringt, nicht ganz unbeträchtlich. Die Roheit eines Landsklaven, die plumpe Freude, die die Herrschaft bei der Prügelei der Dienerschaft empfindet, die lüstern neugierigen Fragen einer Frau nach den Vorgängen in einem Ehegemache sind sicher sehr lebenswahr, zeigen aber noch immer eine gewisse Neigung zu einem geringen Milieu. Ziemlich schmutzig hat der Dichter auch die Liebe von Vater und Sohn für dasselbe Mädchen, und zwar in vergröberter Nachahmung Philemons, ausgeführt. Dagegen ist es ihm gelungen, in einem lustigen Fischersklaven ein Original von entzückender Frische, eine echte Volksfigur zu schaffen.

Weit bedeutender ist Philemon, der sich öfters an den jüngeren Menander angelehnt hat. Diesen Wert bezeugt schon der schöne an ein sophokleisches Wort anklingende Spruch: Sei stets ein Mensch und dessen eingedenk! sowie eine ganze Reihe feinste Beobachtung verratender Sentenzen. Scharfe Psychologie durchzieht jene römischen Stücke, die Plautus nach Philemon gedichtet hat. Da erscheint nun zum ersten Male der an der Nase herumgeführte Komödienvater, der sich echt menschlich viel mehr über den ihm gespielten Betrug als über die törichten Streiche seines Sohnes ärgert. Ein anderes Stück zeigt den nach Greisenart sehr geschwätzigen und lehrhaften Vater, der an seinem doch wohlgeratenen Sohn immerfort herumerzieht. Wieder ein dritter Alter kann sich im Selbstlobe nicht genug tun, wie brav er in seiner Jugend gewesen, wie streng ihn sein Vater genommen, wie er ihn von jeder Schürze ferngehalten habe. Aber gerade bei diesem Greis bricht die zurückgehaltene Natur zuletzt recht häßlich durch und rächt sich nachdrücklich. Der Vater verliebt sich in dasselbe Mädchen wie sein Sohn, gleich Kotzebues „beiden Klingsberg“; jeder sucht es dem Anderen zu verhehlen und behauptet, das Weib für einen dritten haben zu wollen. Der Alte wird nun immer zynischer, je weiter er den Pfad des Verderbens beschreitet, und tut sich in frivolem Eingeständnis seiner verspäteten Leidenschaft gar keinen Zwang mehr an, bis endlich der graue Sünder voll schwerer Bängnis vor seiner gestrengen Ehehälfte steht und sich ergeben muß. Wohl oder übel läßt er seine Beute fahren, nicht ohne einem lieben, tugendhaften Nachbarn, der ihn mit dazu gezwungen, heftig für diesen Streich zu grollen. — Dem echten Leben entsprechend stehen aber neben derartigen Gestalten auch sehr sympathische. Mit Leichtsinn und selbsteingestandener Schwäche verbindet sich in einem jungen Manne ein echt psychologischer Edelmut, der die Armut einem üblen Leumunde vor-

zieht und wirkliche Opfer zu bringen bereit ist. Irgend welche sentimentale Stimmungen aber, die sonst jenem Zeitalter nicht fremd sind, kommen bei diesem Attiker und seinen Genossen nicht in Frage.

Hoch über Philemon steht Menandros, einer der größten griechischen Dichter überhaupt. Er gilt dem Altertum als der bedeutendste Darsteller des Lebens: hat Menander, so fragte man, das Leben nachgeahmt oder das Leben den Menander? Die neuen Funde haben das Lob der Antike bestätigt, nur gilt es, wie wir ja auch schon früher (S. 187) geurteilt, dieses wunderbar getroffene Leben mehr als gemeinsames Gut der Peripatetiker und Menanders anzusehen. Es ist der Zeitgeist in allerfeinster Erscheinungsform. Dem Dichter aber entspricht sein Publikum. Das ist nun nicht mehr eine große lachlustige Menge, sondern eine etwas skeptisch und oft schon ein wenig resigniert lächelnde Gesellschaft.

Menander ist der Prophet des echten Menschtums. Er sprach es aus, was seine ganze Zeit empfand: „Ich bin ein Mensch," sagt bei ihm ein freundlicher Greis, „nichts Menschliches ist mir fremd." Und neben diesem hochberühmten Satze steht das schöne Wort: Wie lieblich ist der Mensch, wenn er wirklich einer ist. Humanität und Kenntnis echt menschlichen Lebens zeigen sich bei diesem Dichter vereinigt.

Natürlich kann auch Menander der konventionellen Reizmittel und überlieferten Gestalten der Komödie nicht entraten. Auch bei ihm tritt der vielberufene Koch auf, um sich seiner Kunst zu rühmen, und charakterisiert sich, wie bemerkt, der Parasit; auch Menanders Rollenzettel zeigt die bekannten strengen Väter neben den recht liederlichen Alten, zeigt die ausschweifenden Söhne mit ihren verschmitzten Sklaven, die stark zurückgedrängte Hausfrau, die Hetären, die Offiziere, Kuppler und Kupplerinnen, endlich die

besonderen Charaktertypen des Geizhalses, des Weiberfeindes, des Abergläubischen. Aber der attische Dichter hat es verstanden, so manche herkömmliche Gestalt der Bühne in bewundernswertester Ausführung bis in kleinste Züge hinein zu individualisieren.

Man erkennt den naturwissenschaftlichen Zeitgeist in jenen feinen, bis ins Physiologische hinein sich erstreckenden Beobachtungen. Jedes Alter, jedes Geschlecht, jedes Temperament, jede seelische Bewegung sehen wir in solcher Erscheinungsform vor uns. Ein Greis verrät uns seine Kurzsichtigkeit, indem er erst allmählich einen nahenden Bekannten erkennt; ein Eunuch steht als schläfriger, verschrumpfter Mensch voller Sommersprossen vor uns; die Gestalten der von ihren Müttern zu schmächtigem, binsenartigem Wuchs herangezüchteten attischen Mädchen schwanken vorüber; ein sehr junger Mann benimmt sich im Liebesrausch wie ein wildes Tier.

Das moderne Lustspiel, an dessen Ende „sie sich kriegen", wurzelt in Menander. Den Akt des Verliebens selbst hat dabei der Dichter ebenso wenig wie die anderen Poeten über das plötzliche, hitzige Gefühl des Südländers hinausgehoben. Kaum gesehen, so verlor ich meine Besinnung: so heißt es in der eigentlichen griechischen Liebesdichtung. Ebenso rasch geht es bei Menander; die Liebe kommt schneller als ein Wirbelwind, als die Meereswelle. Und ungezügelte Jugendtriebe, gefördert von der dunklen Nacht, von Liebe und Wein, führen nicht selten gleich zu brutalster Tat. Typisch, nicht ohne an Phaidras Leid zu erinnern, wird noch das Liebeselend geschildert: es reißt, zerrt, würgt an mir, ruft ein Jüngling, benebelt ist mein Geist; wo ich bin, bin ich nicht, wo ich nicht bin, da weilt mein Herz, was ich mag, verwerfe ich gleich wieder, so jagt mich die Liebe, lockt, verheißt. Als Heilmittel der Liebe erscheinen dann Trinken, Reisen, Feldzüge und der natürlich nie ernstlich

beabsichtigte Selbstmord. Die Erfüllung der Liebessehnsucht ruft dann einen neuen Rausch hervor; der Beglückte glaubt nie wieder ganz unselig werden zu können.

Von den liebenden jungen Männern aber ist kaum einer ein reiner Typus; sie zeigen alle, fast ohne Ausnahme, reichen individuellen Wechsel; mannigfache Temperamente, vom rein cholerischen bis zum stark melancholischen, kommen zu voller Geltung. Die allgemeinste Leidenschaft erhält allerpersönlichste Ausführung. Hier ereilt die Liebe einen schwermütigen, schwarzseherischen, argwöhnischen Jüngling, der seine Neigung einem einfachen und sittsamen Mädchen zuwendet, dort tändelt ein flotter Gesell mit einer üppigen Hetäre. Ein junger Mann will seinen Vater, mit dem er zerfallen ist, durch seine schleunige Abreise in Angst setzen, aber der Gedanke an seine Geliebte kränkelt seinen frischen Entschluß an. Ein anderer Schwächling läßt sich ob seiner Verliebtheit sogar von seinem Sklaven mit einer Art Wollust der Selbstpein ausschelten und schmachtet trotzdem in den süßlichsten Worten nach seinem Mädchen; Schwäche und Selbsterkenntnis finden sich auch sonst bei menandrischen Personen zusammen. Wieder hat ein junger Mann lange ruhig und allem Hetärenwesen abgeneigt gelebt, da gerät er zuletzt doch in das Netz der Verführung und lernt nun in Windeseile, ein Wüstlingsdasein zu führen. An die gleiche Voraussetzung knüpft ein zweiter Fall an, der aber eine ganz andere Entwicklung nimmt. Ein Jüngling hat ein stilles und seinem Vater gefälliges Dasein, ohne irgend welche Liebhabereien geführt, ein guter Kamerad seiner Jugendgenossen. Da ergreift die Liebe Besitz von ihm. Doch sein nobles Wesen irrt sich nicht im Gegenstande seiner Neigung. Ihm gefällt ein Mädchen, die bei einer anständigeren Hetäre lebt, der er an ihrem Sterbelager verspricht, für ihre Schutzbefohlene zu sorgen. Beim Leichenbegängnisse jener ist er tief ergriffen; er tut dann,

seinem Versprechen gemäß, seine volle Schuldigkeit. Diese vornehmen oder anständigen Charaktere von Liebhabern sind bei Menander nicht vereinzelt, man findet sie überall.

Im „Schiedsgericht“ hat ein junger Ehemann sich aus Kummer über den angeblichen Fehltritt seiner Frau einem zügellosen Leben ergeben. Als er aber hört, wie diese nun dem Drängen ihres eignen Vaters, von ihrem liederlichen Gatten zu lassen, widersteht, gerät er voll Reue über sein Benehmen gegen eine solch treue Frau außer sich und kann sich gar nicht mehr trösten. Solcher guter Anwandlungen und rechter Selbsterkenntnis ist bei Menander sogar die Gestalt fähig, die in der griechischen Komödie jener Tage als ein Ausbund von dummem Stolz, von Plumpheit oder Feigheit über die Bühne schritt: der Offizier. Ein roher Vertreter dieses Standes hat aus wilder Eifersucht, einer Leidenschaft, die im Gegensatze zu Euripides in der neuen Komödie merkwürdig selten erscheint, seiner Geliebten die Haare abgeschnitten. Mit seiner brutalen Tat aber versöhnt uns die tiefe, immer aufs neue wieder einsetzende Reue des Offiziers, dem dann auch seine Geliebte zuletzt noch Verzeihung gewährt. Wieder eine andere Erscheinungsform des Liebhabers ist der Aeschinus der terenzischen „Brüder“, der sein von ihm entehrtes Mädchen nicht zu verlassen fest entschlossen ist, aber aus Scham über seine Tat nur allzulange mit ihrer Sühnung verzieht. — Und wie der Herr, so das Gesinde. Auch unter den Sklaven Menanders begegnen wir gelegentlich einer durchaus moralischen Anschauung über die Liebe. Der Daos des neugefundenen „Heros“ liebt eine Magd seiner Herrin; mit Nachdruck verbittet er sich jeden Spott seines Mitsklaven über dieses Verhältnis, das als ein durchaus anständiges nur das Ziel einer rechtlichen Ehe habe.

Dasselbe Bild weist des Dichters Darstellung jugendlicher weiblicher Charaktere; ein gewisser Optimismus herrscht

auch hier. Namentlich hat der Dichter die junge Gattin in ihrer ehelichen Treue mit freundlichen Farben geschildert. Zweimal, in einem neuentdeckten Stücke, von dem eben die Rede gewesen, wie in einer römischen Übersetzung, sehen wir einen Vater den Ohrenbläser spielen. Beide Male aber muß der Versucher die Standhaftigkeit weiblicher Treue erfahren. Der zweite Fall zeigt dabei eine ganz besonders feine Behandlung: zwei tugendhafte Schwestern wollen, auch wenn ihre Männer fehlen, nicht Unrecht mit Unrecht erwidern; mit weiblicher List wissen sie dabei den Vater, der ihre Gewissenhaftigkeit für ganz unpraktisch erklärt, abzuweisen, ohne ihn doch vor den Kopf zu stoßen.

Entsprechend den gesellschaftlichen Zuständen, die auch in Attika Liebesverhältnis und Ehe streng schieden, kennt Menander neben der jungen Ehefrau nur die Hetäre. Bei keinem Dichter, auch bei den französischen nicht, geschweige denn deren verächtlichen deutschen Nachtretern, finden wir nun ein derartig eingehendes, geradezu liebevolles Studium des ganzen Hetärendaseins wie bei Menander, den eine spätere Zeit den Geliebten der reizenden Glykera nannte. Natürlich kennt er den gewöhnlichsten Typus der Courtisane: frech, reizend, nett, ganz ohne Rechtsgefühl, spielt sie die Spröde, ist immer voller Wünsche, liebt niemanden, tut aber stets so. Am besten gedeiht das Handwerk dieser Wesen, wenn sie mit einer Gleichgesinnten zusammenhausen; dann geht es nicht nur ihren Liebhabern, die von ihnen gerupft werden, übel, sondern auch deren Vätern, wenn diese lockeren alten Gesellen sich einmal in ihre Nähe wagen. Natürlich suchen die Hetären, wo es immer gehen will, die Damen der Gesellschaft, die sie heftig beneiden, nachzuahmen. Sie verfügen über deren gesellschaftliche Formen, erschöpfen sich, z. B. auf Besuchen, in höflichen Redensarten, affektieren bei einem Imbiß mit ihrem Liebhaber zimperliche Zurückhaltung, um sich dann freilich daheim auch gar

keinen Zwang mehr anzutun. Bei aller Verderbtheit sind sie fern davon, ein äußerlich rohes Wesen an den Tag zu legen. Alles ist bei ihnen schlaue Berechnung; die trefflich geschilderte Bacchis des „Selbstquälers“ will für ihr einsames Alter sorgen, daher sucht sie stets zwei Eisen im Feuer zu halten und spielt den einen Liebhaber gegen den anderen aus. Reich beschenkt von ihren Gönnern, kann sie großen Aufwand machen, der ihr ein nicht geringes Selbstbewußtsein sogar alten soliden Herren gegenüber verleiht, die sich natürlich über ihren vertraulichen Ton ärgern. Sonst besitzt auch sie gute Lebensart; so drängt sie nicht sofort auf den Empfang einer versprochenen Summe hin. Und doch lebt auch in diesen Geschöpfen ein Rest echten Menschtums, das Menander nicht etwa als Idealist, der an das Gute im Sterblichen glauben will, sondern als Kenner des wirklichen Lebens hervorhebt. Die eben genannte Bacchis fühlt vor ihrer sittlich hoch über ihr stehenden Freundin Antiphila das Elend ihres Standes; in diesem Bewußtsein wollen andere Hetären ihnen nahestehende Frauen vor dem eignen Schicksal bewahren. Chrysis war einst ein anständiges Mädchen; dann hatte sie ein Erlebnis und ward Hetäre, weil sie den Müßiggang der Arbeit vorzog. Aber ihre Schutzbefohlene Glycerium soll mit ihrem Willen nicht ihr Gewerbe fortsetzen; an ihrem Sterbebette muß ihr deren Liebhaber versprechen, für sie sorgen zu wollen. Ebenso hat Thais ihre Pflegeschwester in jeder Weise gut erzogen und besitzt ein feines Gefühl für das, was sich für einen Menschen von besserem Stande als sie selbst ziemt.

Weit höher steht die Hetäre, die nur durch ein unverschuldetes Schicksal dem Gewerbe auf kurze Zeit verfallen ist und im rechten Augenblick noch in den Hafen der Ehe einläuft. Diese unterscheidet sich kaum mehr von einer anständigen Jungfrau und ist im Gegensatze zu den eigentlichen Venusdienerinnen fähig, wirklich zu lieben. Solche

Mädchen halten auf sich und gute Sitte. Als freie Bürgerin bleibt die Geliebte jenes eifersüchtigen Soldaten, der, wie wir gesehen, in seiner Leidenschaft ihr das Haar abgeschnitten, in dauernder Empörung über ihre Mißhandlung und verzeiht erst spät, nachdem alles gut geworden, dem Übeltäter. Eine andere, nur begleitet von einer mehr als einfachen alten Dienerin, beschäftigt sich zu Hause mit rein weiblicher Arbeit, ohne irgend welcher Putzsucht zu fröhnen. So schafft Menander als Kenner der einzelnen sozialen Schichten überall die Übergänge vom ganz Verächtlichen zum Erträglichen und dann zum Erfreulichen. — — —

Die Hetäre bringt Zwist in die Familie. Das uralte, ewig neue Kapitel im Buche des Lebens: Väter und Söhne war schon in der alten Komödie behandelt worden (S. 117); auch damals spielte schon das Erziehungsproblem seine wichtige Rolle. Menander nimmt die Frage aufs neue in Angriff. Es handelt sich dabei ausschließlich darum, ob eine strenge oder milde und bewußt liberale Pädagogik besser zum Ziele führe. In zwei auf Menander zurückgehenden römischen Stücken wird das Problem ebenso fein psychologisch wie erheiternd gelöst. Beide Male haben wir es mit zwei Vätern zu tun, von denen der eine seinen Sohn äußerst streng erzogen, der andere entweder bewußte Milde geübt oder wenigstens auf besondere Härte verzichtet hat. Beide Prinzipien versagen. Der eine harte Vater muß erleben, daß seine Erziehung ganz erfolglos gewesen ist, seinen Sohn keineswegs vor übler Tat geschützt hat, des zweiten Herbigkeit vertreibt gar den Sohn aus dem Hause; als dieser wieder zurückkehrt, ist freilich dem reuigen Vater kein Opfer für dieses Glück zu groß. Dem milden Vater ergeht es aber ebenfalls übel. Denn einmal wird ihm der Beweis geliefert, daß seine Pädagogik im Grunde nur Schlaffheit gewesen ist; sein freundlich erzogener Sohn schlägt ebenfalls über die Stränge. Und im zweiten Lust-

spiele wird der pharisäisch seinen Freund wegen seiner Schärfe tadelnde Alte, der stets von erhabener moralischer Warte redende Weise, durch die Streiche seines eignen Sohnes ganz außer Fassung gebracht und muß nun seinerseits die gleiche Predigt hören, die er früher gehalten hat. Hier hören wir also die peripatetische Lehre, daß das richtige Handeln stets auf der Mittellinie liege.

Überhaupt zeigt Menander, welche Macht das wirkliche Leben, die Entwicklung der Dinge selbst übt. Noch in einem dritten Stücke hat er väterliche Milde jämmerlich zu Fall kommen lassen. Ein Vater beobachtet seinen Sohn, von dessen Liebesabenteuer er weiß, bei einem Begräbnis und ist von seiner teilnehmenden Haltung dabei entzückt. Zwischen beiden herrscht ein gutes Verhältnis; der Sohn ist dankbar für die liberale Nachsicht des Alten. Aber dieser bewahrt seine Fassung durchaus nicht auf die Dauer. Denn als ihm das Leben in seiner ganzen Unbehaglichkeit so recht nahe rückt und ihm die Machinationen des mit seinem Sohne eng verbundenen Sklaven schwer zu schaffen machen, da ist es mit seinen schönen Grundsätzen bald vorbei, und es bedarf mehrfachen Zuspruches, um seinen Zorn, dessen gepreßten Ausdruck der Dichter trefflich schildert, endlich fahren zu lassen.

Der Zorn des Vaters ist in der Regel verletzte Liebe. In einem schönen Bruchstücke läßt der Poet, allem Anscheine nach einen Freund des Hauses, so reden: „Betrübe den Vater nicht, denn Du siehst doch, daß, wer am meisten liebt, durch das Geringste verletzt wird.“ Und diese väterliche Gesinnung geht bei Menander sehr weit. In der „Samierin“ scheinen einem älteren Mann seine Konkubine und sein Sohn des Ehebruches verdächtig; aber er ist von der weit schwereren Schuld jenes Weibes überzeugt. Es liegt hier also ein ähnlicher Fall wie in der Tragödie, in Euripides' „Phaidra“ (vgl. S. 97), vor, aber

weil es sich nur um eine Konkubine handelt, empfindet der Vater anders als dort.

Neben grundsätzlich milden, neben den nur bequemen Vätern stehen die sträflich schlaffen. In den plautinischen „Bacchides" tritt ein Greis auf, dem sein liederlicher Sohn großen Kummer bereitet. Er selbst ist in seiner Jugend sehr üppig gewesen, doch verzeiht er sich das gern und meint, allzu schlimm habe er es doch kaum getrieben. Aber bald widerlegt er sich selbst. Denn da er im Verein mit einem alten Leidensgenossen den Versuch wagt, dessen und seinen eignen Sohn ihren Verführerinnen abspenstig zu machen, unterliegen beide Greise schmählich: ein Vorgang, in dem Mommsen eine völlig Kotzebuesche Sittenfäulnis gefunden hat — ein vielleicht etwas zu hartes Urteil.

Menander wäre kein Kenner des Menschenlebens gewesen, hätte er nicht auch der milden Reife des Greisenalters, von der ein Aristoteles nichts wissen wollte, eine freundliche Rolle zugewiesen. Eine solche Gestalt ist sein Pataikos in dem neugefundenen Stücke „Das geschorene Mädchen". Als junger Mann hat dieser seine beiden Zwillingskinder, deren Geburt ihm seine Frau gekostet, aussetzen lassen; nun ist er der stete Redner zum Guten, der überall Versöhnung stiften möchte und endlich seine Kinder auch wiederfinden darf.

Merkwürdig einseitig ist das Verhältnis zwischen Vätern und Töchtern zur Darstellung gekommen. Wir haben dieses in zwei Fällen schon kennengelernt: beide Male handelt es sich um die Versuche von Vätern, Untreue in der Ehe zu veranlassen. Echt menschlich dagegen hilft die Mutter dem Sohne, wenn er in der Klemme ist, sie nimmt es vor ihrem zornigen Gatten auf sich, für jenen gutzusagen. Freilich ist dem Vater, der doch auch seinen Sohn liebt, dieser natürliche Zusammenhang unangenehm, und er brummt wohl seine Frau an: Dein Sohn hat alle Fehler

von Dir! Überhaupt zeigt Menander, der so viele junge Paare miteinander verbindet, alte Eheleute selten in einem guten Verhältnis. Der Mann ärgert sich über den fortgesetzten Ungehorsam der Frau, und diese hat deswegen mehrfach von vornherein ein schlechtes Gewissen. Und doch scheint es des Dichters eigne Überzeugung gewesen zu sein, daß kein Verhältnis auf Erden an Vertrautheit sich mit dem von Mann und Weib messen kann.

Ganz anders als das Verhältnis zweier Brüder, die sich in der Jugend gegenseitig bei Liebesstreichen unterstützen, weit inniger ist die Verbindung zwischen Bruder und Schwester. Die feine, humane Schonung des Nebenmenschen, die in Attika herrscht, tritt deutlich in der Haltung einer armen Schwester hervor, die ihrem wohlhabenden Bruder, den sie nach langer Trennung wieder entdeckt, nichts von ihrem verwandtschaftlichen Verhältnis offenbaren will, um ihn nicht in materiellen Schaden zu bringen. In der „Topfkomödie" haben wir dann ein altes herzlich verbundenes Geschwisterpaar. Er, ein heiterer Junggeselle, voll liebenswürdiger Galanterie gegen die Schwester, natürlich der Ehe stark abgeneigt; sie ebenso selbstverständlich darauf aus, den geliebten Bruder durch die Verbindung mit einem braven Mädchen noch glücklich zu machen. — —

Wie den Charakter der Hetäre, so hat Menander es verstanden, das typische Bild des Sklaven denkbar mannigfaltig zu gestalten. Vertreten sind alle Charakterschattierungen: der überaus gerissene Sklave, jene häufigste Erscheinungsform im Lustspiel, der mit seinem jungen Herrn gegen dessen Vater verbündete, dann aber auch der gute Freund gerade des Alten, weiter der lustige Page, die der Herrin nahestehende Zofe, die alte Amme usf.

Das Leben des attischen Sklaven stand schon seit langer Zeit nicht unter schwerem Druck; der Athener war im allgemeinen ein milder Herr. So können Menanders Beob-

achtungen über die Sklaven eine gewisse typische Gültigkeit für athenische Dienstbotenverhältnisse überhaupt beanspruchen. Es ist ein Ausschnitt aus dem gesamten Menschenleben, wenn uns der Dichter das Toben der Dienerschaft bei Abwesenheit der Herrschaft vorführt, wenn wir das hübsche Verhältnis zwischen den Sklaven und den Kindern des Hauses, die ihrem guten Freunde heimlich Leckerbissen zustecken, beobachten und anderseits den tollen Klatsch vernehmen, den die Dienerschaft über den Geiz ihres Herrn herumträgt.

Menander aber hat nicht nur den ganzen Sklavenstand, sondern auch dessen einzelne Erscheinungsformen individualisiert. Sein schlauer Sklave zeigt ganz besondere, persönliche Züge. Der Syrus des terenzischen „Selbstquälers“ erfindet etwas ganz Neues; er lügt schon gar nicht mehr, sondern spricht ganz offen die Wahrheit, weil er voraussetzt, man werde ihm, dem Schurken, ja doch nicht glauben. Und als er seinen schönen Plan scheitern sieht, empfindet er ganz das Bedauern eines Künstlers über sein vergehendes Werk, wie man hübsch gesagt hat. Umgekehrt besitzt ein anderer völlig abgefeimter Halunke und berufsmäßiger Lügner, der Davos der „Andria“, für die Wahrheit überhaupt kein Organ mehr und lehnt eine auf durchaus zuverlässigen Tatsachen beruhende Geschichte sofort als Schwindel ab. — So ist der schlaue Sklave auch bei Menander nicht selten der leitende Geist, der die Fäden des Ganzen in den Händen hat, oder, wie ein solcher einmal die Moral seines Standes ausspricht, der immer Rat wissen, gut und böse zu sein verstehen muß.

Daneben aber steht der Sklave, der, nicht mehr Intrigant und weniger lustige Figur, sein Dasein treubesorgt ganz in den Dienst der geliebten Herrschaft stellt, deren Wohl und Wehe ihn sogar in schlaflosen nächtlichen Stunden beschäftigt. Einer Persönlichkeit wie dem Onesimos des „Schiedsgerichtes“ gilt der Ruhm der eignen Findigkeit

nichts; er bereut vor uns seine Dummheit und rühmt die Klugheit seiner Mitsklavin. Er vertritt die gute Moral, er darf seinem alten Herrn dessen üble Handlungsweise vorhalten. So entwickelt sich ganz anders als das Verhältnis, das einen Schlaukopf mit seinem auf ihn angewiesenen jungen Herrn verbindet, ein Verkehr auf völlig gleichem Fuße. Ja, wenn der Herr sich einmal dem Diener gegenüber auf dieses Vertrauen beruft, so darf ihn der Sklave schon mit leiser Verstimmung auf seine doch stets dafür bewiesene Dankbarkeit hinweisen.

Eine besonders feine Charakterrolle spielt der Pädagog. In den „Bacchides“ führt der Erzieher des jungen Pistoclerus über die Liederlichkeit seines Zöglings vor dessen Vater verzweifelte Klage. Es ist der alte, stets neue, mitten aus dem Leben gegriffene Gegensatz zwischen Schule und Haus. Denn selbstverständlich nimmt der Vater, eingedenk der eignen tatenreichen Jugend, die Streiche seines Sohnes denkbar leicht und meint, er sei selbst nicht besser gewesen. Das erregt den Pädagogen gewaltig: ein solches Vertrauen ruiniert den Sohn vollends, der nun auf seinen bekümmerten Lehrer nichts mehr gibt; auch war die alte Zeit sicher sehr viel besser; jetzt ist die Jugend unverschämt und unbotmäßig, und, o Jammer, das Haus unterstützt immer noch die Frechheit des Jüngelchens.

Nahe verbunden sind auch Herrin und Zofe. Diese ist nicht minder schlau als so mancher Sklave, nicht weniger auf die Erlangung ihrer Freiheit bedacht. Echt weiblich bedauert eine solche einmal tief, daß bei einer Gewalttat auch das feine Gewand ihrer Herrin seine Fasson ganz verloren habe. — —

Nach älterem Muster hat Menander, wie bemerkt, auch völlige Charakterkomödien geschaffen. Uns wird ein „Weiberfeind“, ein „Abergläubischer“, ein „Griesgram“ genannt, der vielleicht mit Plautus' „Topfkomödie“, dem Vor-

bilde des Moliereschen Avare, identisch ist; auf alle Fälle ist das plautinische Stück menandrisch. Mit größter Liebe ist hier nun der Hauptcharakter gezeichnet. Euclio, der Besitzer eines großen Schatzes, jagt seine Magd weg, weil sie ihn beim Zusammensein mit seinem höchsten Gut belaure, er wacht die Nächte durch, hockt zu Hause gleich einem lahmen Schuster, erweist den Nachbarn nie die kleinste Gefälligkeit, erscheint beflissen beim geringen öffentlichen Geldempfang, nur damit man ihn um Gottes willen nicht für reich halte. Seine Tochter kann er natürlich mit keiner Mitgift ausstatten; daß sein zukünftiger Schwiegersohn eine solche auch nicht braucht, macht ihn glücklich, und er befürchtet jetzt nur, das Verlöbnis könne wieder zurückgehen; anderseits ist er doch auch in Sorge, sein Eidam wolle eigentlich nur wegen des Schatzes seines Schwiegervaters heiraten. Die Hochzeit selbst macht ihm wegen ihrer Kosten weiter keine Skrupel, da sein Schwiegersohn alles zahlen will. Deshalb hat Euclio, der sich in vollem Ernst schon lange auch vor sich selbst für arm hält, für das Fest auf dem Markte nur ein bißchen Weihrauch und einige Kränze erstanden. Trotzdem ist er gewaltig verdrossen über das von seinem Schwiegersohn aufgebotene Heer von vielleicht diebischen Köchen in seinem Hause, deren Leistungen er übrigens für sehr geringwertig zu erklären die Stirne hat. In seiner Monomanie bezieht er bis zuletzt alles nur auf seinen Schatz. Als ihm der Liebhaber seiner Tochter seine an dieser verübte Gewalttat zögernd bekennt, glaubt Euclio — die Szene ist ein wahres Kabinettstück menandrischen Humors — zuerst nur, in jenem den Räuber des ihm mittlerweile entwendeten Gutes vor sich zu haben, und nimmt die Sache leichter, als er bemerkt, daß es sich nur um seine Tochter handle. — — —

Menander ist in der Tat der König des griechischen bürgerlichen Lustspiels. Eng ist seine Welt, wie man sehr richtig

betont hat, aber in der Beschränkung zeigt sich auch hier der Meister. Er schafft zum ersten Male in der dramatischen griechischen Dichtung mit Bewußtsein einheitliche Charaktere. Aber er führt sie nicht pedantisch durch, er stellt sie zugleich unter ein großes Lebensgesetz. Er zeigt, daß der Mensch sehr oft trotz aller guten Anlage und noch mehr, trotz fester Grundsätze, dem Drucke der äußeren Umstände des Lebens weicht. Und in der Unaufdringlichkeit dieser seiner Anschauung betätigt er zugleich das wahre künstlerische Empfinden.



Nach Menander ist uns mit Namen kein Komödiendichter bekannt, dem die Schöpfung ganz neuer, wirklich origineller Gestalten gelungen wäre. Apollodoros lehnt sich zuweilen an den attischen Klassiker an, doch scheint ihm auch Charakteristisches gelungen zu sein. Besonders wahr ist u. a. eine Szene, in der eine Frau dahinter kommt, daß ihr Mann sehr zum Schaden ihres Haushaltsgeldes seit Jahr und Tag in der Fremde eine zweite Familie gegründet hat und noch erhält. Derartige Zustände erhalten auch noch in anderen Stücken mehr oder minder wahrscheinliche Darstellung. — Als ein echter Typus der Komödie war uns der Offizier entgegengetreten. Auch Menander hat ihn, wie wir bemerkten, verwendet, ohne ihn, trotz seiner Torheiten und seiner brutalen Handlungsweise, gerade zu karikieren. Ein plautinisches Stück führt nun den Bramarbas in ganzer Größe vor. Er ist dumm, taktlos, über die Maßen ruhmredig, feige und hält sich vor allem für einen Adonis, für den Liebling aller Frauen. Dafür gilt es ihn nun zu bestrafen, und dazu wirkt ein fideler alter Junggeselle mit, eine der besten Gestalten, die der griechischen Komödie außerhalb Menanders gelungen sind. Periplectomenus, so heißt er, ist 54 Jahre alt, mag aber durchaus noch nicht als Greis

gelten. So mißfällt es ihm, wenn ein jugendlicher Liebhaber voll Taktgefühl ihm, dem ältlichen Herrn, nicht mit seinen Kindereien kommen mag; das sei, meint er, gar keine richtige Verliebtheit, die solche Scheu pflege. Er selber fühle sich durchaus noch auf der Höhe, könne mit jedem Liebenden empfinden, ja vermöge in der Liebe auch noch etwas zu leisten, beim fröhlichen Trunk ein guter Kamerad zu sein — sogar noch Cancan zu tanzen. Voll tiefer Abneigung gegen die Ehe, in der man von früh bis spät immer nur das „Gib, gib, gib" von seiner Frau hören muß, lobt er warm seine Verwandten, die einst sein Vermögen erhalten sollen und darum den Erbonkel so traulich umhätscheln, daß er sich gar keine Kinder wünscht. Derb und natürlich, kann er die höflichen Redensarten wie „bitte, nur meinetwegen keine Umstände" nicht ausstehen: alberne Heuchelei, das aufgetragene Essen bescheiden abzulehnen und dann doch kräftig einzuhauen. — Ein solch munterer, alter Knabe steht in seiner kraftvollen, humoristischen Echtheit typisch für Jahrtausende da. — — —

Eng begrenzt ist, wie bemerkt, das Menschheitsfeld der späten griechischen Komödie; auch die neuesten Funde haben unsere Vorstellung vom Umfang der attischen Gesellschaft nicht vermehrt. Es sind stets Vertreter derselben Stände, selten, daß außer diesen Bürgern, Inhabern von Landsitzen und Kaufleuten auch einmal ein Arzt erscheint, der dann wieder als Wichtigtuer lächerlich gemacht wird. Was aber an Weite des Gesichtskreises fehlt, wird gewonnen durch die psychologische Tiefe. Mit Unrecht ist diese in neuer Zeit geleugnet worden: soviel glaube ich in meinen Ausführungen gezeigt zu haben. — Auch die Situationen sind wenig mannigfaltig. Aber die Dichter, in erster Linie Menander, wissen doch durch die geschickte Verbindung dieser und der unendlich fein variierten Charaktere immer wieder neue Probleme zu stellen und zu lösen. Stets mit dem Leben in unmittelbarster

Fühlung, geben sie dem dort Erschauten Ausdruck: sie waren Menschen, schauten Menschen, lehrten Menschen kennen.

Der Mimus; andere Dichtungsformen.

Mit der Komödie verwandt und doch durch die schriftstellerische Absicht von ihr geschieden ist der sogenannte „Mimos“, eine Art Augenblicksphotographie aus dem täglichen Leben, nicht selten in recht derber, auch ungemein schmutziger Erscheinungsform. Vor uns sehen wir echte Typen, darunter überwiegend Frauen. Sie besuchen sich unter einander mit guter oder böser Absicht, klatschen, keifen, besonders gern mit den Dienstboten, begleiten sich auf allerhand Wegen und erzählen uns auch natürlich von ihren Liebesabenteuern. Von sonstigen Volkstypen erscheint ein Bordellwirt, ein Schuster und ein Schulmeister. Die Lebenswahrheit, mit der diese Gesellschaft geschildert wird, ist stets packend, auch wo die Roheit sich gar zu breit macht.

Unter den erhaltenen Mimen beanspruchen die des gefeierten Dichters Theokritos den Vorrang. Betrachten wir zuerst die „Syrakusierinnen oder die Frauen beim Adonisfest“. Ganz erschöpft kommt die eine Frau zur anderen, durch das Gedränge hat sie sich bis zu dieser, die am äußersten Stadtende wohnt, durcharbeiten müssen. Das gibt Gelegenheit über den törichten Mann zu schelten, der, ein überhaupt ganz unbrauchbarer Patron, eine so weit entlegene Wohnung genommen. Die gute Freundin versteht die Dulderin völlig; denn auch sie liegt im gleichen Lazarett krank. Nach einem Intermezzo der Hausherrin mit der dummen Sklavin stürzen sich dann die Frauen ins Festgedränge, unaufhörlich als echte Triebwesen ihren Gefühlen Ausdruck gebend, bald freundliche Menschen, die ihnen weiterhelfen, segnend, bald solche, denen ihr Geschwätz zuviel wird, anfauchend. Endlich, nachdem sie das Fest genossen, gehen

sie nach Hause, um voll Resignation den lästigen Gatten zu versorgen. — Sehr anschaulich führt uns ein anderes Monodrama ein eifersüchtiges Mädchen vor, das an einem Liebeszauber wirkt. Mit den üblichen Farben schildert das junge Weib selbst den überschnellen Akt des Verliebens, individueller die Verführung, dann die Treulosigkeit des Mannes, der nun durch magische Mittel wieder zurückgeführt werden soll. Eine prachtvolle Szene, aus der uns die ganze Glut südländischer Sinnlichkeit entgegenflammt. — —

Der Hauptvertreter des Mimus aber ist Herondas. Er steigt tief ins gemeinste Volksleben hinab. Am harmlosesten ist noch die Szene, in der zwei Frauen sich bei einem Schuster einen feinen Schuh erhandeln. Trefflich wird der mit allen Hunden gehetzte Meister geschildert, wie er bald seine Armut beklagt, bald die Ware preist, bald seinen schönen Kundinnen schmeichelt, die aber auch ihrerseits ihre weiblichen Listen brauchen. — Roh ist schon der „Schulmeister", in dem eine zornige Mutter ihren ungeratenen Schlingel von Sohn durch seinen handfesten Lehrer halbtot schlagen läßt, roher die Rede des „Bordellwirts", dem ein reicher Kunde eine Dirne auf gewalttätige Weise entführt hat und der nun zynisch und ganz ohne jede Selbstachtung alles aufbietet, um zu seinem Rechte zu kommen, aber auch bereit scheint, sich durch einige ihm unter der Hand zugesteckte Silberlinge beruhigen zu lassen. Ein Bild stärkster Gemeinheit entrollt der Mimus „die Eifersüchtige". Es handelt sich um eine mit einem Sklaven buhlende Frau, die, der Untreue ihres Geliebten auf die Spur gekommen, in hysterischen Wutausbrüchen tobt und die Willkür der beleidigten Herrin an dem sehr viel nobleren Diener ausläßt, um zuletzt in launischer Schnelligkeit ihm doch noch die Strafe zu schenken. — Harmloser ist die „Kupplerin", ein Gesellschaftsbild aus Alexandria, das uns den sehr geschickten Anschlag einer Gelegenheitsmacherin auf eine junge

Strohwitwe vorführt. Die Alte zieht alle Register der Verführung, aber ohne jeden Erfolg; ihre plebejischen Kunstgriffe sind der jungen Frau ganz einfach zu dumm, und das Ganze löst sich, wenn auch nicht in Wohlgefallen, so doch befriedigend auf.

Gleich natürlich, aber von ganz anderem, höherem Gehalt ist ein namenloses Gedicht, das man etwas gekünstelt „des Mädchens Klage“ genannt hat. Wir haben es wieder mit einer Verlassenen zu tun, aber in anderer Situation, als Theokrits Gedicht sie zeigte. Ein Mädchen steht vor der Türe ihres Geliebten und erinnert sich des verräterischen Bundes. Tief psychologisch ist es, wie der Jüngling nach dem Liebesgenuß sein Genüge gefunden hat, das Weib aber nun erst ganz vom Gefühl ergriffen ist. Eifersucht zeigt ihr den Weg durch die dunkle Nacht; Zorn erfüllt sie gegen den, der ihr aufrichtige, unsinnliche Liebe vorheuchelte und nach dem Genuß eine kleine Entzweiung zum Anlasse des Bruches machte. Aber dann setzt wieder weiche Liebe ein; sie fleht den Harten an, sie nicht zu verstoßen. Doch aufs neue brennt die Empörung auf, die dann freilich bald der Sehnsucht nach Aussöhnung weicht: ein wundervolles Stück ewig sich erneuernden Menschenlebens. —

Derartige Offenbarungen sprechen lauter als die herkömmlichen Schilderungen der Liebe in griechischen Elegien, soweit wir solche kennen, oder in Epigrammen oder endlich in den späten kleinen Epen der Alexandriner, die ja so oft die Liebe zum Thema nehmen. Wir verzichten daher, hier noch weiter auf diese hellenistischen Dichtungen einzugehen, so hell sich auch die Schilderung von Medeas Liebe zu Jason aus dem sonst langweiligen Argonautenepos des Apollonios von Rhodos heraushebt. Auch Kallimachos, der fein beobachtende, etwas satirische Dichter, erfordert hier keine besondere Würdigung; sie würde uns über den Zeitgeist,

die Betrachtung des menschlichen Wesens in jener Epoche nichts wesentlich Neues lehren.

Dagegen müssen wir hier noch mit einem Worte der griechischen, d. h. der ionischen Novelle gedenken, die seit alten Zeiten ihr Sonderleben weitergeführt hatte. Da begegnet uns im zweiten resp. ersten Jahrhundert v. Chr. Aristeides von Milet, der die berühmte Novelle der „Matrone von Ephesos“, wohl einen alten Stoff bearbeitend, erzählt hat, jene psychologisch wahre Dichtung von der verzweifelten Witwe, die sich durch einen braven Soldaten zuletzt so nachhaltig trösten ließ, daß sie sich ihm zu Liebe sogar am Leichnam ihres Gatten vergriff.



So erreicht zur Zeit des älteren Hellenismus die griechische Menschenkunde auch in der Dichtung ihren Höhepunkt. Das ionische Epos, der von der Sophistik beeinflußte Euripides, die neue Komödie und der Mimus sind die Stationen, auf denen der Gipfel dichterischer Charakteristik gewonnen wird. Und doch wäre es unrichtig, in dem Ganzen nur eine Entwicklung auf ein bestimmtes Ziel sehen zu wollen. Auch Homer und Euripides haben auf ihre Weise absolute Menschenwerte von ewiger Gültigkeit geschaffen. Dagegen macht der hellenistische Dichter, unbeirrt durch gegebene Stoffe, gleich dem peripatetischen Philosophen das Menschenstudium schon zu einer Art Wissenschaft, und seiner Tätigkeit ist ein unvergänglicher Erfolg zugefallen.



Schluß.

Wir haben uns griechische Menschen aus drei großen Perioden der griechischen Literaturgeschichte vorgeführt, ohne zu verkennen, daß hier von scharfer chronologischer Trennung, von schroffen Übergängen nicht die Rede sein kann, daß vielmehr die einzelnen Perioden sich tief ineinander schieben; wir haben dementsprechend die hellenische Menschenkunde sich entwickeln sehen.

So erschienen uns denn die Jonier als das Volk des Intellektualismus, der Forschung. Beides tritt schon bei Homer hervor und wächst dann im Laufe der Zeit zum Wunderbau der ionischen Wissenschaft empor. Aus dieser gewinnen sich die Sophisten ein fast ausschließliches Arbeitsgebiet, die Kunde vom Menschen. Tief ist der sophistische Einfluß auf Euripides und Thukydides, die gleichwohl den ethischen Trieb ihres Volkes bewahren. Denn die Attiker sind in der Hauptsache Ethiker geblieben; so glänzend sie, von den Sophisten angeregt, die Kunst der Charakteristik entwickelt haben, so wenig nehmen sie das allseitige Studium des Menschen in ihr Programm auf; haben sie sich doch auch nie sehr eingehend um die Medizin gekümmert. Ja, trotzdem Platons Akademie eine wissenschaftliche Organisation allerersten Ranges gewesen ist, hat gerade ihr größter Schüler Aristoteles in Platons Lehre vom Glücke des Guten den Kernsatz seines Systems gefunden. Mit Aristoteles und seiner Zeit aber kommt wieder der alte Geist des Joniertums auf, die voraussetzungslose Betrachtung des wissenschaftlichen Objektes, und wie die anderen Lebewesen und Organismen, so wird nun vollends des Menschen Dasein nach Breite und Tiefe so weit erkannt, wie es das Altertum bisher kaum vermocht noch je wieder verstanden hat. Psychologie, Geschichtschreibung, Biographie, Ethnographie

und Dichtung vereinigen sich zum gleichen Zwecke, und wieder wie in den goldenen ionischen Zeiten begleitet die Blüte der Medizin diese stolze Entwicklung. Aber sie hielt sich nicht lange auf ihrer Höhe. Die Erforschung des Charakteristischen ward zur Manie und zur kleinlichen Anekdotensucht. Eine gesunde Reaktion gegen dieses Wesen trat durch Polybios ein; er zeigte den Weg zur richtigen Behandlung geschichtlicher Charaktere. Sein Nachfolger Poseidonios aber wandte sich wieder der peripatetischen Methode, freilich in gemäßigtem Sinne zu; auch seine Psychologie zeigte stark peripatetischen Einschlag. Doch bezeichnet Poseidonios, wie länger bekannt, schon den Übergang zu einer neuen Epoche; bereits in ihm kündigt sich die orientalische Religiosität an. Bald betrachten die Griechen den Menschen nicht mehr als Werk der Natur, sondern legen fast nur noch den moralischen und religiösen Maßstab an sein Wesen. Der Individualismus erstirbt allmählich, das religiöse Massenbewußtsein wird zur alles beherrschenden Macht. — — —

Die Griechen haben uns manche Entwicklung propädeutisch vorgelebt, so auch die Kunde vom Menschen. Bewundernd blickt der moderne Mediziner, der das Werden seiner Wissenschaft überschaut, auf die Leistungen der Hellenen, bewundernd lernen wir, welche Ausdauer sie der Menschenforschung gewidmet haben. Freilich ist ein durchaus einheitlicher Drang, ein fortgesetztes Zielstreben nicht zu erkennen; die Entwicklung kennt mehrfache Unterbrechungen. Aber in der modernen Zeit ist es ja damit nicht anders gewesen. Der Entdeckung des Menschen in der Renaissance folgten Jahrhunderte, da andere Interessen dieses zurückdrängten. — Die Griechen haben aber nicht etwa den antiken, uns fremden Menschen, sondern den ganzen, vollen, ewig gültigen Menschen, das Individuum entdeckt und kennen gelehrt. Der Gewinn war unendlich: „ein ganzes befreites Menschentum hat kein Volk erreicht

als die Griechen und wer es von ihnen gelernt hat," sagt P. Natorp. —



Das Entwicklungsbild, das ich hier zu geben versucht habe, ist in keiner Weise vollständig. Es fehlt die medizinische Psychologie der Jonier und auch der Peripatetiker, die Versuche beider, die seelischen Erscheinungen mit den körperlichen in organischen Zusammenhang zu bringen, sind nur berührt, nicht eingehend dargelegt. Dieses muß aber einmal von einem Kundigen geleistet werden. Denn unsere Aufgabe ist es, die Kunde der Griechen vom ganzen Menschen immer völliger zu überblicken. Wir sind dies den Griechen schuldig, die von allen Völkern zuerst die beiden großen Fragen: wie ist der Mensch? wie soll er sein? in ewig vorbildlicher Weise beantwortet haben.



Literatur.

Zu dem Kapitel über Homer habe ich von neuer und neuester Literatur mit erheblichstem Nutzen natürlich v. Wilamowitz' Werk: Die Ilias und Homer. Berlin 1916, sowie die trefflich hodegetischen Bücher G. Finslers: Homer. I². Leipzig-Berlin 1913; II, 1918; Die homerische Dichtung (Aus Natur und Geisteswelt 496). Leipzig-Berlin 1915 verwendet. — Für die homerische Kenntnis des menschlichen Körpers ist, bevor wir einmal eine umfassende Arbeit über die homerische Anatomie erhalten, recht wichtig Otto Körner: Wesen und Wert der homerischen Heilkunde. Wiesbaden 1904. —

S. 57. Über die Ursprünglichkeit der ionischen Fabel vgl. A. Hausrath: Achiqar und Aesop. Sitzungsber. d. Heidelberg. Akad. d. Wiss. 1918. 2. Abh. und denselben über die altionische Novelle in den N. Jbb. f. d. Altert. XVII 1, 441 ff.

S. 63. Über Sappho ist besonders zu vergleichen v. Wilamowitz: Sappho und Simonides. Berlin 1913, S. 45 ff.

S. 66 ff. Über Herodot habe ich mit größtem Nutzen J. Bruns: Das literarische Porträt der Griechen im fünften und vierten Jahrhundert vor Christi Geburt. Berlin 1896 S. 71 bis 114 benutzt, ein Werk, das ich noch bei mehrfacher anderer Gelegenheit unten zitieren werde.

S. 72. Zu den medizinisch interessierten Philosophen, philosophisch orientierten Ärzten und den medizinischen Gegnern dieser vgl. Th. Gomperz: Griechische Denker I³ 221—254; M. Pohlenz: Hermes LIII, 1918, 396 ff.

S. 82 ff. Über Sophokles' Gestalten und ihren Mangel an psychologischer Einheit teile ich die Meinung Tychos von Wilamowitz-Möllendorff in seinem Buche: Die dramatische Technik des Sophokles. Philolog. Unters. XXII. Berlin 1917 in der Hauptsache, einige Übertreibungen der durchaus richtigen Grundanschauung sind indessen nicht abzuleugnen.

S. 89. Zum Streit der Sophisten über Natur und Erziehung vgl. W. Nestle: Philol. LXX, 1911, 21. So ziemlich das Beste über Euripides bietet Ed. Schwartz: Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Leipzig 1906, S. 36 ff.; mit Nutzen wird man auch H. Steiger: Euripides, seine Dichtung und seine Persönlichkeit. Leipzig 1912 (im „Erbe der Alten" V) lesen.

S. 104. Ich bemerke zum Schlusse meiner Darlegungen über Euripides, daß ich die Charakteristik der Spartaner (Andromache 445 ff.; vgl. auch 595 ff.; Schutzflehende 187), obwohl sie vielleicht nicht unzutreffend scheint, hier deswegen nicht berücksichtigt habe, weil es sich doch um das Urteil eines Gegners handelt. Auch das Wesen der Elektra hat keine Behandlung erfahren, da der Dichter diese Gestalt, wie S. 96 bemerkt, in tendenziöser Absicht geschaffen hat.

S. 104 ff. und 110 ff. habe ich in dem Abschnitte über Thukydides sowie über die Redner J. Bruns' oben zitiertes Werk eingehend benutzen können, ohne nun in allem mit ihm zu stimmen. — Über die Gerichtsrede vgl. W. Süß: Ethos. Leipzig 1910, über Lysias diesen und W. Motschmann: Die Charaktere bei Lysias. Diss. München 1905. —

S. 116 ff. Aristophanes: vgl. J. Bruns a. a. O. 149 ff. — Zum Kapitel über die Philosophie vgl. vor allem das tapfere und außer-

ordentlich tiefdringende Werk H. Maiers: Sokrates. Sein Werk und seine geschichtliche Stellung. Tübingen 1913, sowie die vortrefflichen Besprechungen dieses Buches durch W. W. Jäger: Deutsche Literaturzeitung 1915, S. 333 ff.; 381 ff. und Fr. Lortzing: Berlin. Philol. Wochenschr. 1915, Sp. 835 ff.; 869 ff.; 897 ff., dazu das Buch Ad. Busses: Sokrates. Berlin 1914. Mit dauerndem Nutzen habe ich ferner für Platon außer J. Bruns' oft genanntem Werke und H. Raeder: Platons philosophische Entwicklung. Leipzig 1905 besonders M. Pohlenz: Aus Platons Werdezeit. Berlin 1913, wozu als Gegenstück H. v. Arnim: Platos Jugenddialoge und die Entstehungszeit des Phaidros. Leipzig 1914 gehört, herangezogen. Ein besonderer Glücksfall war es für mich, daß ich noch in letzter Stunde v. Wilamowitz' herrliches Werk: Platon. I. Berlin 1919 lesen konnte. — Zu Aischines und Antisthenes vgl. H. Dittmar: Aischines von Sphettos. Philol. Untersuchungen. XXI. Berlin 1912. —

S. 141 ff. Über Demokrit ist von besonderer Bedeutung K. Reinhardts Aufsatz: Hekataios von Abdera und Demokrit. Hermes XLVII, 1912, 492 ff. —

S. 145 ff. über Isokrates vgl. J. Bruns a. a. O., S. 115 ff.; 528 ff.; F. Leo: Die griechisch-römische Biographie. Leipzig 1901, S. 91 ff.; G. Misch: Geschichte der Autobiographie. Leipzig-Berlin 1907, S. 86 ff.; Münscher in Pauly-Wissowa-Krolls Real-Encyklopädie IX 2, Sp. 2146 ff. —

S. 150 ff. Über Xenophon s. Bruns a. a. O. 35 ff.; 126 ff.; Leo a. a. O. S. 87 ff. —

S. 155 f. Über Theopomp vgl. Ed. Meyer: Theopomps Hellenika. Halle 1909, S. 83; 150 ff. und A. v. Meß: Rhein. Mus. LXX, 1915, 340 ff. —

S. 167 ff. Aristoteles. In Betracht kommen hier des Meisters Schriften über die Seele, seine Nikomachische Ethik, die Rhetorik, die Politika und gelegentliche Zitate aus kleineren Arbeiten, dazu die Fragmente. Für alles bleibt äußerst wichtig der 3. Band der Gomperzschen „Griechischen Denker“ S. 13—368. —

S. 186 ff. Über Theophrast vgl. Gomperz a. a. O. S. 368—389. —

S. 187 ff. Für die Betrachtung der Charaktere bleibt grundlegend O. Immischs Aufsatz im Philologus LVII, 1898, 193 ff. Ich benutze natürlich die Ausgabe der philologischen Gesellschaft zu Leipzig 1897, deren einzelne Übersetzungen ich jedoch mehrfach abändere ——

S. 190 f. Über den Schmeichler vgl. die bekannte Studie O. Ribbecks: Kolax. Abhandl. d. philos. histor. Klasse d. Kgl. sächs. Ges. d. Wiss. I. Leipzig 1883, über den Begriff des Eiron ebendenselben: Rhein. Mus. XXXI, 1876, 381—400; über den „Alazon“ und „Agroikos“ s. die gleichnamigen Schriften, Leipzig 1882 und Abhandl. d. philol. histor. Klasse d. Königl. sächs. Ges. d. Wiss. Leipzig 1885. Neuerdings hat dieses Gebiet wieder Ernst Meyer: Der Emporkömmling. Dissert. Gießen 1913 angebaut. —

S. 198. Über die pseudo-isokratische Rede an Demonikos vgl. P. Wendland: Anaximenes von Lampsakos. Berlin 1905, S. 81 ff. —

S. 207 ff. Über Polybios vgl. die ausgezeichnete Schrift J. Bruns': Die Persönlichkeit in der Geschichtschreibung der Alten. Berlin 1898, S. 1 ff.; 32 ff.; 84 ff. —

S. 212 ff. Über die Komödie vgl. nach den genannten Schriften Ribbecks über den „Alazon“ und „Agroikos“ desselben Geschichte der römischen

Dichtung. I. 1887, S. 64 ff.; ferner die leider viel zu wenig beachtete Arbeit J. Oeris: Die attische Gesellschaft in der neueren Komödie der Griechen. Hamburg 1897, sodann H. Sieß: Über die Charakterzeichnung in den Komödien des Terenz. Wiener Studien XXVIII, 1906, 229 ff.; XXIX, 1908, 81 ff.; 289 ff. und besonders Ph. E. Legrand: Daos. Lyon-Paris. 1910. S. 73 ff.; 307 ff. —

S. 232 ff. Über den Mimus und Herondas vgl. besonders noch O. Crusius: Die Mimiamben des Herondas. Göttingen 1893, eine noch keineswegs veraltete Schrift. —

S. 237. Über Poseidonios als den Abschluß dieses ganzen Strebens und Könnens: natürlich hätte ich noch Timagenes hinzufügen dürfen; dieser behauptet jedoch keine ganz selbständige Stellung mehr.



Register.

